This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

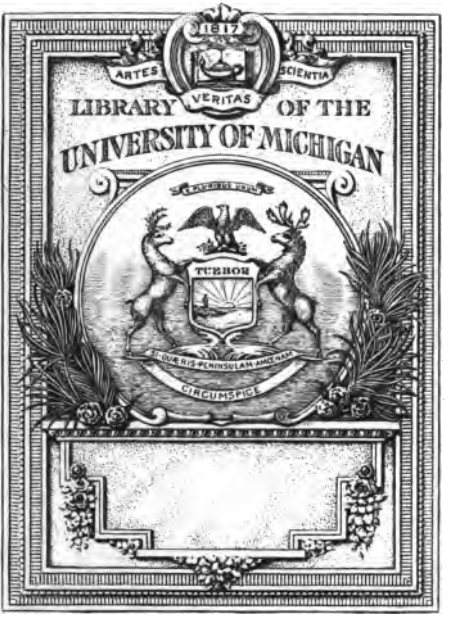
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

A 559358



Digitized by Google

1595.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Berlinische Monatsschrift.

Herausgegeben von

F. Gedike und J. E. Biester.

Neunter Band.

Januar bis Junius 1787.

Berlin, 1787.
Bei Haude und Spener.

Digitized by Google

AP
30
.B48
v.9

Digitized by Google

GL
Dir
Barataria
11-29-55
95512

Vorrede.

Es wird nicht unschiklich sein, den Anfang des neuen Bandes mit einer Vorrede zu begleiten, nachdem vier Jahrgänge, oder acht Bände, der Berlinischen Monatsschrift itzt glüklich geendiget sind. Wir sagen: glüklich; weil der gütige stets wachsende Beifall des Publikums, und die gefälligste Unterstützung mit Beiträgen von den berühmtesten und angesehensten Personen fast aller Stände, uns bis itzt beehrt hat. Ein Beifall und eine Unterstützung, welche uns nur ermuntern können, beides dadurch noch immer mehr zu verdienen, daß wir unserm Ziele fest entgegen arbeiten: freimüthig und wahrheitsliebend die Verbreitung nützlicher Einsichten und die Verbannung verderblicher Irrthümer befördern zu helfen.

Digitized by Google

Zwar konnte es hierbei auch nicht an Widerspruch fehlen; und wir sind in der That mit mancherlei Waffen angegriffen worden. Denn vielleicht war selten eine Zeit, wo, wie itzt, so laut, um nicht zu sagen, so stürmisch, von beiden Seiten zu Werke gegangen wird, wo die widersprechendsten Behauptungen aufs heftigste gegen einander aufgestellt werden, und wo man Sätze in Anspruch genommen sieht, die gleichsam die Sanktion ganzer Jahrhunderte für sich hatten. Hierdurch wird ohne Zweifel die Wahrheit sehr viel gewinnen: der Prüfungsgeist wird allgemeiner, und die Untersuchung verbreitet sich freier über alle Gegenstände. Allein hierdurch wird auch ein anscheinender Krieg Aller gegen Alle eingeführt, ohne welchen doch das Gebiet des Denkens todt und öde sein würde. So ist auch die Berl. Monatsschrift in manchen Streit verwikkelt worden; und namentlich mag vielleicht dies erste Stück des neuen Jahrganges Manchem gar zu polemisch scheinen. Indeß sind wir uns bewußt, nie mit unedlen Waffen gefochten zu haben;

ja

Digitized by Google

ja wir haben öfter das Vergnügen gehabt, daß unsre muthigsten Bestreiter theils unsrer Unparteilichkeit Gerechtigkeit genug widerfahren ließen, um die Bekanntmachung ihres Widerspruches gegen uns von uns selbst zu fordern, theils sich an uns selbst zur Emporhaltung wichtiger Wahrheiten anschlossen, so uneins sie auch in andern Punkten mit uns sein mogten. Vorzüglich aber können wir auf das Gefühl aller Leser uns berufen: ob je ein bei uns geführter Streit bloß Animosität und Rechthaberei zum Grunde hatte; oder ob er nicht vielmehr zur Gelegenheit diente, daß wichtige Gegenstände in ein helleres Licht gesetzt wurden?

Wir sind so glüklich, von einer Menge der edelsten Menschen die Versicherung zu hören: daß, bei aller Verschiedenheit der Meinungen, man doch die Absichten unsrer Bemühungen lobenswürdig findet, und an der Erfüllung derselben auch nicht ganz verzweifelt. Mehr als alles dies, muß uns aber der Edle Wunsch unsers erhabenen Königs beseuren, welcher sich in folgendem allergnädigsten Kabinetsschreiben findet.

Se.

Se. Königliche Majestät von Preussen lassen den Herausgebern der Berlinischen Monatsschrift für das von ihnen eingesandte Exemplar derselben danken, und wünschen: daß ihre gemeinnützigen Bemühungen um Aufklärung und Philosophie recht viel Gutes stiften mögen. Berlin den 13. December 1786. Friedrich Wilhelm.

Ein großes königliches Wort, das jeder Unterthan, ja jeder patriotische Deutsche mit Entzücken von dem Throne hören muß, dem die gereinigte Philosophie und die wahre freie Aufklärung seit Jahrhunderten soviel zu verdanken hat! Aber auch ein Wort, dessen herablassende Huld uns mit dem festesten Bande der treuesten Dankbarkeit auf ewig bindet, und dessen großen Sinn auf immer zu verdienen, das thätigste Bestreben unsers ganzen Lebens sein soll!

Berlin, den 1. Januar 1787. Die Herausgeber.

Digitized by Google

Inhalt

des neunten Bandes.

Januar.

1. Lob des Trajanus. Vom Herrn Prof. Ramler. Seite 1

2. Ueber das Betteln auf dem platten Lande und in kleinen Städten. 3

3. Letzte Erklärung des Thomas Akatholikus über Hrn. D. Semlers Empfehlung des Hirschenschen Luftsalzwassers. 28

4. Verordnung des Markgrafen Friedrich Heinrich von Brandenburg, Königl. Hoheit, über die zugestandne katholische Religionsübung in der lutherischen Kirche zu Schwedt. 52

5. Ueber und für die Vertheidigung der katholischen Messe von einem protestantischen Theologen und Mitgliede der Gesellschaft der reinen Lehre. Replik und Duplik. 57

6. Nöthige Gegenerklärung gegen des Hrn Oberhofpredigers Stark öffentliche Erklärung. Von den Herausgebern der Berl. Monatsschrift. 87

Digitized by Google

Februar.

1. Friedrichs Lob. An Alxinger in Wien. Vom Herrn Sekretär Bischof. Seite 101

2. Beitrag zur Geschichte der Behandlung des weiblichen Geschlechts bei verschiednen Völkern. Vom Herrn Prof. Meiners. 108

3. Ueber des Professor Pidoxit bekanntes Unternehmen im Jahr 1776. An Hrn. Bibliothekar Biester in Berlin. 105

4. Magnetische Desorganisation und Somnambulism. 126

5. Nachricht von den hinterlassenen Manuskripten des Königs Friedrich. Vom Herrn Geheimen Finanzrath von Wöllner. 161

6. Ueber einige Nachrichten von dem Leben des höchstsel. Königs. Von Biester. 166

7. Nachricht von der Röllingschen Harmonika. Von Biester. 175

8. Friedrichs Sternendenkmal. Vom Herrn Prof. Bode. 187

9. Gegenseitige Erklärung des Herrn Kapellmeister Reichardt und des Herrn Prof. Hottinger. 191

10. Berlinische Mortalitätstabellen vom Jahr 1786. 195

Digitized by Google

Inhalt

1. Briefe des Hochseel. Königs an die Frau Gräfin von Camas. 197

2. An den Licinius Murena. Horazens zehnte Ode des zweiten Buchs. Vom Herrn Prof. Ramler. 227

3. Voltus. Vom Herrn Prof. Selle. 230

4. Historische Nachricht von dem letzten Lebensjahre Königs Friedrich II. von Preussen. Von Sr. Excellenz, dem Königl. Staats- und Cabinets-Minister, Herrn Grafen von Herzberg. 242

5. Von dem nunmehr auch im römischen Staatskalender befindlichen Preußischen Königstitel. Von Biester. 299

6. An die Herausgeber der Berl. Monatschrift. Vom Herrn Doktor Semler. 302

Digitized by Google

April.

1) Rede bei Eröffnung des neuen Nationaltheaters in Berlin. Vom Hrn. Prof. Ramler. Seite 309

2) Ueber die frühe Beerdigung der Juden. Aus Prag. 317

3) Der Ruhm. Eine Epistel an Geßner. 334

4) Vorlesung in der feierlichen Versammlung der Akademie am 25. Januar 1787. Vom Herrn Geheimenrath Formey. 346

5) Ueber das itzige Streiten mancher Schriftsteller, besonders Lavaters, gegen die Berliner. Von Gedike und Biester. 352

6) Ueber Hrn. Oberhofprediger Starks neueste Erklärung in drei Zeitungen. Von den Herausgeb. der Berl. Monatsschrift. 395

Digitized by Google

Mai.

1. Der Tod der Polyxena. Nach dem Ovid. Nebst einer Epistel an Bamler. Von Hrn. Alxinger. Seite 405

2. Ueber den freien Getreidehandel in den Preussischen Staaten. 414

3. Reise nach der Insel Ischia, ohnweit Neapel. Im Febr. 1786. Vom Hrn. Leibmedikus Marcard. 425

4. Gedanken über die Bau- und Gartenkunst und beider Verwandtschaft. Vom Hrn. Br. v. F—n. 467

5. Die Toleranz. Vom Hrn. Hofrath Pfeffel. 475

6. Etwas von sentimalischen Gesundheiten. Vom Hrn. Hauptmann von Archenholz. 479

7. Ueber die magnetische Deforganisation in Bremen. 487

8. Nachricht von der Leopoldsstiftung. 503

Digitized by Google

Inhalt.

1. Ueber die allgemeine Toleranz. Briefe aus Virginien, an Hrn. Geh. Justizr. Möser. S. 505

2. Ueber die Astronomie des Thales und der Pythagoräer. Vom Hrn. Prof. Eberhard. 518

3. Abdul. Eine Erzählung. Vom Hrn. Hofr. Pfeffel. 521

4. Ueber den freien Gold- und Silberhandel. 523

5. Beschluß der Reise nach der Insel Ischia, ohnweit Neapel. Im Febr. 1786. Vom Hrn. Leibmedikus Marcard. 536

6. Vorläufige Erklärung über Schlossers Brief an Leuchsenring; nebst einem Mährchen. Vom Hrn. Geh. Rath Leuchsenring. 567

7. Nachricht über das von Hrn. D. Semler hieher gesandte Luftgold. Vom Hrn. Assessor Klaproth. 574

8. Desorganisation und Manipuliren. 588

Digitized by Google

Berlinische Monatsschrift.

1787.

Erstes Stük. Januar.

I.

Lob des Trajanus.

Martials sechstes Sinngedicht des elften Buchs.

So billig, so gerecht bist Du, mein Cäsar,
Als Numa *) war. Doch Numa war ein Armer.

Dem

*) Mit diesem gerechten und friedliebenden Römischen Könige ward auch der Preußische König Friedrich Wilhelm der Zweite länge vor seiner Thronbesteigung verglichen. In dem Vorspiel das Opfer der Nymphen, welches zur Ehre Seines hochseligen Oheims des Königes Friedrich, im Jahr 1773, den 24. Januar aufgeführt ward, sang Viadrina, die Nymphe des Oderstroms:

Verschleuß den Janustempel,
Quirinus! — Holder Numa,
Nie schleuß ihn wieder auf!
Du Sohn des Kriegeshelden,
Des Menschenfreundes Sohn,
Zum Streite sey gewappnet,
Und bleib' ein Menschenfreund!

Muster der Nachahmung dienet, und sein König Friedrich Wilhelm auf die gänzliche Vervollkommnung der innern Einrichtung desselben mit wirklich landesväterlicher Sorgfalt bedacht ist, und sich dieselbe zum Ziele seiner königlichen Thätigkeit und Bestrebungen gemacht hat.

Der itzige Zustand der Sache ist, meiner eignen Erfahrung nach, folgender.

Eine ungeheuer große Menge von Menschen aus allen Ständen, männlichen und weiblichen Geschlechts, jung und alt, Ausländer und Einländer, laufen im Lande umher, von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, erbitten, erbetteln, erbäten, ertrotzen, erschimpfen, erdrohen, erstehlen sich den nöthigen Lebensunterhalt. Krüppel, Lahme, kleine oder kranke Kinder, u. s. w. werden von gesunden und starken Menschen, die mit ihnen verwandt sind, oder sich zu ihnen gesellet haben, geführet, getragen, geschleppt, oder auf Schiebkarren umher gefahren. Ein sehr großer Theil dieser Menschen besteht: aus abgedankten Soldaten, die mit unter auf ihren König und ihr Vaterland schimpfen, daß sie, nachdem, wie sie sagen, sie ihre Haut und ihre Knochen zu Markte getragen haben, nunmehr darben und betteln müssen; aus Soldatenweibern und Soldatenkindern.

Die Menge dieser herumstreifenden Menschen, und ihr Ueberlauf ist so groß, daß durch ein Dorf,

zu

zumal wenn es an der Landstraße liegt, zuweilen 30 bis 40 und noch mehr tagtäglich durchpassiren, und von Haus zu Haus, oder dahin, wo sie etwas zu erhalten hoffen, und wissen, gehen, und um ein Allmosen ansuchen. Man muß bedenken, daß die nehmlichen Leute nicht zu oft in einem und ebendenselben Orte wieder erscheinen, und man kann sich alsdann einigen Begrif von ihrer Anzahl machen. Manche kommen alle Jahr nur einmahl in einer Gegend, andere noch seltener, nachdem der Kreis ihrer Wanderschaft größer oder kleiner ist.

So verhält sich die Sache, und so ist sie auch wohl den meisten meiner Leser bekannt. Ich habe das Historische davon nicht ganz mit Stillschweigen übergehen können, wenn es auch noch bekannter wäre. Weitläuftiger aber darüber zu sein, und es mit lebhaftern Farben darzustellen, war nicht nöthig. Nun will ich von dem mannichfachen Schädlichen und dem höchst Unglüklichen und Verderblichen, welches die Sache mit sich führt, reden; ob ich mich gleich beinahe schäme, so ganz handgreifliche, und von selbst in die Augen fallende Dinge und Wahrheiten zu sagen. Aber es muß doch geschehen.

Erstlich also ist es ganz augenscheinlich, daß alle diese Menschen, mit allen Kräften, Fähigkeiten und Fertigkeiten ihres Körpers und ihres Geistes, für das Beste der Gesellschaft so gut, wie ganz

verloren, und ohne allen Werth sind. Sie sind bloß verzehrende, und wegen ihrer herumstreifenden Lebensart und gewöhnlichen Unmäßigkeit unverhältnißmäßig viel verzehrende Mitglieder des Staats und der Gesellschaft; und es ist offenbar, je größer die Anzahl solcher ist, desto größer ist der Nachtheil für das allgemeine Wohl.

Wie sehr die öffentliche Sicherheit bei der Bettelei leidet, und wie viel Diebe und Straßenräuber unter dem Namen und der Gestalt von Bettlern herumschleichen, will ich nicht einmal erwähnen.

Zweitens. Diese Menschen sind eine wahre Landplage, eine drükkende Last für ihre einzelnen Mitmenschen, und vorzüglich für den Theil derselben, welcher der wichtigste, der nützlichste und der unentbehrlichste in der Gesellschaft ist, und der ohnehin auf so mannigfache Weise gedrükt und beeinträchtigt wird. Man kann selbst leicht nachdem, was ich oben angegeben habe, ohngefähr berechnen, welche wichtige Ausgabe für den Landmann die Allmosen sind. Um nur ein einziges bestimmtes Beispiel anzuführen, so kann ich selbst nach einer zuverlässigen Erfahrung versichern, daß ein gewisser Bauer in einem an der Landstraße liegenden Dorfe, fast eben so viel Brodkorn auf die Bettler, als auf seine zahlreiche Familie und seinen grossen Hausstand rechnen muß: wenigstens 12 bis 15 Rthlr. baar Geld jährlich; ohne

Fleisch,

Fleisch, Butter, Käse, Eier und Gemüse, welches doch auch häufig gegeben wird, mit in Anschlag zu bringen. Dazu kommt noch die Beschwerde, daß eine Person bei Tage fast immer in Bereitschaft sein muß, den Bettlern aufzuwarten, worunter die häusliche Arbeit leidet. Insonderheit ist es im Sommer äußerst lästig und nachtheilig, daß stets ein erwachsener Mensch zu Hause bleiben muß, und an der Feld- und Gartenarbeit nicht Theil nehmen kann. Die Furcht, von Bettlern bestohlen zu werden, nöthigt sie darzu.

Drittens. Diese der Gesellschaft so unnützen und ihren Mitbürgern so beschwerlichen Menschen sind für sich selbst (wenigstens in vielem Betracht) höchst unglüklich.

Man nehme das drükkende Gefühl: seinen Mitmenschen eine Last, ein Abscheu zu sein, und in Ansehung seines Unterhalts ganz von ihrer Gnade und jedesmaligen Laune abzuhängen. Welche Niederträchtigkeit und Verworfenheit gehöret darzu, dabei gleichgültig zu sein; und in welchem traurigen Gemüthszustande muß man sich befinden, so lange man dagegen noch empfindlich ist? Und sind beide Arten Menschen nicht äusserst unglüklich?

Welch eine schreckliche Aussicht ist es für sie, bei ihrer Lebensart alt und krank zu werden; und wie entsetzlich elend sind sie, wenn der Fall wirklich eintritt? Wie unglüklich sind insonderheit die Kinder und jungen Leute, die sich von Jugend auf

Digitized by Google

zur Unthätigkeit, zu einer unsteten Lebensart, zur Unordnung und Unmäßigkeit in ihrer Lebensart verwöhnen, ohne alle zweckmäßige Ausbildung ihrer körperlichen und geistigen Kräfte bleiben, und zu niedern Gesinnungen und sittlicher Unwürdigkeit gleichsam mit Gewalt genöthigt werden!

Viertens. Bei den Bettlern steht der Empfang der Wohlthaten von ihren Mitmenschen, deren Unterstützung, und der Bettler äussere Glükseligkeit, im umgekehrten Verhältnisse mit ihrem Bedürfnisse und ihrem Werthe. Je stärker und gesunder, und je besser zu Fuße ein Bettler ist, desto weiter kann er in einem Tage laufen, desto mehr Allmosen kann er sich also von Hause zu Hause, von Dorfe zu Dorfe einsammlen. Auch fürchtet sich der Landmann vor dem rüstigen starken Bettler, daß er ihn bestehle, ihm seine Fruchtbäume verderbe, oder sonst Schaden zufüge, ja wohl gar das Haus in Brand stekke, wenn er sich nicht in gutem mit ihm abfindet, und seine Forderungen befriediget.

Je unbescheidner, unverschämter und verwegner der Bettler ist, desto besser glükt es ihm. Er muß geradezu in die Häuser und Stuben der Landleute dringen, ungestüm fodern, und sich nicht aus der Selle treiben lassen; dann fehlt es ihm nicht leicht. Der wirklich Elende, der Unfähige sich durch seiner Hände Arbeit zu ernähren, der Kranke, der Ehrliebende, der Schächterne und Bescheidene

kann

kann und wird zehn ja hundertmal eher in seinem Elende umkommen und verhungern, als jener rüstige, verwegene, verruchte Bube nur einmal Noth leidet.

Ist das nicht eine Entsetzen und Schauder erregende Verkehrtheit der Dinge, und eine Zerstörung aller natürlichen, sittlichen und bürgerlichen Ordnung und Verhältnisse?

Fünftens. Die gesammte Moralität und die Stimmung des Nationalcharakters eines Volks werden auf mannichfache Weise durch die Bettelei verdorben. Von den Bettlern selbst, die gleichwohl einen so beträchtlichen Theil der Menschen im Staate ausmachen, will ich gar nicht reden. Diese sind nun ein für allemal schon als abgestorbene und in Fäulniß gerathene Glieder der Gesellschaft anzusehen. Aber man bedenke, daß die Fäulniß im Politischen und Moralischen so gut wie im Physischen immer weiter um sich greift, und nach und nach auch die gesunden Glieder anstekt und verderbt. Ich will eigentlich reden. Wenn der gemeine Mann, der Handwerker, der Tagelöhner, die so sehr oft bei mühsamer Anstrengung und regelmäßigem Fleisse kaum so viel erwerben, daß sie sich und die ihrigen nothdürftig erhalten können, sehen, daß der Faullenzer, der Bettler oft besser leben, als sie, wie denn das wirklich häufig der Fall ist; was muß das für einen Eindruk auf sie machen? Wie leicht ist es möglich,

daß sie auf den Gedanken kommen: wenn es mit der Arbeit nicht recht mehr gehen will, wollen wir es auch so machen; oder daß sie wirklich bei einer verschuldeten oder unverschuldeten Widrigkeit in ihren Berufsarbeiten und beheimigem dadurch entstandenen Mangel in dem nöthigen Lebensunterhalte sich flugs entschließen zu betteln und auf dem Lande herum zu streifen? Das wenigste was sie thun ist, daß sie die Kinder herumschikken, und sich ihren Unterhalt zu erwerben nöthigen. Dabei ist nach ihrer Rechnung mehr Vortheil als sie in die Schule zu schikken: denn da müßten sie noch wohl gar Schulgeld bezahlen; oder sie auch zu Hause zu allerlei Arbeiten anzuhalten, und zu gewöhnen: wobei wenigstens anfänglich nicht so viel Vortheil heraus kommt als beim Betteln.

Von der Gleichgültigkeit gegen das Elend der Menschen, die der traurigste Anblik desselben verursachen muß, von der Hartherzigkeit gegen wirklich Nothleidende und Hülfsbedürftige, die daraus nothwendig entstehet, will ich gar nicht einmal reden.

Noch will ich bloß zu bedenken geben, wie für Kinderzucht es auf den jungen Soldaten macht, wenn er seinen alten grauen durch Wunden Strapazen und Mißhandlungen zu Grunde gerichteten Kameraden am Bettelstab herum schleichen sieht. Wer weiß ein sicheres Mittel, die Liebe zum Vaterlande, zum Landesherrn und zum Leben selbst, auf

erstik-

erstikken, und dem Menschen, so lange er nicht alles Gefühl der Menschheit und des Menschenwerthes verlohren hat, zur Verzweifelung zu bringen?

Ich mag und will weiter nichts über die Sache sagen; — denn ich bin aufs innigste überzeugt, daß jeder Mensch von menschlicher Vernunft und menschlichem Gefühl mit mir einstimmen wird, daß das so nicht bleiben kann, nicht bleiben darf, nicht bleiben wird.

Ich eile, einige allgemeine Vorschläge zu thun, wie dem Uebel abgeholfen werden kann. Dabei kann ich denn nicht unterlassen, einer Vorkehrung zu erwähnen, wodurch man bisher im Preußischen gedacht hat, es von Grund aus zu vertilgen, und wodurch man gleichwohl seinen Zwek nicht erreicht hat. Es wird nehmlich an einem gewissen, aber immer unbestimmten Tage im ganzen Lande eine allgemeine Visitation in allen Dörfern und Städten angestellt, durch die alle verdächtige Personen und Landstreicher sollen aufgegriffen, in Verhaft genommen, und auf die Festungen gebracht werden. Im Anfange mag diese Verordnung in etwas vollzogen seyn, — allein die Festungen wurden dadurch dermaßen mit Leuten überschwemmt, daß man sie sehr bald wieder ruhig aus einander gehen lassen mußte. Die Gerichtsobrigkeiten hatten also weiter nichts als die Mühe und Kosten des Aufgreifens und Transportirens gehabt, und sahen ihre

ihre Leute in acht oder 14 Tagen wieder bei sich. Das nächste Jahr wünschte man dieser vergeblichen Mühe und Kosten überhoben zu sein, machte unter der Hand den Tag der Visitation bekannt, und die Landstreicher blieben eine Nacht im Walde und unter freiem Himmel. Man stellte die Visitation nun an, und fand überall niemand.

Mich dünkt, durch allgemeine Verordnungen der Art wird einem eingewurzelten schadhaften Zustande des Staats so wenig abgeholfen, als die gänzliche Verderbniß der Säfte des menschlichen Körpers durch ein drastisches Reinigungsmittel gehoben werden kann.

Ich wage es nunmehr einige Hauptregeln, die man dabei zu beobachten hat, anzugeben.

1.) Man muß so viel als möglich die Verarmung oder das Armwerden der Einwohner zu verhüten suchen. — Das ist nun freilich ein sehr weitschichtiger Vorschlag, den ich unmöglich hier in seiner mannigfachen Anwendung ausführen kann, zumal da es dabei so sehr auf die Lokalität jedes Orts und jeder Provinz ankömmt. Hauptpunkte dabei sind aber wohl Freiheit des Kommerzes und des Gewerbes, Aufhebung des Lottos, und Abschaffung oder doch Einschränkung der Monopolien. Von der Gottlob immer allgemeiner anerkannten Schädlichkeit des Monopols will ich nur Ein Beispiel anführen, von dem man weiter schließen kann. Mir ist eine Stadt bekannt, deren

Digitized by Google

ren Hauptnahrungsquelle die Tuchmanufakturen sind. Es werden darin die Tücher für viele Regimenter der königlichen Armee verfertiget. Diese Tücher werden aber nicht von den einzelnen Tuchmachern oder dem ganzen Gewerke unmittelbar an die Regimenter abgeliefert, sondern es geht alles durch Lieferanten *). Ein solcher Lieferant kann dem Tuchmacher von dem, was die Regierung für die Elle festgesetzt hat, so viel geben, wie er will. Will der Tuchmacher Absatz haben, so muß er sich alles gefallen lassen. So gewinnt der einzelne Lieferant an den Tüchern, die Eine Stadt liefert, viele tausende jährlich; während daß einige hundert Familien dabei hungern und darben, und sich bei einer fast beispiellosen Arbeitsamkeit kaum satt essen können, viele aus Verzweifelung ihr Handwerk dran geben, herumlaufen und betteln, oder

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes kennte, da er dieses schrieb, noch nichts von den neuesten Verfügungen unsers weisen und wohlthätigen Monarchen in Ansehung der Lieferungen wissen. In dem öffentlich bekannt gemachten neuesten Reglement (vom 18. November 1786) heißt es ausdrücklich: „Se. Königliche Majestät wollen den Ouvriers „so viel möglich ihren Verdienst ohne Wucher „nach den Etatssätzen zufließen lassen". Und im 4ten Artikel heißt es: „Zu den neuen Koncessionen haben ganze Gewerke, einzelne gute Fabrikanten, Verleger von Fabriken, Kaufleute in den Provinzen und Landstädten, wo die Regimenter in der Nähe liegen, den Vorzug".

Digitized by Google

oder in die Fremde gehn. Das ist nur Eine mir sehr genau bekannte Art, wie die Einwohner eines Orts verarmen können, und Ein Beispiel davon. Aber wer weiß nicht, daß es deren sehr viele so wohl allgemeine als lokale giebt. Allein die Betrachtungen über diesen Punkt würden mich zu weit führen. Ich will nur noch hinzusetzen, daß die Regierung nicht bloß die unmittelbaren Ursachen der Verarmung aus dem Wege räumen, sondern daß sie auch darauf sehen müsse, wie ihre Unterthanen wohlhabend werden, und sich bereichern können; — und da ist nach meiner Einsicht das Hauptmittel, daß man für die gute Erziehung der Jugend gehörig sorge, damit die Kinder zu verständigen, klugen, gutgesinnten und thätigen Menschen gebildet werden. Die gute Beschaffenheit des Nationalcharakters, die Aufklärung, Thätigkeit, Arbeitsamkeit, der erfinderische Geist der Einwohner sind die wichtigsten Quellen, wenigstens die nothwendige Bedingung alles Nationalreichthums und Wohlstandes. Es erhellet daher von selbst, wie wohlthätig es nicht nur für die einzelnen Menschen, sondern für das ganze Land sein würde, wenn nicht nur die Schulen überhaupt verbessert würden, sondern vorzüglich auch, wenn zweckmäßige Industrieschulen angelegt, oder für die Beförderung der Industrie in den öffentlichen Schul- und Erziehungsanstalten gesorgt würde. Uebrigens giebt es der vernachläßigten Mittel zur

Be-

Digitized by Google

Beförderung der Industrie und des Wohlstandes wohl eben so viel, als es der übersehenen und nicht verhüteten Wege der Verarmung giebt; aber ich kann mich hier in keine ausführliche Auseinandersetzung derselben einlassen. Doch will ich Einem Vorschlag statt aller übrigen thun, der mir nicht unausführbar und schimärisch zu sein scheint, und von dessen Ausführung ich mir sehr viel gutes verspreche. Ich wünschte nehmlich, daß es ein eigenes hohes Landes-Kollegium, nebst den ihm untergeordneten niedern Kollegien, in jedem Staate gäbe, dessen eigentliche Bestimmung, Pflicht und Beschäftigung dahin ginge, den Wohlstand und das Glük der Unterthanen unmittelbar zu befördern, die immer mehr zunehmende Armuth zu verhindern, die öffentlichen Armenanstalten zwekmäßig einzurichten, die Einkünfte der sogenannten piorum corporum und der Armenkassen gehörig zu verwalten, und zur bestmöglichsten Anwendung der vom Landesherrn zu Landesmeliorationen jährlich bewilligten Summen Vorschläge zu thun.

Alle diese Pflichten und Geschäfte, die in einer so engen natürlichen Verbindung stehen, sind bisher nach keinem allgemeinen bestimmten Plan, nach keinen sichern Grundsätzen, von sehr verschiedenen hohen und niedern Kollegien, Privatgesellschaften und einzelnen Privatpersonen besorgt worden; und es rühret gewiß vorzüglich mit daher, daß bei weitem nicht alles das Gute, welches

mit

mit den nehmlichen einmal vorhandenen Mitteln hätte bewirkt werden können, bewirkt worden ist. Ein großer Theil dieser Geschäfte liegt den Finanz- und Kammer-Kollegien ob. — Aber für diese scheinen sie mir nicht recht zu gehören. Man verstehe mich hier ja recht wohl, oder vielmehr nicht unrecht; — ich rede nicht von dem Geist und Sinn einzelner Männer, die in diesen Kollegien sitzen — so etwas zu sagen, könnte mir nicht einfallen, da ich sehr viele patriotische Männer unter denselben persönlich kenne. Nein, ich rede von dem allgemeinen Geiste der Finanz- und Kammer-Kollegien, der doch unleugbar zum ersten Augenmerk die Erhöhung der Landesherrlichen Einkünfte hat. — Da scheint es mir nun fast, daß es zu ungleichartige Gesichtspunkte, zumal für die untergeordneten Kollegien und subalternen Mitglieder derselben, sind: zu gleicher Zeit für die Schatzkammer, und für den Wohlstand der Unterthanen zu sorgen. Es sollte also nach meiner Meinung ein eigenes höchstes, nur von dem Landesherrn abhängiges, Landeskollegium in jedem Staate sein, welches für die Beförderung und Vermehrung des Wohlstandes der Unterthanen wachte, und von dem insonderheit alles was zum Armenwesen gehöret, abhinge. Diesem höchsten Kollegium wären ähnliche Provinzialkollegien untergeordnet, und jede Stadt, ja jedes Dorf hätten ihr besonders Kollegium, die wieder unter den Provinzialkollegien ständen.

Auf

Auf den Dörfern beſtünde ein ſolches Kollegium aus dem Prediger, dem Schulzen und einem verſtändigen andern Bauer, wenn kein Edelmann oder Amtmann darin wäre.

Dieſe ganze Einrichtung würde und müßte nach meiner Meinung weder den Unterthanen noch dem Landesherrn auf irgend eine Weiſe zur Laſt fallen, noch würde ſie einen beſondern Beſoldungsfonds für die Beamte erfodern. Ich ſtelle mir nehmlich vor, daß es in unſern Zeiten in jedem Lande an jedem Orte mehrere gutgeſinnte patriotiſche Männer giebt, die einen Theil ihrer Zeit und Kräfte einem ſo edlen würdigen Geſchäfte unentgeldlich widmen würden. Nicht bloß Räſonnement, ſondern Thatſachen und Erfahrung beſtärken mich in dieſer Ueberzeugung. Giebt es nicht faſt überall beſondere Armenkollegien, deren Mitglieder unentgeldlich dienen? Und ſtehet es nicht überall mit den Armenanſtalten am beſten, wo es dergleichen Kollegien giebt?

Wenn das nun der Fall iſt, warum ſollte man nicht mit Zuverläßigkeit darauf rechnen, daß ſich auch Männer zu einer ähnlichen aber zweckmäſſiger eingerichteten, mehr umfaſſenden, in allem Betracht wohlthätigern und gemeinnützigern Beſchäftigung aus freien Stükken, und ohne durch beſondern Lohn dazu aufgefodert und verpflichtet zu ſein, entſchlieſſen würden? Iſt es nicht angenehmer und reizender, der Armuth und Noth unter-

seinen Mitmenschen vorzubeugen, als ihr bloß durch Palliativmittel abzuhelfen? Ist es nicht ein erfreulicher Geschäft, das Glük Anderer zu befördern und zu vermehren, als ihr Elend bloß zu mindern? Ich gestehe gern, daß ich durchaus nicht Kenntniß des Geistes und Charakters meiner Zeitgenossen habe, wenn ich mich in diesem meinen Vertrauen zu ihnen irre. — Zu den mechanischen Geschäften, als Schreib- und Rechnungsarbeiten könnten die jungen Männer, die bei andern Kollegien als Referendarien stehen, gebraucht werden; und man könnte bei ihrer weitern Beförderung Rükficht nehmen auf die Geschiklichkeit, die Treue und den Eifer, welche sie in diesem Posten bewiesen hätten. — Man bedenke noch, mit welcher Würde, mit welcher edlen Freimüthigkeit und Zuversicht, mit welcher Achtung von Seiten des Fürsten, mit welchem Vertrauen von Seiten des Publikums, und mit welchem Nachdruk überall diese Kollegien eben um deswillen, weil sie nicht bezahlt würden, zu Werke gehen könnten.

Ohne mich auf eine weitere Auseinandersezzung der Gründe, warum ein solches Kollegium einem Lande so wichtig und nüzlich sein würde, einzulassen, will ich bloß das Eine noch einmal zu bedenken geben, daß dadurch einer der größten Unvollkommenheiten bei der jezigen Einrichtung des Armenwesens abgeholfen würde. Es giebt

jezt

Digitized by Google

jetzt nehmlich nicht etwa in einer ganzen Provinz, sondern beinahe in einer jeden großen Stadt, mehrere in ihrer Einrichtung und in ihrem Zwekke sehr verschiedene, ganz von einander unabhängige und in gar keiner Verbindung unter einander stehende Armenanstalten. — Dieser ausnehmend großen Unbequemlichkeit, die jeder Einsichtsvolle als solche anerkennen wird, würde durch die Ausführung meines Vorschlags auf einmal und auf die gründlichste Art abgeholfen.

2) Die Armen und Bettler müssen in die Umstände versetzt, und genöthigt werden, nach Maaßgabe ihrer Kräfte und Geschiklichkeiten der Gesellschaft zu nützen, und wenigstens einen Theil ihres Lebensunterhalts zu verdienen und zu erwerben. Sie müssen nicht bloß verzehrende Glieder des Staats sein, so lange sie noch irgend etwas mehr sein können. Gesetzt der Arme verdient auch nur den 4ten, den 8ten Theil dessen, was er verzehrt; so ist im Ganzen der Gewinn für die Gesellschaft doch sehr beträchtlich.

Ich darf nicht ausführlich sein, um die Richtigkeit und Billigkeit dieses Grundsatzes darzuthun; auch darf ich nicht erst beweisen, daß überall noch Menschenhände zu beschäftigen und nützlich zu gebrauchen sind: es kömmt nur darauf an, wie die Sache anzufangen ist, um den Zwek am besten zu erreichen. Das Allgemeine davon ist bekannt — Arbeitshäuser, Waisenhäuser, Werkhäuser, Zuchthäuser,

häußer, einzelne Vertheilung des Stoffs und der Geräthschaften zu Arbeiten, einzelne Vertheilung insonderheit der Kinder in Familien, Anweisung gewisser öffentlicher Arbeiten, als das Wegebessern, und ernstliche Anhaltung dazu, sind bekannte Mittel und Vorschläge. Wie diese verschiedenen Mittel in der Wirklichkeit und der Lokalität angemessen anzuwenden sind, muß von den dazu verordneten Kollegien untersucht werden. Es läßt sich darüber im allgemeinen nicht viel bestimmen. Zum Beweise der Wichtigkeit eines gut eingerichteten Werkhauses will ich nur anführen, daß das grosse Werkhaus in Braunschweig mehr als tausend Menschen Arbeit verschaft, und gegen 20000 Rthlr. für Arbeitslohn in die Stadt zieht.

3) Jede Provinz, jede Stadt, jedes Dorf, sollten in der Regel ihre Armen versorgen. Die Richtigkeit und Nothwendigkeit dieses Grundsatzes liegen, wie mich dünkt, am Tage. Machen besondere Umstände die Befolgung und Ausübung desselben an einem oder dem andern Orte für eine Zeitlang unthunlich; so muß der Staat in solchen Fällen auf eine oder die andere Art zutreten. Wie das gemacht werden soll, läßt sich wegen der unendlichen Verschiedenheit der Fälle im allgemeinen nicht bestimmen. Die Frage ist nur: wie die Beiträge zur Erhaltung und Versorgung der Armen gegeben und gehoben werden sollen. Aber auch

das

Digitized by Google

das leider verschiedene Bestimmungen nach der Verschiedenheit der Lokalität.

Daß sich der Landmann, so gut wie die Einwohner der großen Städte zu gewissen fixirten wöchentlichen oder monatlichen Beiträgen verstehen würde: ist mir gar nicht zweifelhaft, da er noch mehr als diese das Aufheben der Bettelei zu wünschen Ursache hat. Ließe es sich einrichten, daß er seine Beiträge in Naturalien gäbe; so würde die Sache dadurch noch erleichtert.

Was insonderheit die Armen aus dem Militär betrift, so müßte der Kanton, aus dem ein Regiment rekrutirt wird, zur Erhaltung derselben beitragen. Zur Erziehung der Soldatenkinder könnte anfänglich ein Theil, und in der Folge vielleicht die ganze Summe der Werbegelder verwandt werden. Ferner müßte man möglichst dafür sorgen, und auf allerlei Einrichtungen denken, wie den Soldaten, ihren Weibern und Kindern Arbeit geschafft würde.

4) Bettler, die aus fremden Ländern kommen, müssen in jedem Dorfe und jeder Stadt angehalten werden, so viel zu verdienen, daß sie, ohne Allmosen zu sammlen, von einem Orte bis zu dem andern kommen können oder sie müssen gleich in die Werk- und Arbeitshäuser gebracht werden. Sollte es nicht thunlich sein, daß auf den Dörfern in den Häusern des Beamten oder des Krügers eine öffentliche Spinnstube angelegt würde, in wel-

cher man alle durchwandernde Bettler nöthigte, eine gewisse Quantität Wolle zu spinnen?

Insonderheit müsste den vornehmen Landstreichern, als verunglükten Kandidaten, Studenten, Fräulein, abgedankten Offizieren, Komödianten, u. s. w. das Handwerk gelegt werden. Der größte Theil dieser Art Menschen besteht aus Betrügern, die nicht selten mancherlei Unheil auf ihrer Wanderschaft anrichten.

Alle diese Grundsätze und Vorschläge, und alles, was über das Armenwesen gutes und nützliches gesagt und geschrieben sein mag, und noch wird gesagt und geschrieben werden, helfen nichts, oder fruchten doch äußerst wenig, so lange nicht jene Kollegien errichtet sind. Uebel dieser Art erfodern durchaus eine gründliche, allgemeine Kur; und dazu wird ein gründlicher, uneigennütziger, wohlwollender, mit dem Krankheitszustande genau bekannter und unermüdet sorgsamer Arzt erfodert.

Je länger und je sorgfältiger ich über die Sache nachgedacht, und je mehr ich mit einsichtsvollen Freunden darüber gesprochen habe: desto lebhafter und stärker habe ich mich überzeugt, daß der Vorschlag zur Errichtung jener Kollegien eben so ausführbar (freilich nicht ohne Kampf mit Schwierigkeiten aller Art) als heilsam ist. Wenigstens glaube ich mich nicht schämen zu dürfen, ihn einsichtsvollern, und in Geschäften geübtern Männern

zur

zur Prüfung, Beurtheilung und genauere Bestimmung vorgelegt zu haben.

Braunschweig, den 16. Nov. 1786. * * *

3.

Letzte Erklärung des Thomas Akatholikus über Herrn D. Semlers Empfehlung des Hirschenschen Luftsalzwassers.

Noch immer habe ich nicht auf Herrn Semlers öffentliche Aufforderung in dem dritten Stük von ächter hermetischer Arzenei, Vorrede S. XXII, welcher Aufforderung Er auch in der Berl. Monatsschrift August 1786, S. 175 erwähnet, geantwortet. Ich habe mich während der Zeit an des großen und würdigen Mannes neuen vortreflichen Büchern erquikt und erbaut: der Vorrede zu den merkwürdigsten Schikfalen der christlichen Kirche; dem Werk über historische, gesellschaftliche und moralische Religion der Christen; dem letzten Theil der Kirchengeschichte. Ich gestehe, es ward mir schwer, von Schriften, welche den Dank aller Christen und

Gelehrten verdienen, und deren segensvolle Wirkungen sicherlich auf keinen kleinen Zeitraum eingeschränkt sind, zu andern Schriften desselben Verfassers überzugehn, wo ich weder die gleiche Gründlichkeit der Einsicht noch den gleichen Nutzen fand: zu der Semlerischen Lobpreisung des Hirschenschen Luftsalzwassers. Allein, Er selbst will es, und ich muß mich also wohl darauf einlassen.

Meine Lage ist bei diesem Streit in der That sonderbar. Herr Baron von Hirschen behauptet: sein Luftsalzwasser sei eine wirkliche Universalarzenei; und das leugnet Herr Semler. Herr Semler behauptet dagegen: es sei die Vorarbeit zum Goldmachen, und enthalte wirklich Gold; und das leugnet Herr von Hirschen nun wiederum. (S. Berl. Monatsschrift Juni 1786, S. 551.) Ich armer Mensch habe beides geleugnet, und habe also mit allen beiden Händel. Es sollte scheinen, ich brauchte nur zwischen den Herren wegzutreten, so lägen sie selbst mit einander in Streit. — Indeß, auch der medizinischen Wirksamkeit dieses Luftsalzes oder Luftsalzwassers nimt sich Herr Semler gegen mich an; aber noch immer ohne den geringsten Beweis zu führen. Er hat nunmehr 3 Büchlein über die Sache geschrieben, zusammen an viertehalbhundert Seiten stark; aber noch ist von ihm kein einziger Fall beigebracht, wo das streitige Salz zuverlässig seine Wirksamkeit geäußert hätte. Noch immer muß ich wiederholen

(Berl.

(Berl. Monatsschrift April 1786, S. 345, 346): Herr Semler hat 1) dies Mittel bei sich selbst gebraucht, aber er war nicht krank, und konnte also auch nicht gesund davon werden; und 2) er hat es auch bei Andern gebraucht, die wirklich krank waren, aber er meldet nichts von dem Erfolge. (Vergl. Juni S. 537, f.) Mancher Leser wird glauben, ich spaße; aber Herr Semler widerlege mich, wenn er kann! Woher, frage ich nun, woher kennt denn Herr Semler die große Kraft dieses Mittels, das er so preiset, ja das er selbst eine Universalarzenei nennt, obgleich er diesen Begrif ganz anders bestimmt, als Herr von Hirschen?

Und dennoch ließ Herr Semler sich verleiten, gleichsam triumphirend in zwei der gelesensten Zeitschriften Deutschlands, in die Allgemeine Litteraturzeitung und in den Deutschen Merkur, folgende Nachricht einrükken zu lassen: „Nachdem „viele Zeitgenossen es zur Pflicht gerechnet, über „das Luftsalzwasser, das ich in drei kleinen Aufsätzen für ächte hermetische Arzenei erklärt habe“ (ja leider!) „sich lustig zu machen, so ganz „unbekannt es ihnen war, und so wenig die chemische Auflösung von statten ging; so erzähle ich nun, „daß der Baron von Hirschen seit einigen Wochen in Berlin, unter wirklicher Aufsicht und „mit Genehmhaltung des Königl. Oberkollegii „Medici, an Kranken die man bisher nicht heilen

Digitized by Google

„konnte, sein Luftsalzwasser wirklich zur Kur ange„wendet, daß schon glüklicher Erfolg sich gezeigt, „daß die Attestate aus der königlichen Residenz „öffentlich in Druk erscheinen sollen. Ich hoffe, „daß auch meine Freunde es gern sehen, daß die „Sache es bewährt: ich hätte nicht aus Einbildung „oder Anmaßung diese Arzenei öffentlich zu em„pfehlen gesucht. Halle, den 19. September 1786. „D. Salomo Semler *)." — Das letzte, was Herr Semler hier wünscht, kann auch wohl der beste Erfolg nicht gewähren. Denn, wer eine Arzenei empfielt, ohne sie untersucht zu haben, und ohne die zur Untersuchung nöthigen Kenntnisse zu besitzen; wer sie bloß empfielt, weil er glaubt, sie sei andern in unbewährten Legendenbüchern gepriesenen Arzeneien ähnlich, von welchen er wiederum ohne Untersuchung glaubt sie wären wirkliche Universalarzeneien gewesen: wer das thut, — sei er auch ein Semler! — der handelt aus Einbildung. (Aus Anmaßung, will ich nicht sagen; denn jedem Gelehrten muß frei stehen, über wissenschaftliche Dinge zu urtheilen) Gesetzt nun auch, die empfolne Arzenei zeige sich hernach wirklich als gut; handelte jener Gelehrte, der sie ohne Urtheil und Kenntniß, bloß aus unbegründetem Glauben empfal, darum weniger aus Einbildung? — Allein

*) S. den Deutschen Merkur, Oktober 1786, den Anzeiger S. CLXXXII.

Digitized by Google

Allein ist denn die Erzählung von der künftigen guten Wirkung des Hirschenschen Luftsalzwasser wahr? Ich will hierauf um so mehr antworten, da Herr Semler, in der That etwas unbedacht, ein ansehnliches Landeskollegium öffentlich in die Sache gemischt und gleichsam kompromittiret hat.

Des Herr Baron von Hirschen Wunsch: aus den königl. Lazarethen 24 unheilbare Kranke angewiesen zu bekommen, um sie durch sein Luftsalzwasser zu heilen, kennen die Leser aus seinem eigenen Aufsatze, Berl. Monatsschrift Juni 1786, S. 545. Herr Semler hätte wohl anführen mögen, was der aufgeklärte Staatsminister, welcher zugleich sein Chef ist, als Chef des Armendirektoriums auf das Gesuch um 24 Kranke aus der hiesigen Charite geantwortet hat. Er hätte auch seines Freundes des Herrn von Hirschen Klage gegen seine Freunde die Herausgeber der Berl. Monatsschrift, bei des Königs Majestät, und des Tones, der in dieser Klage herrscht, und des Königs allergerechtestes Zurükweisen derselben an die Behörde, wohl erwähnen mögen. Zur vollständigen Erzählung der Geschichte gehörte dann auch: die Entscheidung des verehrlichen Oberkollegiums Sanitatis, welches doch wohl erst auf Prüfung drang, ehe es genehmigte? Und des Herrn von Hirschen fernes Gesuch bei dem Oberkollegium Medikum, nebst beigelegter Erzählung der für ihn günstig scheinenden Fälle; und dieses preiswürdigsten Kollegiums

ums Entscheidung: ob diese Fälle (da einige Kranke in der Kur gestorben, einige im vorigen Zustand geblieben, und einige, welche NB. andere Arzeneien dabei gebraucht, besser geworden) wirklich den großen Nutzen und die Unfehlbarkeit seiner Arzenei bewiesen? Imgleichen der Umstand: ob nicht etwa ein approbirter Arzt den Schaden des Hirschenschen Luftsalzes beim Oberkollegium Medikum angezeigt hat? Wer erzählen will, wie Herr Semler zu thun verspricht, muß vollständig erzählen, was damals als er schrieb (den 29. Septemb.) schon vorgegangen war, und muß nachtragen, was seitdem geschah. Beides ist mein Zwek und Beruf nicht. Auch weiß ich sehr wohl, daß keines unsrer hohen und höchsten Tribunale meiner schriftstellerischen Vertheidigung bedarf. Allein ich bin stolz darauf, in einem Lande zu leben, wo solche erleuchtete Tribunale über mich und meine Mitbürger sprechen; und ich hoffe wenigstens Verzeihung für meinen Patriotismus, daß ich einer bloß auf Hörensagen gegründeten itzt aber öffentlich bekannt gemachten Nachricht von Landessachen, welche wohl gar bei Ausländern eine seltsame Meinung erregen kann, eine andere Nachricht entgegen stelle, die mit der anerkannten rühmlichen Denkungsart unsrer Landeskollegien besser übereinstimmt. Ich leugne demnach: daß Herr von Hirschen hier je unter Aufsicht des Oberkollegium Medikum Experimente mit seiner vorgeblichen Universalarzenei

nei angestellt hat. Wenn aber dies Kollegium
laubte: daß er unter Aufsicht eines approbi
ten Arztes Kranke in die Kur nehmen durfte;
ist dies ein ganz anderer Fall. Denn, auf die A
ward eigentlich nur unsern Aerzten gestattet,
wie andere Arzeneien, so auch das Hirschens
Luftsalz, wenn sie es ihrem Gewissen und ih
Ueberzeugung gemäß fänden, zu gebrauchen; u
so ward auch zugleich höchst weise dem zu befür
tenden Mißbrauche vorgebeugt. Nun aber fra
ich: hat Herr Baron von Hirschen diese Bed
gung, nur unter Aufsicht eines Arztes Kranke in
Kur zu nehmen, nicht gebrochen? Ich frage f
ner: ist er nicht wegen dieser eigenmächtigen K
ren von dem Oberkollegium Medikum zur Vera
wortung gezogen? Ich frage endlich: ist ihm ni
darauf von demselben hochpreislichen Kollegi
alles Kuriren nach der Medicinalordnung
namhafter Strafe gänzlich verboten worde
Ich erwarte, ob Herr Baron von Hirschen o
Herr Semler auf diese drei Fragen: Nein, a
worten können. Können Sie es, so wird gen
die Berl. Monatsschrift selbst ihre Antwort ge
bekannt machen. Bis dahin bitte ich nur, ein
sehnliches Kollegium, welches aus gelehrten u
würdigen Mitgliedern besteht, nicht, durch vo
lige Erzählungen, in den Verdacht eines über
ten oder wohl gar parteiischen und illegalen V
fahrens zu bringen.

St

Digitized by Google

Statt solcher Nachrichten, die noch dazu den erst künftigen *) glüklichen Erfolg der Arzenei betreffen, hätte Herr Semler wirklich gegründete Fakta von geschehenen Wunderkuren erzählen sollen. Oder liefert die Geschichte dieser Universalarzenei, die das Unheilbare heilt, und zwar alles durch Ein einziges Mittel heilt, noch keine konstatirte Fälle hierüber? Fast scheint es so. Denn auch Herr von Hirschen selbst hat geeilt, eine künftige Begebenheit bekannt zu machen. Der etwas sonderbare Titel seiner Schrift lautet: „Herrn Advokat Knüppels dreizehnjährige Krankheitsgeschichte, und dessen wiewohl noch nicht völlige, dennoch aber ganz unerwartete und beinahe unglaubliche Genesung durch das Hirschensche Lustsalz (Berlin, bei Maurer, 1786, 8.)“ Die Herausgeber der Berl. Monatsschrift haben einen neuen Beweis ihrer bekannten Unparteilichkeit abgelegt, indem sie diese, gegen einige Behauptungen in der Monatsschrift gerichtete, Schrift selbst ankündigten **); aber danken müssen wir andern Leser ihnen dafür, daß sie sie selbst nicht aufgenommen haben. — Wenn man indeß diese Schrift

*) Ich habe schon einmal die unschikliche Berufung des Herrn Doktor Semlers auf künftige Beweise gerügt. Berl. Monatsschrift Juni 1786, S. 552 die Note.

**) Auf dem Umschlage des Stükkes von Oktober 1786.

Digitized by Google

Schrift lieſt, ſo wird man auf der einen Seite von einem mitleidsvollen Grauſen über die leidende Menſchheit durchdrungen; auf der andern Seite aber muß man über die Wunder der Kunſt unſrer Aerzte und Wundärzte erſtaunen, die einen ſolchen lebenden Leichnam, bei dem immer neue Krankheiten und Wunden entſtanden, dreizehn Jahre durch zu erhalten vermochten. Dies iſt in der That ſchon ganz unerwartet und beinahe unglaublich; und es bedarf keines Zuwachſes eines neuen Wunders der Univerſalarzenei. Ferner iſt es bedenklich, daß dieſe Univerſalarzenei doch ganz verträglich den Gebrauch der andern ehemals verordneten Mittel, z. B. des Laudanum, neben ſich litt, und es dadurch ſtreitig läſſt, ob ſie oder dieſe andern Mittel die anſcheinende Beſſerung bewürkt haben. Und endlich müſſen bei einer ſo entſetzlich langen Krankheit natürlich beträchtliche Perioden der Ruhe und des Beſſerbefindens ſein; denn wie wäre der Kranke ſonſt nicht ſchon lange aufgerieben! Wie nun, wenn der anſcheinende Anfang der geglaubten Geneſung gerade in eine ſolche Periode traf? Wäre es nicht auf alle Fälle ſicherer geweſen, den ganzen Erfolg erſt abzuwarten, ehe man dem Publikum eine Rechenſchaft vorlegte? Denn wie, wenn nun, nach geendigter guten Periode, der Kranke ſich wieder verſchlimmert; und das Publikum nichts davon erfährt? Dies aber iſt der Fall. Der Advokat Knüppel iſt itzt im An-

fang

fang Decembers) seit geraumer Zeit ungemein viel schlechter geworden, wie Niemand besser als Herr von Hirschen weiß. Ihm aber ist sicherlich gar nichts hierbei zur Last zu legen; denn, daß er keine wirkliche Wunder thut, ist ihm gewiß nicht zu verdenken, so sehr es ihm auch zu verdenken ist, daß er welche versprochen hat.

Ich komme nunmehr zu dem chemischen Streitpunkte, worauf Herr Semler sich vorzüglich einläßt. Nur ist es schwer, sich hierüber mit ihm zu verständigen. In der eigentlichen Chemie ist er ganz unerfahren, wie seine eigenen Aussprüche und einige Beispiele zeigen. (Berl. Monatsschrift Juni 1786, S. 536.) Itzt nennt er sie die chemische neuere Aufklärung (3tes Stük von hermet. Arzenei, S. 241); ohne Zweifel spottend. Denn Er, der wahrlich so sehr die Aufklärung selbst befördert hat, scheint itzt — ich weiß nicht recht, ob die Sache, oder das Wort lächerlich machen zu wollen (August S. 182). Auch von der höhern Chemie oder Alchymie sagt er (3tes Stük, S. 197): „Jene so geheim gehaltne Wis„senschaft, welche die hermetische Kunst zu heißen „pflegt, kenne und verstehe ich selbst nicht als eine „Wissenschaft". Dazu S. 273: „Ich bin selbst „kein praktischer Liebhaber der hermetischen „Kunst, wozu ich die Zeit nicht hätte". Und doch heißt es an einer andern Stelle, S. 315. „Ich „habe es ehrlich und richtig erklärt: die Symbo-

„der

„der Arbeit, der Exaltation, geben den Grund „her zu der ungleichen Farbe des Liquors, u. s. w.“ Daß Gott erbarm! über die richtige Erklärung! Hermetisch-alchymistische Begriffe sind an sich keiner großen Deutlichkeit fähig; und viertehalbhundert Seiten von Herrn Semler, sie mögen auch noch so ehrlich gemeint sein, werden die Sache nicht viel heller ins Licht setzen. Zumal, da er selbst versichert, weder theoretisch noch praktisch die hermetische Wissenschaft zu kennen! Und doch will er darüber entscheiden. An andern Orten hingegen stellt er sich, als könnte er sehr viel davon sagen, wenn er nur wollte. „Ich habe (sagt er „S. 273) von der hermetischen Kunst bloß histo„rische, aber wirkliche Kenntnisse. Nach den „Grundsätzen dieser hermetischen Philosophie sagt „kein Meister das jemalen öffentlich heraus, was „er endlich selbst praktisch erfahren und heraus ge„bracht hat“. Ja, den eigentlichen streitigen Punkt will er nicht erklären; er will uns nicht in den Stand setzen, einzusehn und zu sagen: Er habe Recht gehabt und wir Andern Unrecht; vielmehr auf dieses sein unphilosophisches Nichtwollen gründet er sogar seinen Beweis*). Wie kann man sich

*) S. 297. „Wenn ich unter einer gewissen Behand„lung des Luftsalzes zartes rohes Gold gesehen „haben will, so sagt man, ich sei getäuscht wor„den. Und nun kann ich doch in der That es nicht „für meine Pflicht halten, ja diese mir beigelegte

sich mit einem Manne, der so spricht, verständigen? — Er dringt immer auf seine historische Kenntniß der Sache. Eigentliche Geschichte eines wirklichen Faktums würde freilich von großer Beweis-

„Unvollkommenheit, mich selbst so und so oft täg„lich zu täuschen, von mir aufs allerstärkste abzu„lehnen; also es ganz öffentlich zu sagen, was für „Handgriffe weiter dazu gehören, damit die ge„lehrten, so geübten Herrn Chemiker es sogleich „selbst so oft nachmachen, und Gold mit Augen „sehen, mit Händen von einem Ort zum andern „bringen können, und alsdenn nun öffentlich sag„ten (wenn sie edel und großmüthig genug sind!) „Dr. Semler hatte sich nicht getäuscht". Man erstaunt in der That, dergleichen zu lesen. Ist dies eine eines Gelehrten würdige Sprache? Wie, Herr Semler wird so empfindlich darüber, daß wir glauben, er habe sich getäuscht; daß er nun, gleichsam zu unsrer Strafe, uns in unserer Verkehrtheit dahin giebt, durchaus das nicht thun will, was allein uns überzeugen kann, und uns ja keine Gelegenheit verschaffen will, einen ehrlichen Widerruf zu thun. Als berühmte Astronomen glaubten, einen Trabanten der Venus entdekt zu haben, als berühmte Mineralogen glaubten, ein neues Metall, Hydrosideron, gefunden zu haben; andre Astronomen und Mineralogen dies aber für Irrthum und Täuschung hielten: so wurden jene Männer nicht empfindlich darüber, daß man ihren bloßen Worten nicht hatte trauen wollen, sondern suchten ihre vermeintlichen Entdekkungen entweder zu bestätigen, oder nahmen sie zurük. Und Herr Semler, der seine Kenntniß in der Chemie mit nichts bewährt hat, mit nichts bewähren kann, wird, wenn man ihm in einer ganz unwahrscheinlichen Sache nicht sogleich trauet, wenn man glaubt, auch Er könne sich täuschen, dadurch so aufge-

Digitized by Google

weiskraft sein; aber was kann hier die Litterarhistorie von unverständlichen alchymischen Büchern und von unvollständig erzählten Wundern helfen? Kann die Litterarhistorie lehren, ob chemische Prozesse, die man nicht nachgemacht hat und nicht nachmachen kann, richtig sind? Kann die Litterarhistorie lehren, ob ein gepriesener Liquor eines alten Schriftstellers, den man nicht untersucht hat, eins sei mit der Mixtur eines neuern Universalarztes, die man auch nicht untersucht hat? — —

Desto schwerer ist es, sich mit Herrn Semler zu verständigen, weil er sich ordentlich etwas darauf zu gute thut, daß die bekannten mineralogischen Namen in der von ihm gepriesenen hermetischen Philosophie ganz etwas anders bedeuten. So weiß man nun vollends nicht, wie man daran ist. Hierdurch will er auch auffallende Behauptungen mildern und gegründete Einwendungen entkräften. Z. B. Er hatte gesagt: er habe selbst Gold aus weißgelblichem Zukkerkand und aus hermetischer

aufgebracht, daß er erklärt, nun keine Pflicht zu haben, seinen Satz zu beweisen! Desto weniger Pflicht haben aber auch wohl alle andre Menschen, diesen Satz zu glauben. — „Es bleibt vielmehr", fährt nun Herr Semler vollends ganz unerwartet fort, „es bleibt vielmehr der alte Beweis, daß „es geheime Chemie, ehrlicher Weise, ohne Betrügerei, wirklich giebt". Vielmehr? Der alte Beweis? Und das daher, weil Herr Semler nicht beweisen will!!

Austerschale hervorgehen sehen. Da man sich nun vor dieser Behauptung entsetzte, sagt er itzt (3tes Stük S. 242): „aus weißer, oder dem Zukkerkand, „der blauweislichten Austerschale ähnlichen Masse". Also eine weiße Masse nennen die geheimen Philosophen: Austerschalen und Zukkerkand! Wichtige Entdekkung! — Ferner Herr Semler hatte gesagt: Es sei eine noch nie gemachte Entdekkung, eine Prämisse der hermetischen Arbeit, daß gepulverte Antimoniumminer auf Silberblättchen gestreut bunte Farben giebt. Herr Karsten hatte sehr richtig hierauf geantwortet: die Sache sei weder neu noch hermetisch, Silber laufe ja immer in bunten Farben von Schwefel (der in der Miner ist) an. Nun erwiedert Herr Semler (S. 237): „Antimonium ist wirklich von vielen für das „Elektrum immaturum angenommen worden; das „ist schon ausgemachte Historie. Das Wort hat „aber auch eine geheimere Bedeutung. Daß „die Blüten aller Metalle in Antimonium sind, „haben schon lange jene (hermetischen) Liebhaber „gesagt". Also soll Litterarhistorie in unwissenden schwärmerischen Schriftstellern gegen Vernunft und Erfahrung beweisen! Und also soll eine geheime Bedeutung des Worts Antimonium Herrn Semler retten, wenn doch nur von demjenigen Antimonium die Rede ist, welches er selbst unter diesem Namen aus den Hallischen Apotheken kauft?

So,

So, muß ich befürchten, wird es auch am Ende mit dem Golde sein, das er aus dem Hirschenschen Luftsalze hervorbringt. Denn er redet so viel von Goldsalz, Luftgold, Gottesgold, embryonischem Gold, Horizontalgold, u. s. w. durch einander, daß ich glaube, alle diese schönen hermetischen Namen bedeuten ganz was anders, als wir übrigen Menschenkinder unter Gold verstehen. Wo bleibt denn auch dies Gold? Da Herr Semler es täglich entstehn macht, so muß er ja schon eine beträchtliche Portion davon besitzen. Warum sendet Herr Semler nicht von diesem Golde umher, sondern fordert, daß man es selbst entstehen sehe? — Ist indeß dies hermetische Luftsalzgold wirkliches Gold (wie unsre Chemiker bald finden werden, wenn Herr Semler belieben wird, es zu unsrer Belehrung herzusenden), und läßt sich dieses Gold wirklich aus dem Luftsalzwasser abscheiden; nun gut! so folgt weiter nichts daraus, als daß im Luftsalzwasser Gold war. Was ist es denn weiter? Wird dadurch diese Arzenei besser oder schlechter? Ist es etwa die erste, oder wird es die letzte vorgebliche Universalarzenei sein, zu welcher Gold gemischt worden? Es ist bekannt, daß Herr von Hirschen die Ingredienzien seiner Arzenei ändert; vielleicht thut er itzt auch Gold dazu. Das, und noch viel mehr, will ich glauben; nur glauben kann ich nicht, daß Gold aus einem Liquor kann abgeschieden werden, in welchem es nicht vorher

war; glauben kann ich nicht, daß ein so leicht zu findender und zu erkennender Körper als Gold, weder von Klaproth noch Meier, sondern bloß von Herrn Semler, aus diesem Liquor herausgeschieden werden kann. — Auf die Art brauche ich nicht, seiner Aufforderung gemäß, gelehrte Zuschauer in Halle bei diesem alchymistischen Experiment, zu ernennen; welches ich auch um so weniger kann, da ich nicht die Ehre habe, einen eigentlichen Chemiker dort genau zu kennen. Herr Semler erzählt ja ohnedas S. 243: „Herrn Karsten „die Praxis der Sichtbarwerdung des bisher unsichtbaren Goldes mitgetheilt zu haben". Man muß also erwarten, was dieser gelehrte Mann öffentlich darüber bekannt machen wird, und ob der künftige Triumph, womit Herr Semler sich hier abermals schmeichelt*), wird erfüllt werden.

Es thut mir in der That selbst leid, so viel künftig von einer an sich unbedeutenden Sache, die natürlich von selbst bald ganz fallen muß, geredet zu haben. Desto mehr bin ich entschlossen, dies mein letztes Wort hierüber sein zu lassen; mag auch Herr Semler noch so viel Büchlein ferner schreiben, wodurch wohl sicherlich weder dem Arzenei- noch dem Goldwehrte dieses Luftsalzes wird

*) „Für mich wäre es doch eine ganz sonderbare „Ehre, wenn ich nun den Beistand eines bisherigen Gegners zum Besten der Wahrheit mir „erworben hätte; u. s. w."

wird aufgeholfen werden. — Nur die Sache der Aufklärung ist mir wichtig; und ich kann es nicht stillschweigend ertragen, wenn ein Mann, wie Semler, die Schwärmerei für unschädlich, und die Bestreitung des Aberglaubens für gefährlich ausgeben will. Herr Superintendent de Marées und Herr Magister Meese (Masius) mögen reden, was sie wollen; wen kümmert das! Nur ein selbst aufgeklärter und edler Gegner, wie Semler, kann Lust einflößen, mit Freimüthigkeit und mit der Absicht der bessern Entwikkelung der Wahrheit, gegen ihn zu streiten.

Herr Semler hat bekanntlich bei seinen großen und unsterblichen Verdiensten um die aufgeklärtere Kenntniß der Kirchengeschichte, der Kirchenbücher und der Kirchensprache, sehr viel Widerspruch gefunden; ob gleich man itzt seiner freien und gründlichen Erklärungsart immer mehr folgt, und sie mit großem Segen zur richtigern Gotteserkenntniß und Gottesverehrung anwendet. Im Anfang aber, als Er jüdische Dämonologie aus den Glaubenssätzen der christlichen Religion ausstrich, als er einige für Wunder gehaltene Erzählungen der biblischen Geschichtschreiber natürlich erklärte, als er die heiligen Bücher nach der Bestimmung ihres moralischen Wehrtes abwog, als er mehrere für Zeugnisse der Gottheit Christi gehaltene Stellen anders auslegte, als er die von Schwärmern und Unwissenden für übermenschlich

rein und tugendhaft und erleuchtet] gepriesenen Zeiten des ersten sogenannten [apostolischen Christenthums in ihrer wahren traurigen Gestalt darstellte; da erhoben stürmische Zeloten ein großes Geschrei gegen den Mann, welcher mit der Fakkel der Exegese, der Geschichte, und der Kritik solche Dunkelheiten zu erhellen wagte, und schalten ihn einen Naturalisten. Mit Recht zürnte Semler hierüber, und zeigte: daß solche Untersuchungen jedem Christen frei ständen, daß sie sogar die freie Privatreligion der Christen zu bestärken dienten, und daß er, durch Kenntnisse erleuchtet und frei von Vorurtheilen und Thorheiten, nicht nur ein redlicher Christ sei und ewig bleiben werde, sondern auch ein um so besserer Christ, je weniger er dem Joche der Tradition und Menschensatzungen nachgäbe. Und dieser selbe Semler, welcher selbst so frei denkt und redet, welcher selbst empfand, wie schmerzlich ihm der ungerechte Vorwurf war; er sei ein Naturalist; — dieser selbe Mann braucht — und o! in welcher Sache! — denselben Vorwurf. Könnte man je Recht bei Unrecht haben, so mögte ich sagen: jene Zeloten hatten doch noch einigen Grund, wenigstens einen Schein, für sich. Semler grif Dinge an, welche sie für Eins mit der Bibel oder gar mit Gottes Wort hielten; und wer damit frei umgeht, konnte ihnen ein Naturalist heißen. Aber wen beschuldigt Herr Semler itzt des Naturalismus, wen

hat

het er in Verdacht feindseliger Absichten gegen das Christenthum? ... Hört es, meine Zeitgenossen, und erstaunt! Diejenigen Männer, welche glauben und sagen: die Arzenei, die Herr Baron von Hirschen unter dem Namen von Luftsalz und Luftsalzwasser verkauft, sei keine Universalmedizin, sei keine hermetische Arzenei, könne nicht das Unheilbare heilen, und enthalte eben so wenig Gold, als Austerschalen und Zukkerkand es enthalten. Und warum behaupten diese Männer das? Drei davon sind Chemiker, sie haben alle, jeder für sich, das angebliche Luftsalzwasser geprüft, und kamen alle fast auf die nehmlichen Resultate *). Und wer sind diese Männer sonst?

*) Man konnte es vermuthen, daß Herr Semler den Umstand geltend machen würde, daß Herr Karsten im Luftsalzwasser Anfangs bei den bekannten Salzen eine Honigbereitung, und nicht, wie die Herrn Klaproth und Meier, ein Urinmagma, glaubte gefunden zu haben. Aber er dringt auf diesen Unterschied der Untersucher doch in der That gar zu stark; und vergißt dabei den kleinen Umstand, daß Herr Karsten noch am Ende seiner Schrift (S. 205) diesen Unterschied selbst völlig aufhebt, sich hier für das Urinmagma erklärt, und zu zeigen bemüht ist, wie er auf die Idee des Honigs gekommen sei. — So falsch sind alle Semlerischen Schlüsse gegen unsre Chemiker. Er beschuldigt sie: „durch Feuer und andre gewaltsame Auflösungsmittel das noch undeterminirte „unkörperliche Salz im Luftsalzwasser zerstört zu „haben". Ich kann Ihn aber versichern, daß Herr T. Klaproth, als er im Dezember 1785 ein noch

Theils ganz unbescholtene, theils unbekannte Männer. Vermuthlich kennt Herr Semler die Herren Klaproth und Meier nicht von Person; aber hören kann er von jedem ihrer Mitbürger, daß sie aufgeklärte, edle, rechtschaffene Menschen, und nichts weniger als Religions- oder Bibelstürmer sind. Mich kennt er gar nicht, obgleich er so entscheidend über meine Absichten bei diesem Streite urtheilt. Aber die Rechthaberei verleitet ihn sogar, seinen Kollegen, und wie er selbst sagt, seinen Freund, Herrn Karsten, einen der sanftesten, besten, und frömmsten Menschen, — solcher gehässigen Absichten zu beschuldigen. Ich habe ehemals (Berl. Monatsschrift 1786, Juli) die Verunglimpfungen angezeigt, welche er sich hierüber im 2ten Stükke wider seine Gegner erlaubt; im 3ten

noch nicht eröfnetes Glas über Nacht im Zimmer stehen gelassen, am andern Morgen den Boden des Glases mit Salzkrystallen belegt fand. Das Luftsalzwasser war also von ihm noch nicht einmal berührt, geschweige denn, nach Herrn Semlers Ausdruk, quoad formam et materiam durch chemische Solutionen zerstört; und doch ward das unkörperliche Salz körperlich sichtbar, es war leider sehr determinirt, und mit Einem Worte, nichts anders als: baares profanes mit Urinmagma prangendes Glaubersalz. — Was soll man hierüber weiter Worte verlieren? Herr Meier hat auch den Herrn Baron von Hirschen in den Stettinischen Zeitungen widerlegt; die Leser lernen daraus, worauf es ankömmt; alle Menschen aber zu überzeugen, darf man freilich nicht hoffen.

Digitized by Google

nen Stükke sind sie eben so hart. Man sehe die lange Stelle von S. 302 bis 311. *)

Ob

*) Z. B. S. 305. „So geht es der sonst uns allen „freistehenden Privatreligion; die Aufklärung „leidet es gar nicht mehr, daß die Privatreligion „einzelner frommer Christen an ehemalige Wun„der sich noch anschließe; daß Satisfaktion, Ver„söhnung der Menschen, Wirkungen Gottes fer„ner allen Christen zu ihrem eigenen Besten zu „glauben frei stehe". S. 306: „Damit" (so si„cher weiß Herr Semler die Absicht) „damit ja aller „Keim von eigener Gewissensfreiheit, von eigenem „selbst erwählten Verhältnisse gegen das unendli„che höchste Wesen, und gegen den ehedem doch „historisch wahren Inhalt der und jener Religi„onserfahrung ausgerottet werde: so treten auch „Pysiker hier mit zu. S. 307: Wenn gleich die „neue Aufklärungsbrüderschaft" (einen solchen verächtlichen Ausdruk gebraucht er von Männern, wie bei diesem Streite Karsten, Klaproth und Meier! und wie bei der Berliner Monatsschrift — denn auf die scheint es wohl überhaupt zu gehen — die ersten und vorerestlichsten Gelehrten Deutschlandes von weltlichem und geistlichem Stande sind!) „die neue Aufklärungsbrüder„schaft durchaus keine eigentliche christliche Reli„gion ferner beibehalten wissen, sondern die na„türliche überall eingeführt sehen will. S. 308. „Woher mag es wohl kommen, daß diese Aufklä„rer so gar eifrig wider alle innere, geheime, „ganz freie, Uebung und Erfahrung der christli„chen Religion" (nicht doch! nur gegen die geglaubte Erfahrung der Genesung, wenn man nicht krank war; der Uebereinstimmung zweier Arzeneien, welche man nicht untersucht hatte; der Goldfindung, wenn man sich nicht chemisch auf Gold verstehe!) „sich erklären"? — Und alles dies

sagt

So gefährlich und so böse stellt Herr Semler die Bestreitung der Schwärmerei vor; die Schwärmerei hingegen ist ihm höchst unschädlich und gefahrlos. S. 228 229: „Wer selbst sich sobald erhebet, „daß er zu den Wenigen gehöre, die den gemeinen menschlichen Beruf nicht mehr, sondern einen „ganz besondern, auf sich hätten; der handelt „auf seine Gefahr. — Ich kenne auch gar keine „traurige Erfahrung davon, wenn Menschen „sich selbst dafür ansehen, daß sie Gottes Leitung, „die sie sich wünschen, immer mehr erfahren. S. „310. Und hat denn auch relate sogenannte „Schwärmerei wohl itzt so gefährliche Folgen „für das gemeine Beste, als vor 2 bis 300 Jahren? Fromme, für sich fromme, und für ihres „Gleichen nützliche, Christen mögen bei Andern „Schwärmer heißen; wem thun sie denn mit ihrer innern, stillen, geheimen Schwärmerei Schaden, daß so ein Lärmen gemacht wird"? — So weit dehnt Herr Semler das Recht der Privatreligion aus; und will mit ähnlichen Namen auch die Thorheiten in den Wissenschaften beschützen. Er

sagt Herr Semler bei Gelegenheit des Luftsalzwassers! Wahrlich, sein Klient mögte ihm bald zurufen:

Ei, Freund! sprich endlich auch von den drei Ziegen.

Berl. Monatsschrift December 1786, S. 493.

Digitized by Google

Er will eine Privatmedizin, Privatphysik (geheime Physik, S. 229), und Privatchymie (S. 332; auch S. 317: geheime Chymie) zugeben.

Mich dünkt, bei diesen Behauptungen sind die Begriffe nicht recht entwikkelt. 1) Soll jedem frei stehen, zu denken und zu glauben, was er will; so muß, eben wegen dieses Rechtes, auch mir frei stehen, zu denken und zu glauben: der Andere denke inkonsequent, und glaube unrichtig. Seine Privatreligion darf meiner Privatmeinung keinen Abbruch thun. (Ein anderes wäre es, wenn Herr Semler gegen Fürsten oder Landesobrigkeiten disputirte, die den freien Gebrauch der innren Ueberzeugung durch Gewalt hindern wollten.) — 2) Ich darf diese meine Privatmeinung auch laut sagen; ja in manchen Fällen kann ich es als Pflicht fühlen, dies zu thun. Denn ich kenne gar viele traurige Erfahrungen davon, wenn Menschen sich selbst dafür ansehn, daß sie nicht mehr den gemeinen menschlichen Beruf, sondern einen ganz besonderen Beruf, eine besondere Leitung Gottes haben. Wie braucht man das einem solchen Kenner der Kirchengeschichte erst zu sagen? Waren die Verirrungen des Verstandes und des moralischen Sinnes bei fanatischen Christen, bei Theurgen, Magiern, Neuplatonikern, bei den Sklaven des Mönchs- und Nonnenlebens nicht traurig genug? Mit welchen Empfindungen liest man die Schilderung davon nur in Zimmermanns

Wer-

Werke von der Einsamkeit? Was füllt unsre Irrenhäuser so sehr, als diese Grille eines vermeinten besondern und höhern Berufs, einer ausgezeichneten höhern Leitung Gottes? — 3) Herr Semler stellt den Fall so vor, als wenn diese von der Gottheit sich mehr als die übrigen Menschen begünstigt haltenden Schwärmer bloß im Innern und Geheimen ihr stilles Wesen trieben. Allein, so ist es nicht. Denn wäre das, woher erführen wir Andern denn ihre Behauptungen, wogegen wir streiten? Auch wird, um bei dem vorliegenden Falle zu bleiben, ja nur zu öffentlich verfahren. In Zeitungen und Büchern wird die Universalarzenei ausgeboten; öffentlich wird gegen alle bisherige Aerzte behauptet: es gäbe nur Eine Krankheit, und folglich nur Ein Mittel; öffentlich werden unsre Chemiker zurecht gewiesen, die keinen Goldzukkerkand und kein unkörperliches Salz zu bereiten verstehn; öffentlich preiset und verkauft man ein Heilmittel, das, wenn es wahr ist, alle Aerzte und Apotheker ruiniren, und, wenn es falsch ist, den Kranken die es gebrauchen, schaden muß. Und wenn man hiegegen wiederum etwas öffentlich saget, so soll eine Entschuldigung von Privatübung und Beschäftigung gelten?

Und so ist es ja überall. Ueberall treten feine und grobe Schwärmer öffentlich hervor; und öffentlich muß man sie auch widerlegen können. Rosenfeld und Musefeld und alle andern neuen Messi-

Messiasse können sich nicht mit ihrer Privatreligion entschuldigen; so wenig als der Monodoktor und Mesmer und Lavater mit der Privatmedizin; als Schröpfer und Cagliostro und S. Germain mit der Privatphysik. Und nun erfindet Herr Semler sogar das neue Wort Privatchymie, um chemische Charlatanerien überhaupt in Schutz zu nehmen. Man weiß ja, wie das Wort Chemie überhaupt gemißbraucht wird. Im vorigen Jahre stand in den Zeitungen: „Warschau, den 27. Mai. Hier hat man entdekt, „daß chymische Dukaten im Umlauf sind, die „bloß den reinen Gehalt von 20 sgr. haben, gut „aussehn, und auf holländischen Stempel gemächt „sind, aber kein Gewicht halten". Das war gewiß eine recht geheime Privatchymie, die (Semler, S. 294) ihrer Natur nach nicht bekannt werden durfte, und (S. 332) eben um ihrer geheimen Absichten willen nie öffentlich werden konnte. — Herr Semler rühmt sich, und mit Recht, zuerst gegen die Gaukeleien Schröpfers, Gassners, und der Lohmaninn geschrieben zu haben (Berl. Monatsschrift August 1786, S. 177). Wie achtete er denn hierbei nicht die besondern Leitungen Gottes, welche doch andre Menschen bei diesen Personen zu erkennen glaubten? Aber, sagt er, sie waren Betrüger. Dies war ja noch, als Herr Semler zu schreiben anfing, eben der streitige Punkt. Gesetzt, sie wären keine Betrüger gewesen,

sen, war darum ihre Gaukelei weniger Gaukelei? Es ist doch möglich, daß Gaßner allen seinen Unsinn selbst geglaubt habe; war dieser Unsinn darum klüger? und Gaßner darum ein edler Mann? Es ist doch zuverlässig, daß Herr Propst Müller zu Kemberg ehrlich die Begeisterung der Lehmannin glaubte; war er, dieses falschen Glaubens wegen, an moralischer und religiöser Denkart über diejenigen, welche dem Possenspiel nicht glaubten, und selbst über Herrn Semler, der es enthüllen half, erhaben? So aber sagt Herr Semler an der zuletzt angeführten Stelle, S. 178: „Die noch „so große Neigung zu physischen und moralischen „Geheimnissen veredelt und heiligt die Menschen „durch und durch; sie können nie in solche Bos„heiten und Schurkereien" (auch nicht von andern Menschen?) „gerathen; sie sind stets die unbe„stechlichen Vertheidiger der ganzen Freiheit aller „guten ehrlichen Menschen, aller praktischen Chri„sten".

Ich weiß hierüber Herrn Semler kein einleuchtenderes Beispiel anzuführen, als das seines neuen Freundes, von dessen Bekanntschaft er an der eben angeführten Stelle selbst mit Freude spricht: des Herrn Lavater. Es ist bekannt, daß dieser Mann eine sehr große Neigung zu physischen und moralischen Geheimnissen besitzt. Es ist auch bekannt, daß Manche fürchten: er ließe sich durch die Bosheiten und Schurkereien andrer sehr in-

intriganter Menschen zu höchst bedenklichen Schritten verleiten; und er sei, wegen seiner Geheimnißsucht und Eitelkeit, ein leicht bestechlicher Vertheidiger seltsamer Dinge, die der Freiheit der Protestanten zuwider laufen. Es ist begreiflich, daß man hierauf antworten könnte: Fürchtet nichts! L. ist, ungeachtet seines Hanges zu Geheimnissen, ein so kaltblütiger Denker, ein so ruhiger Untersuchter, daß er sich nie nach Phantasie oder Leidenschaft, sondern nur immer nach Vernunft und richtig geprüfter Wahrheit, erklärt. Was würde man aber dazu sagen, wenn Herr Semler, nach Maßgabe seines obenstehenden Räsonnements, folgendes antwortete? „Wie könnt Ihr dergleichen von L. fürchten! Wisst Ihr denn nicht, daß er eine ganz außerordentliche Neigung zu physischen moralischen und religiösen Geheimnissen, und zu dem was die übrigen Menschen Schwärmerei nennen, hat? Dies sichert ihn ja ganz offenbar gegen alle Gefahr. Er ist durch diesen Hang zu Geheimnissen ein so bedächtlicher Prüfer geworden, daß nichts als die Wahrheit ihn gewinnen kann. Weil er besondre noch fortdaurende Wundergaben glaubt, so können keine Betrüger, welche dergleichen zu besitzen vorgeben, auf ihn würken. Weil er den Sagen von geheimen Naturkräften und Gebetswirkungen traut, so kann ihn keine Vorspiegelung von fortgepflanzter Priestergewalt verleiten oder bestechen. Weil er endlich die exaltirtesten Begriffe von der Bedeut-

Digitized by Google

samkeit jedes heiligen Wörtchens und sogar jeder mönchischen Ceremonie hat; so ist er ein standhafter Vertheidiger des frei denkenden Protestantismus".

So müsste Herr Semler reden, wenn er konsequent wäre; aber eine heilsame Inkonsequenz kömmt hier der guten Sache zu statten. Auch Herr Semler hat sich öffentlich gegen eine höchst seltsame Aeußerung des Herrn Lavater, die mehrere Protestanten*) erschrekt hat, erklärt. Jeder, dem

Mem

*) Es ist für den patriotischen Menschenfreund gewiß eine angenehme Betrachtung, daß zu Einer Zeit sich mehrere gute Köpfe in Deutschland vereinigen, um die seltsame aber wichtige Erscheinung bekannt zu machen, daß ein angesehener protestantischer Gottesgelehrte Ceremonien des katholischen Gottesdienstes lobpreiset, welche von aufgeklärten Katholiken zum theil schon selbst für Mißbräuche erklärt sind. Ich habe folgende bemerkt: 1) den Einsender des Lavaterschen Lobgedichtes auf die katholische Religion, in der Berl. Monatsschrift Oktober 1786, S. 349. 2) Herr Professor Kern im Schwäbischen Magazin (Ulm 1786, St. 1), wo eine weitläuftige gründliche Auseinandersetzung der seltsamen L–schen Behauptungen ist. 3) Der Rezensent in der Allg. D. Bibliothek LXVIII, 2, S. 606, der das ganze Gedicht mit widerlegenden Anmerkungen hat abdrucken lassen. 4) Herr D. Semler, in seiner Vorrede dieses Gedichtes, November der Berl. Monatsschrift S. 458. 5) Der Herausgeber von „J. C. „Lavaters drei Lobgedichten auf den katholischen „Gottesdienst und auf die Klosterandachten (Leipzig 1787, 8)"; mit dem vortreflich gewählten

Motto

Menschenwohl am Herzen liegt, muß dem edlen Manne danken, der sich nicht durch seine neulich geknüpfte Freundschaft mit Lavatern, nicht durch seine eignen neuern Behauptungen vom Veredlen und Heiligen der Geheimnißkrämerei, und endlich auch nicht durch den seit einiger Zeit in der Berl. Monatsschrift erfahrnen Wiederspruch, abhalten ließ, sich hier laut gegen Lavater zu erklären, um nicht mystische Tändelei und fabelhaften Wahn in der Religion aufkommen zu lassen, welches, wie Herr Semler sehr richtig sagt, zu der drükkendsten Intoleranz, ja am Ende zu der Abscheulichkeit führen kann; zur Ehre Christi Menschen, Brüder, Christen zu morden!

Berlin, den 15. Dec. 1786. Thomas Akatholikus.

Motto aus Galat. V, 1: „Lasset euch nicht wie„derum in des knechtische Joch fangen“, und mit sehr treffenden Anmerkungen über alle drei Gedichte, wovon die beiden letztern hier zum erstenmale aus Lavaters eigenen Werken abgedruckt sind.

4.

Verordnung des Markgrafen Friedrich Heinrich von Brandenburg Königl. Hoheit, über die zugestandne katholische Religionsübung in der lutherischen Kirche zu Schwedt.

Unter den Brandenburgischen Städten, welche aus großmüthiger Toleranz ihre protestantischen Kirchen den katholischen Mitbürgern zur Anstellung ihrer Religionshandlungen geliehen haben, ist auch Schwedt. (S. Berl. Monatsschr. 1784, Febr.) Wie leicht dieses freiwillige Simultaneum zum Mißbrauch führen kann, und wie sich bei dem Römisch gesinnten Klerus noch andere Gesinnungen als bloße Dankbarkeit gegen diese fast zu weit getriebene Güte und Großmuth vermuthen lassen: hat zuerst Akatholikus Tolerans im Februar der Berl. Monatsschrift 1784 gezeigt, und wird itzt ziemlich allgemein anerkannt. Zu einer wichtigen Bestätigung dieser Gedanken dient es, daß ein königlicher Prinz unsers um die Protestantische Religion so hoch verdienten Regentenstammes, gleichfalls die Sache als sehr bedenklich ange-

angesehen, und durch eine höchst weise und genau bestimmte Verordnung den daraus leicht zu befürchtenden Mißbräuchen sogleich zuvorzukommen bemüht gewesen ist. Dies vortrefliche Regulativ kann in der That zum Muster in ähnlichen Fällen dienen, und ist schon daher der allgemeinsten Bekanntmachung würdig; — obgleich in einer so delikaten Sache sich immer neue Umstände ereignen können, welche noch andere Verfügungen und Einschränkungen nöthig machen. Weshalb auch des Herrn Markgrafen Königl. Hoheit Sich am Ende noch anderweitige Bestimmungen dieses Regulativs vorbehält; und weshalb selbst bei Reversen und Verfügungen, und so genau als möglich gezogenen Gränzlinien, die Sache doch immer mißlich und bedenklich bleibt. A. T.

* * *

So sehr es sich mit dem Geiste des Protestantismus verträgt, daß den Katholiken eine freie ungestörte, öffentliche, selbst erleichterte Uebung ihres Gottesdienstes nach ihrer Art verstattet, und ihnen auch zu dieser Absicht die hiesige lutherische Stadtkirche mit Meiner Genehmigung eröfnet werden mag; so ist doch auf der andern Seite sorgfältig dahin zu sehen, daß alle dahin abzielende Verfügungen der katholischen Geistlichkeit, ohne Nachtheil der evangelisch-lutherischen Gemeine, der Rechte ihrer Kirche, und deren Diener, vor sich

gehen. Weshalb Ich hiemit ausdrüklich festsetze, und dem hiesigen lutherischen Ministerium zur Norm empfehle:

1) Daß außer den bisher üblichen Zeiten, als etwa zwei bis dreimal im Jahre, dem katholischen Geistlichen nicht frei stehen solle, in der Kirche den Gottesdienst zu halten; und daß dabei der Vorwand: als mache die zahlreicher gewordene Gemeine dergleichen öfter im Jahre nöthig, nicht Statt finden solle; zumal da die bisherige Erlaubniß nur zu Gunsten der Garnison ertheilet worden.

2) Sollte die katholische Gemeine so ansehnlich werden, daß sie sich selbst einen Priester auf ihre oder anderweite Kosten halten könnte; so wird sie alsdann auch wohl im Stande sein, für ein eigenes Bethaus zu sorgen. Im entgegen gesetzten Fall aber soll derselben nicht frei stehen, öfter als 2 bis 3 mal im Jahre sich der Kirche zu bedienen. Bleibt aber auch alles bei der bisherigen Einrichtung, daß nemlich ein auswärtiger Geistlicher anhero kommt; so muß

3) derselbe bei seiner Ankunft jedesmal dem Oberprediger Anzeige thun, an welchem Tage und zu welcher Stunde er sich der Kirche bedienen wolle.

4) Fielen nun an eben demselben Tage oder zu der Stunde in der Kirche lutherische Amtsverrichtungen, Predigten, Privatkommunionen, Taufen, Trauhandlungen, u. d. gl. vor; so sollen diese

erst

erst vorgenommen werden. Deshalb denn auch die bei der lutherischen Gemeine eingeführte Donnerstagspredigt, oder auf welchem Tag in der Woche sie sonst noch in Zukunft gehalten werden mag, nie ausgesetzt werden soll, um hierin dem Gottesdienste nach römischkatholischer Art beförderlich zu sein.

5) Eben so wenig soll es zugegeben werden, daß Kirchenbediente administriren helfen, die Schulen deswegen ausgesetzt, und die Knaben zum Absingen und dergleichen Verrichtungen gebraucht werden; weil daraus ein Mißbrauch entstehen kann, und man den Katholiken wohl das Gebäude der Kirche, nicht aber ihre Bedienten, zum Gebrauche verstattet wissen will.

6) Damit auch die lutherische Stadtgemeine nicht durch Anziehung der Glokken ihrer Kirche getäuscht, und auf die Idee geführt werde, es gehe in ihrer Kirche eine Religionshandlung ihrer Prediger vor: so soll den Katholiken nicht erlaubt sein, zu ihrem Gottesdienst einzuläuten; so sehr ihnen dies auch frei stehen möchte, wenn sie eigene Kirchen und Glokken hätten, bei deren Anziehung ohnehin jeder Bürger wüßte, was es zu bedeuten habe.

7) Uebrigens wird man mit dafür Sorge tragen, daß, Sr. Königl. Majestät höchstem Willen gemäß, nicht von einem unpersländigen katholischen Geistlichen etwa auf die Lutheraner in ihrer eignen

Kirche als auf Ketzer gescholten, und sie in den unterscheidendem Lehrsätzen hart durchgezogen und verdammt werden; auch daß überall nichts vorgehe, und von dem katholischen Geistlichen in der lutherischen Kirche vorgenommen werde, was den theuer erkauften Freiheiten der Protestanten nachtheilig sein, und nur irgend in einen Mißbrauch unserer großmüthigen Toleranz ausarten mögte. Die Katholiken müssen es demnach auf keine Weise verwehren, ihre Predigten von jedem anhören zu lassen, nie die Kirchthüren verschließen, und jedesmal anzeigen, was außer der Messe und Predigt noch von Geistlichen vorgenommen werden soll.

Nach dieser Verordnung, die Ich nach Beschaffenheit der Konjunkturen noch zu modifiziren Mir vorbehalte, hat sich das hiesige Ministerium genau zu achten; und wird allem dem, was darin vorgeschrieben ist, um so williger nachzuleben befliessen sein, je mehr solches überall der Kirchen- und Landesverfassung entspricht, und nichts weiter als die Bestimmung der Gränzlinien einer vernünftigen Toleranz, und die heilsame Aufrechthaltung der Parochialrecht der hiesigen Stadtkirche, zum Zwek hat. Gegeben zu Schwedt, den 10ten Juli 1784. (L. S.) F. Heinrich.

Regulativ für das Lutherische Ministerium allhier die Duldung der Katholischen Religionsübungen in der Lutherischen Kirche betreffend.

§. Ueber

9.

Ueber und für die Vertheidigung der katholischen Messe von einem Protestantischen Theologen und Mitgliede der Gesellschaft der reinen Lehre.

Replik und Duplik.

(S. Berl. Monatsschr. 1786. April S. 324. f.)

Bey der gegenwärtigen allgemeinen Aufmerksamkeit des Protestantischen Publikums auf die neuesten Entdekkungen von den nur zu sehr bewiesenen Machinationen einer geheimen Proselytenmacherei, mußte nothwendig auch ein Buch eines Protestantischen Geistlichen über und für die katholische Messe, und sein Bestreben, den katholischen Lehrbegrif, nicht, wie er ist, sondern wie er sein könnte, darin vorzustellen, Aufsehen und Befremden erregen. Noch bedenklicher mußte dis scheinen, da man nun noch obenein erfuhr, daß jener Protestantische Theolog, Herr Prediger Dreikorn in Nürnberg, zu der Zeit, da er das Buch schrieb, ein Mitglied der Gesellschaft zur Beförderung der reinen Lehre war. Wenn man nun bemerkte, daß er es sich in seinem Buche recht angelegen sein läßt, mehrere Punkte des katholi-

schen Lehrbegrifs als rein evangelisch darzustellen — wen hätte das nicht befremden sollen? Wenn man sich dabei erinnerte, daß schon lange jene Gesellschaft der reinen Lehre zu dem Verdacht und Vorwurf Anlaß gegeben, daß sie auf eine Vereinigung der Religionen arbeite; so war es wohl sehr natürlich, bei jener Schrift eines ihrer Mitglieder an dieselbe Absicht zu denken, und sie gleichsam als den ersten öffentlichen Schritt zu jener von ihr selbst nicht abgeleugneten, sondern vielmehr öffentlich angekündigten Absicht*) anzusehen. Selbst wenn

*) In der dem Hrn. Prediger Dreikorn ebenfalls zugeschriebenen Schrift: Nachricht von der Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre von einem Gesellschaftsmitgliede, wird dies geradezu als Zwek der Gesellschaft angegeben. Sie will „die Gemüther nach und nach auf die Vereinigung vorbereiten." Sie will dahin arbeiten, „daß sie „sich in ihren Religionsmeinungen" (also doch wohl auch in Ansehung der Lehre von der Messe?) „einander nähern, oder gar unter göttlicher „Leitung vollends mit einander vereinigen." War es also nicht sehr natürlich, auch dies neue Buch eben dieses Herrn Dreikorn als ein Mittel anzusehen, die Gemüther nach und nach auf die Vereinigung vorzubereiten? Des Pater Sailer Gebetbuch für Katholiken, das bekanntlich auch von protestantischen Theologen an Protestanten sehr nachdrüklich empfohlen worden, könnte vielleicht ein zweites Mittel sein, um die Gemüther vorzubereiten. Dies von einem Exjesuiten verfaßte, und auch von Herrn Dreikorn gedrukte Gebetbuch für Katholiken, sieht beim ersten Anblik halb protestantisch aus, so wie Herrn Dreikorns

wenn man mit vielen neuern Schriftstellern es nicht unwahrscheinlich fand, daß diese Gesellschaft von einem geheimen Einfluß unbekannter katholischer Obern regiert werde; so konnte man es noch immer sehr konsequent finden, daß durch diese unbekannten Obern ein Buch veranlaßt worden, das zwar auf der einen Seite dem römischen Lehrbegriff vieles vergiebt, auf der andern aber durch die ihm gelichene reinere Gestalt ihn für die Protestanten annehmungswürdiger macht. Man brauchte sich nur zu erinnern, daß die Jesuiten seit jeher in der Kunst, allen alles zu werden, Meister waren, und daß die Politik, die eine Hälfte vor der Hand schwinden zu lassen, um dafür die andere Hälfte zu gewinnen, ihnen zu keiner Zeit fremd war. Die meisten Projekte und Erfindungen, die Protestanten in den Schooß der katholischen Kirche zurükzulokken, rührten von Jesuiten her; und sie waren schon im vorigen Jahrhunderte klug und verschwitzt genug, dem katholischen Lehrbegriff einen Mantel umzuhängen, und alles, was etwa beim ersten Anblik zurükschrekken könnte, sorgfältig zu verschleiern. Immer suchten sie den Unterschied zwischen der katholischen und protestantischen Kirche als unbedeutend vorzustellen, und als ein

Form Erklärung der katholischen Messe halb katholisch gussieht. War es also nicht der Mühe werth, das Publikum auf diese Näherung und Vorbereitung aufmerksam zu machen?

ein durch reinere Begriffe leicht zu hebendes Mißverständniß*). Immer war man gegen die alten Begriffe der Neubekehrten oder Neuzubekehrenden schonend, ließ sich's gefallen, wenn der Proselyt seine alten Begriffe mit dem neuen Sistem zu vereinigen wußte, oder man begnügte sich auch geradezu mit dem äußern Bekenntniß**).

Es

*) Sehr richtig drükt sich Mosheim in seiner Kirchengeschichte (p. 765) also aus: Omnis eorum qui pacem inter Protestantes & Pontificios moliri sunt, ars & ratio in eo posita est, ut persuadeant, longe minore intervallo distare dissentientes, quam ipsi putent, nec tam disputatione opus esse, quam diligenti et perspicua interpretatione eorum, quae in Romani coetus dogmatibus adversaris ejus displicent. *Bossuet exposition de la foi Catholique* eo unice tendit, ut doceat facilem et apertum esse Protestantibus reditum ad religionem Romanam, modo veram ejus indolem et sententiam non ex Doctorum suorum opinione sed *ex veritate* aestimare velint. Herr Dreikorn will seinen Lesern ebenfalls eine perspicuam interpretationem der Messe geben, damit sie sie ex veritate nach der reinen evangelischen Vorstellung schätzen lernen.

**) Selbst der Cardinal und Jesuit Bellarmin sagt es mit dürren Worten geradehin: daß das äußere Bekenntniß und die Theilnehmung an den Sakramenten (also doch vornehmlich an der, wenn gleich anders und reiner verstandenen, Messe?) hinreichend sei. „Ut aliquis aliquo modo dici possit pars *veraе ecclesiae*, non putamus requiri ullam „internam virtutem, sed tantum *externam professionem fidei et sacramentorum communionem*“ (Bellarm. de controv. christianae fidei. T. 2. p. 199). Würklich soll durch eben dieses Argument die Bekehrung der Königin Christina bewirkt worden sein.

Es ist bekannt, daß die Jesuiten ihren Neubekehrten in China, Japan und Indien eine Vereinigung des Götzendienstes mit dem Christenthum verstatteten*). Warum sollten sie also Schwierigkeiten machen, den Protestanten zu verstatten, bei der Messe etwas anders zu denken als der orthodoxe Katholik? Sicherlich würden sie vor der Hand zufrieden sein, wenn die Protestanten sich auch nur erst zu der äußern Annahme der Messe bequemten, und sich bereden ließen, sie mit zu ihren Religionsübungen zu rechnen. Den innern Sinn würden sie ihnen gern im Anfange erlassen, um nur den äußern Schein zu erhalten; mit der Zeit würde sich denn auch der erste schon finden. —

Nach

*) Mosheim (l. c. p. 728. seq.) beschreibt diese Bekehrungsmethode ausführlich. Er sagt unter andern: Jesuitae consilio et arte populos superstitione obrutos aggrediendos et *cauta providaque manu* ad Christum ducendos arbitrantur. Itaque gentium antiqua dogmata sic interpretantur, ut a Christianae religionis dogmatibus non nimis distare videantur, et siquid in religionibus eorum Christianae fidei affine quodammodo aut simile inveniunt, id diligenter ad demonstrandam convenientiam antiquae ac novae, quam afferunt, religionis, adhibent. Ritus deinde populorum tolerant, et aut *meliore eorum fine* in locum veteris *substituto* aut levi mutatione inducta ad Christianam religionem accommodant: *sacerdotes et viros eruditos*, ex quorum ore plebs pleramque pendet, quibus possunt modis, *piis etiam dolis*, devincire sibi et in partes suas trahere conantur &c. Diese Schilderung paßt vortreflich auf unser gegenwärtiges Zeitalter.

Nach alle dem war es wol sehr natürlich, ein Buch worinn von einem Protestanten die Messe auch den Protestanten mit Unterlegung neuer reinerer Begriffe empfolen ward, mit auf die Rechnung jener Tausendkünstler zu schreiben, oder es wenigstens als eine von den vielen Angeltrüthen zu betrachten, die itzt ausgehängt werden, um den unbesorgten gutmüthigen Protestanten zu fangen. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtete denn auch ich das Buch des Herrn Prediger Dreikorn; und so haben es mehrere, vornehmlich in Nürnberg selbst, angesehen. Indessen es war freilich immer nur Hypothese, um das seltsame Phänomen eines solchen Buchs zu solchen Zeiten zu erklären; und da Herr Dreikorn nun selbst auftrit, und dieses sein Buch für nichts mehr als für einen lusus ingenii gehalten wissen will, so mag jene Hypothese immerhin fallen. Nur schien es mir erlaubt zu sein, einige Gründe anzugeben, die jene Hypothese veranlassten, und zu zeigen, daß, wenn Herr Dreikorn misverstanden ward, niemand mehr als er selbst, daran Schuld war. Und das werde ich außer dem bereits Gesagten noch in einigen der Dreikornischen Erklärung, die mir von den Herausgebern der Berl. Monatsschrift mitgetheilt worden, beigefügten Anmerkungen thun. Das Publikum mag dann selbst urtheilen; ob ich Unrecht hatte, auf ein Buch aufmerksam zu machen, das freilich leicht misverstanden, aber auch

eben

eben so leicht gemisbraucht werden konnte; auf ein Buch, das mir ein ganz bequemes Werkzeug scheint, um eine Menge Bedenklichkeiten den Protestanten gegen eine wirkliche Vereinigung mit der katholischen Kirche durch die feine Distinktion zwischen dem rohen und dem hier vorgetragnen reinen evangelischen Katholicismus *) aus dem Wege zu räumen, und dadurch der Idee den Weg zu bahnen, daß ein Protestant die katholischen Religionsgebräuche ohne Bedenken annehmen könnte, wenn er ihnen nur einen sogenannten reinen evangelischen Sinn unterlege. Habe ich in dieser Voraussetzung geirrt, so kann dies niemanden angenehmer

*) Auch der Agent der auswärtigen Gelehrten, der berüchtigte Religionsvereiniger Herr Magister Meese, der mit wahrem Dominikanereifer gegen die Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift und die Verfasser der allgemeinen Bibliothek wüthet, und sie Naturalisten, Mordbrenner, und — o lepidum caput! — Vorarbeiter der Jesuiten schimpft, dieser Herr Magister Meese der sich selbst Masius nennt, vielleicht gar aus Ehrfurcht für den alten Dominikaner Masius) macht in seinem neuesten Buche: Antikatholicismus u. s. w. eine ähnliche Distinktion zwischen dem Katholicismus und der katholischen Religion, vertheidigt diese und schimpft jenen. Da übrigens Herr Magister Meese S. 11 versichert, daß er den Mann auf dem fahlen Pferde in der Offenbarung Johannis gar nicht vergessen könne, so könnte man vielleicht auf die Vermuthung kommen, daß er mit diesem Mann einige Aehnlichkeit haben müsse, und vielleicht selbst auf einem fahlen Pferde reite.

Digitized by Google

tadelten und herabgewürdigten, aber bisher noch nicht widerlegten Buches, welches ich (Gott ist mein Zeuge!) weder aus unzeitigem Bekehrungseifer, noch aus geheimen Antrieb verstrickter Exjesuiten, (wovon im ganzen Buche keine Spur zu finden ist *)) noch aus andern unlautern Ursachen und Absichten; sondern bloß aus Liebe zur Wahrheit **), und zur Beförderung einer ächten Duldung und Liebe der in Religionsvorstellungen verschieden

*) Aber das große Lob, das Herr Dreikorn dem Exjesuiten D. Sailer ertheilt, ist doch immer auffallend. Er nennt ihn, der sich durch keine gelehrte Schrift von einigem Belang empfohlen, (S. 121) einen großen Gelehrten, und sein katholisches Gebetbuch ein gründliches und erbauliches Buch. Oder ist es nicht befremdend, wenn ein Protestantischer Prediger ein katholisches Gebetbuch geradehin ohne Einschränkung ein gründliches Buch nennt?

**) Aus Liebe zur Wahrheit? Welcher Wahrheit? Der Wahrheit der Messe? Aber die Dreikornische Messe ist ja nicht einmal die wahre katholische Messe; es ist ein sublimirter verfeinerter Katholicismus, den jedoch der Protestant, der von gar keiner Messe (denn die Messe, die Hr. Dr. erklärt, ist ja doch nicht einerlei mit der Kommunion der Protestanten) etwas weiß, nie für Wahrheit gelten lassen wird. Freilich Hr. Dr. sieht die Messe, so wie er sie versteht und erklärt, für rein evangelisch an. Die Protestanten können also ohne Bedenken die katholische Messe annehmen; ja, wenn sie die Wahrheit wie Hr. Dr. lieben, so müssen sie es: nur müssen sie sich dieselbe so rein evangelisch denken, als Hr. Dr. Wahrlich die Katho-

schieden denkenden Christen gegen einander *), und um den katholischen Lesern (für die es zunächst bestimmt war) die falschen und übertriebenen Begriffe von der Messe zu benehmen, geschrieben habe, — frei und offenherzig zu bekennen, nachdem man mich einmal, ohne mein Wissen, und wider meinen Willen, widerrechtlicher Weise **) bekannt gemacht hat.

Katholiken hätten schon viel gewonnen, wenn die Protestanten sich vor der Hand auch nur zur äußern Annahme der Messe bequemten.

*) In der Vorerinnerung versichert Hr. Dr. daß er sich ärgert, wenn er die Nichtkatholiken der Feierlichkeit der Messe mit Gleichgültigkeit beiwohnen sieht. Er will also „den Nichtkatholiken mehrere „Achtung gegen diesen katholischen Gottesdienst „einflößen.“ Freilich wenn die Messe nicht das ist, wofür bisher Katholiken und Protestanten sie hielten, wenn die letztern sich überreden lassen, daß sie die Messe bisher ganz unrecht verstanden, daß solche ganz rein evangelisch und im Geist der ersten Kirche sei; so muß freilich ihre Achtung für den katholischen Gottesdienst sehr vermehrt werden, ja sie werden sich um so weniger bedenken dürfen, überzutreten, da wie Herr Dr. versichert, „ein prächtiger feierlicher Gottesdienst dem Herrn nicht mißfällig sein kann, und (S. 233) die Messe auch von Nichtkatholiken als ein vernünftiger und erbaulicher Gottesdienst angesehen werden kann.“

**) Was kann widerrechtliches dabei sein, den Verfasser eines Buchs bekannt zu machen, das, so lange man den wahren Verfasser nicht kennt, nicht nur mißverstanden werden muß, sondern auch gemißbraucht werden konnte, um den unbefangnen Protestanten zu bethören, und ihn zu bereden, der katho-

Ueber drei Vierteljahre blieb ich unbekannt, (denn ich hatte mich nur dem Verleger meines Buches und einigen wenigen Freunden im engsten Vertrauen *) entdekt), bis ein Recensent in der Nürnbergischen gelehrten Zeitung, vor dem Publikum, mein Verräther **) wurde, der mein Buch

katholische Lehrbegriff sei wirklich evangelischer als bisher jeder Protestant geglaubt? War es nicht widerrechtlich, sich, wie Herr Dr. that, eine verdächtige Maske vorzubinden; so konnte es wohl noch weit weniger widerrechtlich sein, wenn derjenige, der den Mann hinter der Maske mit Gewißheit kennt, laut auf den Mann aufmerksam macht, damit niemand sich von der Maske bethören lasse. Herr Dreikorn hielt es nicht für widerrechtlich, durch seine Maske Katholiken und Protestanten in einen Irrthum zu führen, der wenigstens für die letztern gefährlich werden konnte; und es soll widerrechtlich sein, ihnen diesen Irrthum zu benehmen? Als der Jesuit Robertus de Nobili sich, um desto glüklicher bei seinen Heidenbekehrungen in Indien zu sein, für einen Braminen ausgab, so war dies vermuthlich nach Herrn Dreikorns Grundsätzen nichts widerrechtliches; aber wenn jemand den europäischen Braminen mit dem braungefärbten Gesicht für das, was er war, erkannt und den verlarvten Jesuiten entdekt hätte, so hätte dieser vermuthlich sehr widerrechtlich gehandelt.

*) Wozu diese ängstliche Vorsicht, doch ja nicht entdekt zu werden? War dies nicht vielleicht die Wirkung eines dunkeln Gefühls von der Unschicklichkeit eines solchen Buchs für einen Protestantischen Geistlichen?

**) Verräther? Herr Dr. wird sich doch nicht mit dem Erlöser in Parallel stellen, und seinen Recensenten für einen zweiten Judas ausgeben wollen?

Judas

Buch aus einem ganz falschen Gesichtspunkte ansah, und mir besonders das sehr hoch anrechnete, daß ich dasselbe als ein Mitglied der Gesellschaft zur Beförderung der reinen Lehre *) geschrieben habe, da es doch wirklich nicht anders war. Schon lange zuvor, ehe diese Gesellschaft existirte, hatte ich die Materialien zu meinem Buche aus der Kirchenväter und verschiedenes alter und neuerer katholischer und protestantischer Lehrer gedruckten Schriften gesammelt, darüber nachgedacht, und den Entschluß gefaßt, die Messe, nach ihrem Buchstaben, und nach dem evangelischen Sinn

Judas ward ein Verräther seines göttlichen Lehrers und Wohlthäters, indem er ihn in die Hände seiner Feinde verkaufte. Aber was hatte der Rec., dem ja Herr Dr. sein Geheimniß nicht anvertrauet hatte, für Verbindlichkeit, eine Sache zu verschweigen, deren Bekanntmachung höchst nützlich war? Oder sollte der Rec., nachdem er den wahren protestantischen Verfasser des unprotestantischen Buchs mit Gewißheit kannte, sich dennoch anstellen, als sei es das Buch eines Katholiken? Wahrlich dann wäre der Rec. ein Verräther an der guten Sache des Protestantismus geworden. Herrn Dreikorns eigentlicher Verräther war wohl niemand anders als er selbst.

*) Aber befremdend war es doch allerdings, daß gerade ein Mitglied der Gesellschaft der reinen Lehre sich die Mühe gab, in einem eignen Buche der katholischen Messe einen sogenannten reinen evangelischen Sinn unterzuschieben.

der ältesten Kirchenlehrer*), also nicht nach dem Sinn der heutigen römischen Kirche (die an mir gewiß keinen Vertheidiger findet) zu erläutern und heraus zu geben. Diesen Entschluß setzte ich erst zu Anfang des Jahres 1785 ins Werk, da ich zwar schon ein Mitglied jener Gesellschaft war, aber noch Nichts von der jetzt so viel Aufsehn erregenden geheimen Proselytenmacherei wußte. Ich that es aus eigenem Antrieb, und ganz allein, ohne weder einem Katholiken, noch der Gesellschaft ein Wort davon zu sagen. So unschuldig also auch die Gesellschaft an der Herausgabe dieses Buchs war (weil sie gar nichts davon wußte); so trat ich dennoch sogleich freiwillig, ohne daß sie es nur vermuthete, aus derselben heraus, um ihr keinen falschen Verdacht und unverdienten Verdruß zuzuziehen, und sie nicht unnöthiger Weise in einen Streit zu verwikkeln, der sie ganz und gar nichts anging. Damals kannte ich meinen Recensenten in

*) Aber die Autorität der Kirchenväter hat ja für den Protestanten keinen Werth. Er untersucht die Wahrheit nach den Grundsätzen der Vernunft und den Regeln einer vernünftigen Schriftauslegung. Nur der katholische Christ legt auf die Aussprüche der Kirchenväter ein besondres Gewicht. — Uebrigens ist bei der katholischen Messe der Buchstabe wohl das unanstößigste; aber der Sinn, der Sinn, den Herr Dr. hineinträgt, ist wahrlich eben so wenig rein katholisch als rein evangelisch; aber das erste immer noch eher als das letztere.

in der Nürnb. gelehrten Zeitung noch nicht, verlangte ihn auch nicht zu kennen, sondern schrieb nur die 2 Bogen starken, nöthigen Anmerkungen zu jener Recension. — Nun folgte von Seiten meines Gegners eine sogenannte Beilage zur Nürnb. gelehrten Zeitung, 3 Bogen stark, die dem Aufsatze in der Berl. Monatsschrift, was die Hauptsache anbetrift, so ähnlich sieht, als ein Ei dem andern. Nun erfuhr ich erst, daß der hiesige Herr Diak. Seidel an der Sebaldskirche, also mein Kollege und Amtsbruder, sowol der Recensent meines Buches, als der Verfasser der Beilage sei. Hierauf ließ ich Beantwortung jener Beilage, auf 4 Bogen, drukken, die nun zugleich als eine Beantwortung des Aufsatzes in der Monatsschrift gelten kann; daher ich mich auch dermalen in keine förmliche Widerlegung desselben einlasse.

Dies ist der erste litterarische Streit, in welchen ich in meinem Leben gerathen bin, und ich wünsche herzlich, daß er auch der letzte sein möge. — Aus dieser Ursache bekenne ich hiemit ein für allemal: daß ich von keiner geheimen oder öffentlichen religiösen Gesellschaft, wie sie nur immer genannt werden mag (ich rede nicht von der allgemeinen evangelisch-christlichen Gesellschaft, sondern von besondern größern oder kleinern Verbindungen), ein Mitglied sei, oder mit einer derselben in der entferntesten Gemeinschaft und Theilnehmung stehe; daß ich also schlechterdings

itzdings nichts mit Jesuiten, Rosenkreuzern, oder wie sie sonst heißen mögen, zu schaffen habe; daß ich mich niemals mit Religionsvereinigungsprojekten *) abgegeben habe, noch gegenwärtig einigen Antheil daran nehme; daß mich also die heut zu Tage so viel Lärm erregende geheime Proselytenmacherei ganz und gar nichts angeht; daß ich in meinem Buche von der Messe zwar meine Meinung frei gesagt habe (welches ja andere Schriftsteller, in weit wichtigern Sachen, auch thun, ohne daß so viel Aufheben davon gemacht wird),

aber

*) Da Herr Dr. es so feierlich versichert, so kann man es freilich glauben, daß er bei seinem Buch keine Unionsabsicht gehabt. Aber es war doch wahrlich kein unnatürlicher Gedanke, daß der Mann, der in der katholischen Messe einen so reinen evangelischen Sinne zu finden weiß, und alles, was dem Protestanten bisher in dem katholischen Gottesdienst anstößig war, wegraisonnirt, die Absicht habe, den Protestanten den würklichen Unterschied zwischen ihrer und der katholischen Kirche geringer, als man ihn sich bisher gedacht, darzustellen, und dadurch den Weg zu der Vereinigung zu bahnen; zumal da er am Ende seines Buchs S. 233 geradehin sagt: „er habe sowohl den Katholiken als Nichtkatholiken eine Probe geben wollen, wie sich die römischkatholische Messe nach dem reinen evangelischen Sinn der ersten christlichen Kirche erklären lasse, so daß sie von beiden Parteien als ein vernünftiger, erbaulicher und dem Herrn nicht mißfälliger Gottesdienst angesehe werden kann.“ Das schmekt doch in der That sehr nach einem Religionsvereinigungsprojekt.

aber dennoch jeden Andersdenkenden ruhig bei seiner Vorstellung lasse (wie ich am Schlusse meines Buches ausdrüklich zu erkennen gegeben habe), und daher mit Recht wünschen kann, daß man auch mich bei der meinigen in Ruhe lasse, und meinen guten Namen nicht, durch grundlose Aufbürdungen, vor dem Publikum kränke.

Aus eben dem Grunde sehe ich mich genöthigt, zur Rettung meines guten Namens, auch die in dem Aufsatze der B. Monatsschrift vorgebrachten Unwahrheiten auszuheben, und auf das feierlichste dagegen zu protestiren.

1. „Es ist nicht wahr, daß ich mich jemals als Oberhaupt an die Spitze der deutschen Gesellschaft zur Beförderung der reinen Lehren in Nürnberg gestellt habe; denn ich war allezeit nur ein bloßes Mitglied." —

[Auf den Ausdruck: an die Spitze gestellt, kömmt es hier wol nicht an. Meinethalben mag Hr. Dr. im Mittelpunkt, oder wo er immer will, gestanden haben! Wenn die Regierungsform der Gesellschaft bekannter wäre, so könnte man sich bestimmter erklären. Wer für eine Gesellschaft Ordenszeichen erfindet (so nenne ich die jesuitisch-mystische Vignette auf dem Titelblatte der Gesellschaftsnachricht), wer in ihrem Namen schreibt und streitet, von dem kann man doch wohl mit einigem Grunde sagen, daß er an der Spitze stehe?]

4, „Es ist nicht wahr, daß ich die im J. 1784 in Nürnberg herausgekommene Gesellschaftsnachricht (die ein Werk des gesammten dortigen engern Ausschusses war) habe drukken lassen (S. 324)."

Zu dem engern Ausschuß gehörte doch wol unstreitig auch Herr Dreikorn? Man muß es wenigstens aus dieser Erklärung schließen, da es ihm nicht gefallen, sich bestimmt zu erklären. So höre denn also Herr Dr. noch immer Mitverfassen jener Nachricht. Aber nach den glaubwürdigsten Nachrichten aus Nürnberg war er mehr als das; war der eigentliche Concipient und Hauptverfasser, ob gleich die andern Mitglieder bei der Revision einige Zusätze und Veränderungen gemacht haben mögen. Vor einiger Zeit machte die Nürnberger Gesellschaft in der Allg. Litteraturzeitung eine Erklärung bekannt, in der sie sich von der Vignette und der ganzen Schrift beinahe völlig lossagt. Doch Herr Dr. mag immerhin Recht haben, eine Schrift, die er im Namen des gesammten engern Ausschusses schrieb, und die von diesem revidirt und anerkannt ward, für das Werk dieses engern Ausschusses auszugeben; und in so fern hat er auch ganz Recht zu sagen, daß er diese Schrift nicht drukken lassen. Denn fast scheint es, als wenn er auch hier sich wieder hinter eine Zweideutigkeit stekt. Wenn Herr Dr. jene Schrift im Namen des engern Ausschusses schrieb, so ließ

frei

freilich nichts er, sondern der engere Ausschuß, sie drukken. Auch seine itzige Protestation läßt eigentlich nicht er, sondern ich und die Herausgeber der Berl. Monatsschr. lassen sie drukken.]

3. „Es ist nicht wahr, daß ich die Unvorsichtigkeit begangen, mich erst, nachdem mein Buch in einigen gelehrten Zeitungen gelobt worden, als den Verfasser zu entdekken. Ich habe mit niemand weiter davon gesprochen als mit denen Freunden, welchen ich die Sache gleich Anfangs im engsten Vertrauen entdekt habe. S. 335."

[Dieser Punkt gehört eigentlich nicht zur Sache oder vielmehr Herr Dreikorn schlägt sich mit seinen eignen Waffen. Warum entdekte er denn die Sache, die ihm also doch selbst hinterher bedenklich und unschiklich scheinen mußte, nur einigen Freunden, und nur im engsten Vertrauen? Ein Schriftsteller, der eine gute Sache hat, braucht sich nicht hinter das Gesträuch zu verstriechen. — Genug er wurde im Publikum nicht eher als Verfasser bekannt, als bis Recensenten das Buch als Produkt eines toleranten Katholiken gepriesen hatten. Unter andern hatte Herr Seiler in Erlangen (in den gemeinnützigen Betrachtungen der neuesten Schriften) von dieser Schrift geurtheilt, daß das Wesentliche der Messe noch nie so schrift- und vernunftmäßig vorgestellt worden.

4. „Es

4. „Es ist nicht wahr, daß ich gegen den Herrn D. Hufnagel zu Erlangen jemals eine Kontrovers gehabt habe. S. 313".

[Dieser Punkt gehört noch weniger zur Sache. Aber Herr Dr. versteht die Kunst, durch Seitensprünge auf Nebensachen auszuweichen. Meinethalben mag Herr Dreikorn immerhin mit dem Hrn. D. Hufnagel nie eine Kontrovers gehabt haben; wird darum seine unprotestantische Erklärung der Messe protestantischer? Und doch nannte ihn jedermann in Nürnberg als den Verfasser der anonymischen Vertheidigung der Gesellschaft der reinen Lehre gegen eine anonymische Schrift des Hrn. D. Hufnagel. Versteckt sich etwa auch hier Hr. Dr. hinter eine Zweideutigkeit, und will er etwa nur sagen: er habe bloß gegen einen ihm unbekannten anonymischen Schriftsteller, in welchem er den Hr. D. H. nicht erkannt habe, geschrieben?]

5. „Es ist nicht wahr, daß ich eine Predigt über die Größe Mariens (die mir ganz unbekannt ist) habe drukken lassen. S. 326."

[In dem Schreiben aus Franken heißt es bloß: er hat vermuthlich diese Predigt — drukken lassen. Mein Korrespondent schreibt mir: Warum hat man es, da durch die Erklärung der Messe seine Grundsätze bekannt geworden sind, nicht vermuthen sollen, da die Predigt in Nürnberg gedrukt worden, sicher einen protestantischen Geistlichen zum Verfasser hat, und sehr im Dunkeln herumschlich?

Der

Der Verf. hat sich noch nicht genannt. Immerhin mag es also Hr. Dreikorn nicht sein. Sein Buch über die Messe wird dadurch nicht besser.]

6. „Es ist nicht wahr, daß mein Buch von der Messe ein Faktum ist, woraus man schliessen könne, daß die Rosenkreuzer auch in Franken ihr Werk treiben. S. 326.“

[Welche elende Sophisterei! die Nachricht von den Rosenkreuzern war der Nachricht von Herrn Dreikorns Buch, bloß als ein Anhang, ohne weitere Verbindung mit dem vorhergehenden als durch ein bloßes: Auch, beigefügt worden. Solche Strohhalme kann nur ein Mann ergreifen, dem es an bessern Waffen fehlt.]

7. „Es ist nicht wahr, daß ich die katholische Lehre vom Meßopfer mit aller unredlichen sophistischen Kunst vertheidige. Ich habe vielmehr gerade die katholischen Hauptlehren, als von der wiederholten Aufopferung Christi, von der totalen Brodtverwandlung, von der Anbetung der Hostie, von der alleinigen Kommunion des Priesters, wovon im Text der Messe selbst nichts zu finden ist, verworfen. S. 327.“

[Schon wieder eine Zweideutigkeit! Die ächt katholische Lehre vom Meßopfer hat Hr. Dr. zwar nicht vertheidigt; sondern er dreht und künstelt an jener Lehre so lange, bis sie, wie es ihm scheint, einen evangelischen Sinn herauskommt. Da er die ächt katholischen Begriffe nicht vertheidigen konnte, so behält er wenigstens die katholischen

Worte

Worte von Opfer, Verwandlung, Transsubstantiation u. s. w. bei, und schiebt ihnen neue Begriffe unter. — Nach S. 180 soll das Abendmal doch immer ein wahres Opfer sein, wenn er gleich vorher sich erklärt, daß er es als kein eigentliches Sühnopfer ansehen könne. — S. 153 sagt er: „das Wort Transsubstantiation kann in gewissem Verstande gar wol vom Abendmal gebraucht werden, ohne daß der evangelische Sinn der ersten Kirche dadurch verletzt wird;“ und S. 165 findet sich ein förmlicher Vereinigungsplan: „Der Katholik behält seine Transsubstantiation oder Verwandlung, zwar nicht mehr nach dem krassen, aber doch nach dem reinen evangelischen Sinn; der evangelische Protestant findet darin seine Vereinigung des wahren Leibes und Blutes Christi mit dem Brod und Wein.“ Siehst dies, und überhaupt alle die saure Mühe, die sich Herr Dr. giebt, um das Wort Transsubstantiatio durch allerlei Sophistereien zu retten, nicht beinahe so aus, als wollte er die Protestanten vor der Hand nur bloß dazu bereden, sich jenes Wort gefallen zu lassen, um durch dasselbe alle Parteien unter Einen Hut, oder vielmehr unter Eine dreifache Krone zu bringen? Die Stelle S. 207: Christus wird im Abendmal lebendig und ganz genossen, klingt doch wahrlich auch nicht sehr protestantisch. — Was die Anbetung der Hostie betrift, so ist es freilich richtig, daß Herr Dr. die Hostie nicht als Hostie angebetet wissen will, aber

er

er billigt und empfiehlt doch den Gebrauch, beim Anblik der Hostie niederzufallen und anzubeten; nur sei der Gegenstand der Anbetung nicht die Hostie, sondern Christus selbst. Herr Dr. scheint zu der Beurtheilung des gemeinen Volks unter den katholischen sowol als protestantischen Christen ein großes Zutraun zu haben, da er ihnen zumuthet, bei dem Niederfallen vor der Hostie, mit ihm zwischen dem Zeichen und Bezeichneten, zwischen der Veranlassung und dem Gegenstande der Anbetung zu distinguiren. — Die alleinige Kommunion des Priesters mißbilligt Hr. Dr. allerdings; aber es hat auch niemand gesagt, daß er sie gebilligt.

8. „Es ist nicht wahr, daß ich die abgöttische Anrufung der Heiligen billige. In meinen Meßerläuterungen steht das Gegentheil".

Schon wieder verkriecht sich Hart Dreikorn hinter ein Wort. Es ist freilich richtig, daß er vor eigentlicher Abgötterei in Ansehung der Heiligen warnt; aber das thut ja jeder katholische Geistliche auch. Die Frage ist: ob die Anrufung der Heiligen, man erkläre sie wie man wolle, nicht immer den wahren würdigen Vorstellungen von dem höchsten Wesen zuwider sei, wie denn es keiner Fürsprache, und keiner Mittelspersonen bedarf? Doch hier sind Herrn Dreikorns eigene Worte. S. 196 ff. „Die Heiligen im Himmel bitten gewis für uns, „und ihr Gebet ist für uns nicht ohne Segen. „Es folgt daraus nicht, daß wir die Heiligen nothwendig anrufen müssen. Will sie aber jemand „anrufen, — um Gott in seinen Dienern zu ehren" (durch dis Argument kann man beinahe alle mögliche

liche Abgötterei entschuldigen; denn alle Geschöpfe, alle Menschen sind in gewissem Sinn Diener Gottes; oder meint Herr Dreikorn, daß der heilige Lojola, der heilige Xaverius u. s. w. in ganz besonderem Sinn Diener Gottes, wenigstens mit mehrerem Recht Diener Gottes waren, als die nicht Heiligen, nicht angerufnen Luther, Zwingli, u. s. w.?] „der mag es thun. Ja wir dürfen glauben, daß „Gott bei Bestimmung der Schicksale der Menschen „auf solches Anrufen und Fürbitten Rücksicht genommen. Aus diesem Gesichtspunkt haben wir „die Bitte an die Heiligen anzusehen; dann ist sie „dem reinen evangelischen Sinn der ersten „Kirche *) keineswegs entgegen. Wer also „glauben kann, daß z. E. die heilige Mutter des „Sohns Gottes, oder der heilige Paulus, oder „ein anderer Heiliger" [etwa auch ein Franciscus von Assisi, ein Lojola u. s. w.] „unter so „vielen Millionen Bitten auch die Seinige deutlich vernehme, erhöre und erfülle, der rufe sie „an. Wer es nicht glauben kann, der unterlasse es. „Der Eine sündigt so wenig als der andre, wenn „nur die Anrufung nicht in übertriebne, und an „die Abgötterei gränzende Verehrung, die Unterlassung aber in keine Verachtung ausartet."

(Also

*) Das beständige Berufen auf die erste Kirche, die Herr Dr. wenigstens bis auf die Zeiten des Papst Gregor des Großen ausdehnt, ist wahrlich nicht Protestantisch. Auch das Papstthum der ersten Jahrhunderte kann der Protestant nicht annehmen, und ihm ist's um vernunft- und schriftmäßige Wahrheit zu thun, nicht um das was die Kirchenväter und die sogenannte erste Kirche (die doch wohl im 7ten Jahrhundert nicht mehr sehr rein war?) geglaubt.

Also hütet euch ja ihr Protestanten, den heiligen Ignatius Lojola, den heiligen Papst Hildebrand, den heiligen Bettler Labre, und so viele andre heilige Unheilige, die ihr bisher entweder wegen ihres lasterhaften Lebens oder wegen ihres Blödsinns verachtet, die ihnen zukommende Verehrung zu entziehen. Mögen sie doch ehmals gewesen sein wie sie wollen; gnug sie sind einmal Heilige, sie bitten für euch, sie hören und erfüllen eure Bitten.) Bei solchen Begriffen von den Heiligen ist's kein Wunder, daß Herr Dreikorn sogar die Verehrung ihrer Reliquien lobt. S. 111. „Aergert euch nicht, „Protestantische Brüder, daß der Priester den „Altar, auf welchem einige Reliquien der Heiligen „aufbewahrt werden, küsset". [sollten es auch die zu Marseille aufbewahrten Haare der heiligen Maria Magdalena, oder die fruchtbarmachende Mütze des Heiligen Jesuitenapostels Franciscus Xaverius in Portugal, oder gar der Zahn der heiligen Apollonia zu München sein, den Herrn Nicolai (Reisebeschreibung VI. S. 545) nicht einmal gern sehen mogte, und selbst Herr Dreikorn nicht küssen würde.] „Alle Römische Altäre haben Re„liquien von Heiligen. Dieser Gebrauch hat „nichts Anstößiges. Wenigstens ist er nicht wi„der den evangelischen Sinn der ersten Kirche". Noch weniger ist es ein Wunder, daß Herr Dreikorn sogar die aller gesunden Moral so laut widersprechende Lehre von der Zurechnung der Verdienste der Heiligen so zu drehen und zu wenden weiß, bis er endlich S. 117 in seine gewöhnliche Exklamation ausbrechen kann: Wie rein evangelisch! Zwar sagt er: Jesus allein hat uns die Gnade Gottes erworben. Aber er setzt sogleich hinzu: sie kann uns auch um der Heiligkeit anderer willen mitgetheilt werden. Herr Dreikorn

sollte sich schämen, so etwas für rein evangelisch auszugeben.

9. „Es ist nicht wahr, daß die Messe für die Todten an mir einen Vertheidiger finde. Von dieser Messe kommt in meinem Buche gar nicht vor".

[Gar nichts? Wenn er gleich in dem Memento pro defunctis die Lehre vom Fegefeuer nicht findet, so erkläret er diese Fürbitte für die Todten doch dahin, daß Gott die schlafenden Leiber der Gläubigen in den Ort der Erquikkung versetzen wolle, und nennt es S. 190 ausdrüklich einen heilsamen Gedanken, für die Todten zu beten.]

„10. Es ist nicht wahr, daß ich die Tradition in Nebensachen als Quelle des christlichen Glaubens annehme. Ich redete in der angeführten Stelle bloß von dem Gebrauch für die Verstorbenen zu beten, als von einer Sache, die kein Glaubensartikel sei".

[Man sieht, schon wieder versteckt sich Herr Dreikorn hinter ein Wort. Freilich die Fürbitte selbst ist kein Glaubensartikel, sondern ein Gebrauch; aber der Gedanke, daß die Fürbitte des Meßpriesters den Todten heilsam sei, wie Herr Dreikorn glaubt und ich nicht glaube, ist doch wol etwas mehr als Gebrauch. Ob ich ihm nun Unrecht that, wenn ich sagte, er nehme auch die Tradition in Nebensachen als Glaubensquelle an, mögen seine eignen Worte entscheiden. S. 190: „Der Gebrauch für die Todten zu beten war gewiß auch den Aposteln nicht unbekannt, ob sie gleich in ihren Schriften nicht deutlich davon reden, weil sie nicht zu den Grundartikeln des christlichen Glaubens gehört. Doch konnten sie ihre Schüler davon als von einer Nebensache gar wol mündlich unterrichtet haben".

11. „Es ist nicht wahr, daß ich jemals Provinzialdirektor oder auch nur Vorsteher der Gesellschaft zur Beförderung der reinen Lehre gewesen bin. S. 329 und 332".

[Auf den Titel kömmt 's wol nicht an. Man sehe meine Anmerkung zu Nr. 1.]

12. „Es ist nicht wahr, daß ich die sämtlichen eigenthümlicher Lehrsätze des Papstthums für eben so unschädlich, nützlich und rein evangelisch als die Messe selbst erkläre. Vielmehr verwerfe ich gerade die eigenthümlichsten Hauptlehrsätze der römischen Kirche, z. E. von der gänzlichen Verwandlung des Brodts und Weins, von der Aufopferung Christi in der Messe, von der Anbetung der konsekrirten Oblate, von der Entziehung des Kelchs u. s. w.

[Eigentlich redete ich bloß von den eigenthümlichen in der Messe koncentrirten Lehren. In wie fern diese von Herrn Dreikorn für unanstößig, heilsam und rein evangelisch ausgegeben werden, ergiebt sich aus den vorhergehenden Anmerkungen. Freilich verwirft er viele eigenthümliche Lehren des Papstthums in ihrem rohen Sinn, aber fast bei allen künstelt er am Ende einen Sinn heraus, von dem er ausrufen kann: Wie rein evangelisch! Wahrlich der ächte Katholicismus ist weit weniger gefährlich als dieser gereinigte! Eine recht eigenthümliche Lehre des Papstthums ist doch auch die Auktorität der Kirche. Aber auch auf diese beruft sich Herr Dreikorn einigemal, und S. 123 ermahnt er, dem Gebot der Kirche zu folgen. Uebrigens sagt er selbst am Schluß seines Buchs: „Freilich weichen meine Erklärungen in etwas von den gewöhnlichen Lehrbegriffen ab. Aber sie müssen auch, jedoch nur in außerwesentlichen Stükken".

Digitized by Google

13. „Es ist nicht wahr, daß meine Uebersetzung der Worte: pro ecclesia tua sancta catholica, für deine heilige allgemeine Kirche, eine arglistige Uebersetzung ist. Der Ausdruk ecclesia catholica ist weit älter als das heutige Papstthum, und hat nie etwas anders, als die allgemeine christliche Kirche, bedeutet, ohne Rükſicht auf einzle Gemeinen. Alle Christen, sie mögen sein, wo sie wollen, machen zusammen die ecclesiam catholicam aus.“ Aber hier ist ja nicht die Rede, was ecclesia Catholica heißen könne, oder was es sonst geheißen habe, sondern was es in dem Kanon der Messe würklich heiße. Die Worte sind ja deutlich genug: haec sacrificia offerimus pro ecclesia sancta Catholica una cum Papa nostro et omnibus orthodoxis atque catholicae fidei cultoribus. Ich frage noch einmal: Schämt sich denn dieser Protestantische Prediger nicht, dies Gebet für die Katholische Kirche, für den Papst und für die rechtgläubigen Katholiken, eine Fürbitte für die ganze Christenheit zu nennen (S. 136.), und dem zu folge in seiner Uebersetzung die katholische Kirche in eine allgemeine zu verwandeln? Wahrlich, wenn es nicht Argliſt ist, so ist es doch gewiß eine große Gedankenlosigkeit. Oder sind würklich alle, die nicht rechtgläubige Katholiken sind, und nicht mit für den Papst beten, keine Mitglieder der allgemeinen Kirche, mit einem Wort keine Christen? Wenn Pater Sailer in seinem Gebetbuch für Katholiken, wo er ebenfalls eine Uebersetzung der Messe liefert, die nähmlichen Worte pro ecclesia catholica durch: allgemeine Kirche, übersetzt, so darf man sich freilich nicht wundern. Aber daß ein Protestantischer Prediger ihm darin nachahmt, ist doch wahrlich sehr befremdend; und noch befremdender

Digitized by Google

dender ist es, wenn Herr Dr. S. 136 die Fürbitte für den Papst mit der Ermahnung Pauli: für die Könige und alle Obrigkeit zu beten, rechtfertigt, da doch in der Messe für keinen König und für keine Obrigkeit, sondern bloß für unsern (?) Papst gebetet wird. Herr Dr. wird doch nicht den Papst für den König der Könige oder auch nur für unsre Obrigkeit gehalten wissen wollen?]

14. „Es ist nicht wahr, daß ich als Vorsteher der Gesellschaft der reinen Lehre und Herr Sailer (mit dem ich nicht die geringste Bekanntschaft habe) als ein Jesuit gemeinschaftlich daran arbeiten, den Katholicismus als rein evangelisch darzustellen.

[Um gemeinschaftlich zu einem Ziele zu arbeiten, bedarf es keiner Bekanntschaft und keiner Abrede. Genug Hr. Dr. und Hr. Sailer kommen darin überein, den katholischen Lehrbegriff, nicht wie er ist, nicht in der rohen Gestalt, in der er in andern katholischen Schriften erscheint, sondern verschleiert und verschönert darzustellen; beide wollen uns überreden, daß die katholische Kirche die allgemeine Kirche sei; kurz beide begegnen sich in dem Resultat, daß der Katholicismus recht verstanden, recht erklärt, rein evangelisch sei.]

„Alles übrige übergehe ich hiermalen. Aber diese 14 Beschuldigungen erkläre ich hiemit für eben so viele unverantwortliche Erdichtungen *). Um sowol Sie als das Publikum davon zu überzeugen, fordre ich hiemit sowol den Einsender jenes Aufsatzes in der Monatsschrift als jeden andern, der sich's getraut, auf das nachdrücklichste auf, diese

*) Herr Dr. sollte doch lieber sein ganzes Buch für eine Verläumdung erklären.

Beschuldigungen so unumstößlich, daß keine gegründete Einwendung dagegen gemacht werden kann, zu beweisen *). Beweiset der Einsender oder sonst jemand diese Beschuldigungen mit der geforderten Pünktlich- und Unumstößlichkeit, so ist meine Ehre verloren. Erfolgen aber diese Beweise nicht, so — so — nun so mag das unparteiische Publikum entscheiden, wie diejenigen, die dergleichen Unwahrheiten ausstreuen, mit Recht genannt zu werden verdienen. Ich darf nicht zweifeln, daß Sie diese meine Erklärung und Aufforderung eben sowohl in Ihre Monatsschrift werden einrükken lassen, als den Aufsatz, der solche verursacht. Sie verlieren nichts dabei, daß Sie nun ein Faktum zur Geschichte der geheimen Proselytenmacherei weniger haben, indem Sie zur Ehre unsers sogenannten aufgeklärten Jahrhunderts gewiß selber wünschen, daß Sie dergleichen Fakta noch weniger haben möchten.

Johann Dreikorn
Diakonus an der Jacobskirche in Nürnberg.

6. Nöthige

*) Ich habe der Aufforderung ein Genüge zu thun gesucht. Das Publikum mag nun urtheilen. An Einwendungen wird es Herrn Dr. freilich niemals fehlen. Er braucht ja nur mit eben der fast unverschämten Dreistigkeit, wie hier, vierzehnmal hinter einander zu schreien: Es ist nicht wahr. Aber Troz diesem Schreien ist es dennoch wahr, daß sein Buch nicht nur falsch und ungereimt, sondern auch der Protestantischen Kirche gefährlich ist. Es ist und bleibt wahr, daß ein Protestantischer Prediger, der uns bereden will die katholische Messe anzunehmen, es mit der Protestantischen nicht gut meint. Hat indessen Hr. Dr. wie ich gern glauben will, aus guter Absicht geirrt, so mußte er, statt seinen Irrthum zu bemänteln, ihn vielmehr öffentlich zurüknehmen. Dies würde ihm mehr Ehre machen als dreistes Ableugnen.

Digitized by Google

6.

Nöthige Gegenerklärung gegen des Hrn. Oberhofprediger Stark öffentliche Erklärung.

In mehrern Zeitungen, und selbst in einigen Büchern *) ist erzählt worden: daß der Hr. D. und Oberhofprediger Stark zu Darmstadt, wegen der Ihn betreffenden Aufsätze in der Berlinischen Monatsschrift, uns Herausgeber derselben hieselbst gerichtlich belanget habe. Diese Erzählungen konnten uns gleichgültig sein. Allein, itzt hat es Hrn. Stark selbst gefallen, im 24sten Stük der Gothaischen gelehrten Zeitungen, vom 25 Novbr. 1786, folgendes bekannt zu machen:

„In dem 88sten Stück der Gothaischen gelehrten Zeitungen ist die Nachricht abgedrukt: als „wenn wegen der von einigen Journalisten gegen „mich vorgebrachten Beschuldigungen, von dem „hiesigen Hochfürstl. Ministerium mir eine Verantwortung binnen einem Termin von 6 Wochen abgefordert worden wäre. Diese aus einer giftigen „Quelle entsprungene Nachricht ist boshaft erdichtet. Sie ist die Folge jener abscheulichen Kabale, welche die schwärzesten Lästerungen und „Verläumdungen gegen mich ausgeklügelt hat, „solche nun öffentlich verbreitet, nachdem sie schon „längst durch alle nur aufzufindende Holz- und „Schleichwege heimlich ausgebracht worden, und „wodurch man mich selbst und meinen guten Na-

*) Z. B. in der „Aufklärung über wichtige Gegenstände in der Freimaurerei. Aus der Loge Puritas 1787" (15½ Bogen in 8.), S. 84.

Digitized by Google

„men zu vertilgen sucht. So lange ich indessen „nicht öffentlich genannt ward, wäre es der Klug„heit nicht gemäß gewesen, mich öffentlich zu ver„theidigen; und nun, da man mich öffentlich ge„nannt hat, kann ich dem von mir aus sehr guten „Gründen bei dem Königl. Kammergericht in „Berlin erwählten Wege des Rechts durch eine „öffentliche Vertheidigung noch zur Zeit nicht vor„greifen. Aber Liebhaber der Wahrheit und Freunde „der gekränkten Unschuld werden, wenn ich, und „das vielleicht bald, im Stande bin, dem Publi„kum alles vorzulegen, über die Bosheit erstaunen, „mit welcher man die lügenhaftesten schwärzesten „Kalumnien von mir ausgebreitet hat. Ohne mich „itzt noch auf die Art und Weise einzulassen, wie „jene falsche Nachricht in die Gothaische gelehrte „Zeitung gekommen ist, glaube ich vorerst nach „Gefühl von Wahrheit, Gerechtigkeit und Unpar„teilichkeit berechtigt zu sein, von den Hrn. Heraus„gebern fordern zu können, daß sie dieser meiner „ganzen Aeußerung in dem nächsten Stük ihrer „Zeitung einen Platz gönnen mögen, damit das „Publikum nicht verleitet bleibe, unrichtig und vor„schnell zu urtheilen. Darmstadt, den 13 Nov. 1784.

„Dr. Stark, Hochfürstl. Hessen„Darmstädtischer Oberhofpredi„ger und Konsistorialrath.“

Indem Hr. Stark also für nöthig hält, sich gegen jene, wie er sagt, falsche Nachricht von einer Verfügung des Hochfürstl. Hessen-Darmstädtischen Ministeriums zu erklären; findet er zugleich für gut, selbst das Publikum zu benachrichtigen, daß er den Weg des Rechts bei dem K. Kammergericht in Berlin gegen einige Journalisten ergriffen hat. Jeder Leser wird wol von selbst verstehn, daß dies auf uns geht, obgleich Hr. Stark

Stark — wir wissen nicht recht warum — uns namentlich hierbei nicht nennt. Und dieses ist auch freilich der Fall: Er hat, wie wir hören hieselbst eine gerichtliche Klage, wegen der in der Monatsschr. beigebrachten Nachrichten von seinen verdächtigen Verbindungen mit den Katholiken, gegen uns anhängig gemacht; welche Klage uns aber bis itzt noch nicht ist mitgetheilt worden. Daß er dies dem Publikum erzählt, dagegen können wir nichts haben; aber, gütiger Himmel! in welchem Tone ist seine Erzählung abgefaßt! Von jener ersten Nachricht in den Gothaischen gelehrten Zeitungen wissen wir gar nichts; sie wird ohne Zweifel falsch sein, weil Herr Stark sie öffentlich dafür erklärt. Er weiß auch, daß sie aus einer giftigen Quelle kömmt, und bloß aus Bosheit erdichtet ist. Indeß, dies geht uns nichts an. Nur giebt er dieser Nachricht einen Zusammenhang mit den Aeußerungen, gegen welche er den Weg des Rechts ergriffen hat. Wir können hierüber nur erklären, daß wir schlechterdings mit jener Nachricht nicht das geringste zu thun haben, und daß sie weder die Wirkung noch die Folge von irgend einem von uns gethanen Schritte ist.

Die Aeußerungen der Monatsschrift selbst aber liegen, für jeden der sie ansehn und prüfen will, offen da. Herr Stark sagt zwar: er wolle hierüber dem von ihm erwählten Wege des Rechts nicht vorgreifen; aber wenn je Erklärung und Handlung sich einander widersprachen (protestatio ipsi facto contraria), so ist es hier. Er erlaubt sich Ausdrükke, die jeden Uneingenommenen befremden müssen. Wir wollen nicht darauf dringen, daß überhaupt ein Schriftsteller gegen andre, die noch als Gelehrte und rechtschaffene Männer nicht allen Namen verloren haben, so nicht reden muß. Wir wollen nicht

ertunern: daß eine so heftige leidenschaftliche Sprache nicht der Ton der in ihrer Würde sich fühlenden Unschuld zu sein pflegt. Aber wir fragen, ob wir nicht berechtigt wären, über diese beleidigenden Ausdrükke eine Klage als Reconvention anzustellen? Wenigstens müssen wir bemerken, daß Hr. Stark durch diese Ausdrükke sich selbst widerrechtlich Rechte genommen, und dem von ihm erwählten hohen Richterstuhle auf sehr unehrerbietige Weise mehr als vorgegriffen hat. Denn das härteste und traurigste, was aus seiner Klage für uns entstehen könnte, wäre doch: wenn die ihn betreffenden Behauptungen der Monatsschrift für die Frucht der Bosheit, für das Werk einer abscheulichen Kabale, und für schwarze und lügenhafte Lästerungen, Kalumnien und Verläumdungen erkläret würden. Wir müßten es dann ertragen, wenn Herr Stark diese richterliche Erklärung öffentlich durch die Zeitungen bekannt machte. Aber, wie itzt, da er eigenmächtig einen solchen öffentlichen Ausspruch gegen uns thut? Warum klagte er denn, wenn er dies für erlaubt hielt? Was wollte er denn noch durch den Spruch des Richters gewinnen? — —

Daß er selbst öffentlich erzählt, er habe gegen schriftstellerische Vorwürfe eine juristische Maaßregel genommen, berechtigt jeden, gleichfalls öffentlich über diese seine Maaßregel zu urtheilen. Es läßt sich fragen: ob dies überhaupt ein schiklicher und zwekmäßiger Weg ist. Es wäre zu wünschen, daß die Materie von den sogenannten Injurien der Schriftsteller einst von einem philosophischen Rechtsgelehrten in helles Licht gesetzt würde. Uns sei erlaubt, bei dieser schiklichen Gelegenheit nur folgendes Wenige darüber anzumerken. — Ueberhaupt können nicht alle vorsetzliche Handlungen, welche

welche der Ehre eines Andern nachtheilig sind, Injurien genannt werden. Ein jeder hat die Freiheit, von dem Andern nach seiner Ueberzeugung zu urtheilen. Oft ist es Pflicht, sein Urtheil für sich zu behalten, oft nicht. Da die Ehre in dem Urtheile Andrer besteht, so kann sie ja nicht als ein Eigenthum dessen, von welchem geurtheilt wird, betrachtet werden. Nur die bürgerliche Ehre, welche oft von der wahren Ehre sehr verschieden ist, kann als ein Eigenthum angesehen werden, wenn sie in einem dem Bürger vom Staate beigelegten Rechte besteht. Wenn nicht von der Beeinträchtigung eines solchen Rechts die Rede ist; so kann nur alsdann eine Injurie vorhanden sein, wenn man in der Absicht *) einen Andern zu kränken, oder ihm Schaden zuzufügen, schlecht von ihm urtheilet. Die Absicht zu kränken, wird aus leidenschaftlichen oder spöttischen Ausdrükken vermuthet. Die Absicht zu schaden, kann nicht angenommen werden, sobald eine andre löbliche Absicht klar ist; wenn auch das Urtheil, seiner Wirkung nach, dem Andern allerdings schädlich wäre. Wer seinen guten Freund vor seinem entlaufenen Bedienten warnt, schadet dem letztern in der That; **) aber, es geschieht

*) Diese Absicht, oder der animus injuriandi wird schlechterdings nach allen Gesetzen erfordert, um eine Injurie zu bestimmen. Man s. 3 B. L. 5 Cod. de injur. L. 15 §. 23. l. 33. ff. de injur. & famos. lib. und an mehrern Stellen.

**) L. 18. pr. de injur. „Eum, qui nocentem infamavit, „non esse bonum æquum, ob eam rem condemnari; „peccata enim nocentium nota esse & oportere & „expedire.“ — Wäre dies eine Injurie, so würde der Beweis der Wahrheit der Beschuldigung den Beklagten nicht retten, welches hier aber geschieht.

L. 5.

Digitized by Google

schieht nicht in der Absicht, diesem zu schaden, sondern um das Vermögen jenes Freundes zu sichern. — Die scharfe Beurtheilung eines Schriftstellers ist diesem immer nachtheilig, aber sie ist deswegen noch keine Injurie. Denn da die Schriftsteller die Absicht haben, das Publikum zu belehren; so kann nicht leicht ein animus injuriandi bei ihnen vermuthet werden. Dieser besteht, um es zu wiederhohlen, nicht bloß in dem Vorsatz: Handlungen auszuüben, welche die Wirkung haben, daß der Andere an seiner Ehre leidet; sondern es muß diese Wirkung Zwek, und dieser Zwek nicht einem andern löblichen Zwekke untergeordnet sein.

Werden diese Grundsätze auf den vorliegenden Fall angewandt; so muß man sich in der That wundern, wie Herr Stark ein gerichtliches Mittel zu seiner Ehrenrettung ergriffen hat. Denn es ist nicht wohl einzusehen, wie er diesen Zwek hierdurch erhalten will. In der Berl. Monatsschrift war angezeigt: 1) Herr D. Stark hat dies und jenes gethan, in Briefen gesagt, und in öffentlichen Schriften drukken lassen; 2) Diese Handlungen, Aeußerungen und Schriften des Herrn Stark erregen einen gegründeten Verdacht von sehr bedenklicher und wohl gar der protestantischen Religion nachtheiliger Verbindung desselben mit einer sehr geschäftigen Partei unter den Katholiken. Beide Aeußerungen scheinen kaum, ihrer Natur nach, einen Rechtsstreit veranlassen zu können, weil sie kein eigentliches punctum juris enthalten. Der erste Punkt ist eine quaestio facti. Kann Herr Stark jene Handlungen, Briefe, und Bücher ableug-

L. 5 Cod. de injur. „Si *non convicii consilio* te aliquid injuriosum dixisse probare potes, fides veri te a calumnia defendit.“

ableugnen; so ist dadurch, wenn er es thut, die ganze Sache entschieden, und jene Behauptung am kürzesten und bündigsten widerlegt. Der andre Punkt ist eine logische Frage von der richtigen Folgerung nach den Formen der Schlüsse. Kann Herr Stark hier gründlich und genau zeigen, daß seine Handlungen Briefe und Bücher einer andern, als der angeführten, Auslegung fähig sind; so wird das Publikum vor diesem Beweise die Augen nicht verschließen, sondern seine richtigere Erklärung der falschen in der Monatsschrift vorziehen *). Warum macht er daher nicht jene Ableugnung oder diese Erklärung in den Zeitungen bekannt? Warum nicht in der Monatsschr. selbst; worin so oft die Aufforderung und auch der Wunsch steht, daß er dies zu thun im Stande sei? So wird ja seine Ehre auf dieselbe Art, auf demselben Platze, und durch dieselben Herausgeber gerettet, durch welche sie vermeintlich soll gekränkt sein! Welche Genugthuung wäre schicklicher! — Daß aber die Monatsschrift unparteiisch genug sein würde, seine Gegen-

*) Die Frage von der Auslegung und den gefolgerten Schlüssen scheint eigentlich nicht für das Forum eines Gerichtshofes zu gehören. Will man sich aber in diesem Falle auf den Ausspruch eines Kollegiums berufen, so wäre wohl nichts schicklicher, als das Gutachten einer protestantischen theologischen Fakultät darüber einzuholen: ob die aus Herrn Starks Briefen und Schriften in der Monatsschrift angeführten Stellen, auf keine verdächtige Verbindung mit Katholiken schließen lassen? Sicherlich wird auch weder Herr Stark selbst, noch das unparteiische Publikum es uns verdenken, wenn wir im Laufe dieses Prozesses zu unsrer Vertheidigung auf eine theologische Fakultät kompromittiren.

Digitized by Google

Gegenerklärungen selbst zu liefern, davon hat sie wohl unleugbare Beweise genug gegeben. Wir haben ja, um nur eins der auffallendsten Beispiele zu nennen, als Herrn Obereit etwas Aehnliches war vorgeworfen worden, nicht nur einen Theil seiner Erklärung unsern Lesern geliefert (Berl. Monatsschrift Febr. 1786, S. 189), sondern sein ganzes Büchlein, wozu er keinen Verleger finden konnte, selbst zum Druk befördert.

Allein, auf solche schriftstellerische Vertheidigung gegen schriftstellerische Angriffe hat Herr Stark bis jtzt sich nicht einlassen wollen; sondern er hat über eine bei dem Publikum aufgeworfne Frage gerichtlich geklagt. Er scheint also zu glauben, daß das Publikum schuldig sei, sein Urtheil dem Urtheil des Richters zu unterwerfen. Es scheine nicht zu bedenken, daß sehr oft der Richter selbst — und wie viel mehr das Publikum? — von dem Gegentheile dessen überzeugt ist, was er (der Richter) als bewiesen oder nicht bewiesen erkennen muß; denn der gerichtliche Beweis ist auf die gesetzmäßigen modos probandi eingeschränkt, und nimmt auf die sogenannten praesumtiones hominis keine Rükſicht. Und endlich: hält entweder der Richter die Beschuldigung für keine Injurie; und wozu soll er dann auf den Beweis dieser Beschuldigung dringen? oder er erklärt sie für eine Injurie, und so ist sie durch den Beweis der Wahrheit *) nicht gut zu machen, und der Richter spricht daher mit Vorbeigehung des angetragenen Beweises in der Sache. So hat zwar der Prozeß ein Ende; nur die eigentliche streitige Frage wird nicht ausgemacht. Und hoffentlich ist doch nicht die Beis

*) Nach dem bekannten Sprüchelchen: Veritas convicii non tollit injuriam.

Beilegung des Prozesses oder die Bestrafung der Herausgeber der eigentliche Zwek von Herrn Starks Klage, sondern vielmehr seine wirkliche Ehrenrettung. Hierzu bedarf es nun wohl einer genauen Entwikkelung dieser verwikkelten und seltsamen Sache, wodurch das Publikum am leichtesten zur völligen Ueberzeugung gelangen würde, daß entweder die angeführten Briefe und Bücher nicht von Herrn Stark, oder daß die daraus gezogenen Schlüsse unrichtig wären. — Indeß, Herr Stark verspricht doch wenigstens, künftig einen solchen Aufschluß von dieser Sache zu geben, wenn alsdann die wichtige Materie von den heimlichen Machinationen der Feinde der protestantischen Religion durch Hrn. Starks ausführliche Darstellung seiner eignen Verbindungen mehr Licht gewinnt; so hat die B. Monatsschrift einen ihrer besten Endzwekke erreicht, und muß sich freuen, die Veranlassung zu dieser Darstellung gegeben zu haben. Mußte Hr. Stark erst namentlich genannt werden, ehe er sich erklärte, und hielt er es der Klugheit nicht gemäß, schon vorher, so getroffen, er sich auch fühlte, den auf ihn haftenden Verdacht von sich abzuwälzen; gut! so ist die Nützlichkeit der öffentlichen Nennung des Hrn. Stark im Julius-stükke der B. Monatsschrift vom J. 1786 desto einleuchtender.

Für itzt aber hat Hr. Stark nun einmal beim Königl. Kammergerichte geklagt. So richtig oder unrichtig unsre vorher geäußerte Privatmeinung auch sein mag: ob eine angestellte Injurienklage das würdigste und zwekmäßigste Mittel zur Ablehnung eines solchen Verdachtes sei oder nicht, so war es doch der bekannten Unparteilichkeit dieses Gerichtes allerdings gemäß, den Kläger mit seiner Klage zu hören. Wird demnach das gerichtliche

Ver-

Digitized by Google

Verfahren mit uns angefangen: wohl, wir unterwerfen uns willig, wie jeder gute Bürger es muß, diesem unsern gesetzmäßigen Forum; und thun es mit desto freudigerer Zuversicht, weil wir die gerechte Verfahrungsart dieses hohen Gerichtshofes und die edle und aufgeklärte Denkungsart der Mitglieder desselben kennen. Der erleuchteten Einsicht unsrer künftigen Richter überlassen wir es getrost, zu entscheiden: ob nicht die Wichtigkeit der Materie von heimlichen Verbindungen der Katholiken, wovon doch auch andre rechtschaffene und vernünftige Protestanten reden; — nicht die Nothwendigkeit, ein Beispiel über diesen wichtigen Gegenstand zu nennen, welche um desto dringender ward, da man theils die ganze Sache für eine Grille ansah, theils dir endliche Nennung eines bestimmten Mannes verlangte, um nicht gegen mehrere protestantische Geistliche überhaupt mißtrauisch zu werden; — nicht der Umstand, daß Hr. Stark nicht eher bei uns in dieser Verbindung des Gegenstandes genannt ward, als bis ihn andere Bücher schon öffentlich so genannt hatten, und wir überhaupt über ihn nur gedrukte Bücher abschrieben; — nicht die von uns stets ordnungsmäßig nachgesuchte Bestätigung der Königl. öffentlichen Censur, für unsre Monatsschrift; — nicht die sanfte Schonung, mit welcher Hr. Stark in dem Aufsatz, der ihn namentlich nennt, bei uns behandelt ist *); — wir

*) Anfangs ward in der Monatsschrift, bei Erwähnung der künstlichen Machinationen heimlicher Proselytenjäger, auch eines protestantischen Gottesgelehrten nur im Allgemeinen erwähnt, der in Verbindung mit diesen Beförderern des Katholicismus stehe. Nachher ward sein Ordensnamen Archimedes genannt; obgleich sich späterhin fand, daß

wir überlassen es, wie gesagt, unsern Richtern zu entscheiden, ob uns nicht dies alles in diesem Vorfalle schützen muß. Sollten wir aber hierin geirrt haben

daß dies unrichtig sei, und der Namen Archidemides heiße. Es war also bis itzt gar keine bestimmte Person genannt; („To Cui non sine causa adjectum est; nam si incertæ personæ convicium fiat, „nulla executio est.“ L. 15. §. 9. II. de injur.); und H. Stark hielt es ja selbst der Klugheit nicht gemäß, die Sache auf sich zu ziehen. Nun aber erschien das Buch: Archidemides oder des Antis St. Nicäse zweiter Theil (Leipzig, 1786, 8), welches Briefe, Dokumente, Patente, u. s. w. von und über Herrn Stark lieferte. Aus diesem Buche ward ein Auszug im Julius der Monatsschrift 1786 gemacht; und nun also H. St. auch bei uns namentlich genannt. Hier ist also, nach Herrn Starks eigener Angabe, der Sitz der eigentlichen Klage. Aber wie ward hier von Hrn. St. geredet? Ward etwa der nun noch wahrscheinlichere Verdacht seiner Verbindung mit Katholiken für Gewißheit ausgegeben? wurden hämische, beleidigende, und kurz injuriirende Ausdrücke gebraucht? Wir berufen uns auf jeden Leser von Verstand und Gefühl, der das Stück des Julius selbst ansehen will; und fügen hier nur einige Stellen zum Beispiele bei. S. 46. „Nicht, als wenn die Sache dadurch sogleich entschieden wäre; denn auch die zuverlässigst scheinenden Anzeigen können trügen; sondern vielmehr, „damit dieser Mann hierdurch noch näher aufgefordert werde, sich bestimmt und deutlich über „die Sache zu erklären. S. 48. Möglich ist es doch, „daß man sich hierin irrt; möglich, daß auch ganz „zuverlässig scheinende Anzeigen trügen. S. 49. „Alle diese Anzeigen können vielleicht dennoch trügen; indeß sind sie doch sicherlich wichtig genug, um Herrn Stark zu veranlassen, sich so wie

ben, sollten wir, bei aller dieser Vorsicht, dennoch nicht befugt gewesen sein, Stellen aus einem gedrukten Buche über Hrn. Starks bedenkliche Verbindungen mit Katholiken oder Jesuiten, in der Monatsschrift wieder abzudrukken; — gut, so wird unsre gerechte und weise Obrigkeit erkennen, welche Strafe dieser Fehltritt nach sich ziehen muß. Das kann uns betrüben, aber nicht niederschlagen. Denn wir schrieben bloß aus Liebe zur Wahrheit und zur guten Sache der protestantischen Religion. Gingen wir zu weit, so wird doch Jedermann, und sicherlich selbst das vortreffliche Gericht, welches uns verurtheilen müßte, unsre Absicht ehren. Diese unsre Absicht, und die innre Ueberzeugung des ganzen denkenden Publikums ist, in diesem wichtigen Falle, allein uns etwas wehrt. Gerne wagten wir es, selbst mit Gefahr einiges Ungemachs, das wichtige Faktum zur Sprache zu bringen: ob in Geheimen Innern Orden Jesuiten als Unbekannte Obern auf Protestanten, zum Nachtheil der Protestantischen Religion,

„öfter gewünscht worden, das heißt, recht deutlich, „umständlich und ohne Vorbehalt, über die Sache „zu erklären." Man vergl. S. 56. 57. So auch S. 67: „Dies Phänomen kann nur Herr Stark „selbst uns aufklären, und damit er es thue, und zu„gleich uns sage, was an nachstehenden Briefen ächt „, und was daran falsch ist, lassen wir diesen Brief „folgen." Ist dies offene Verfahren mit Recht in Herrn Starks Bildersprache ein Holz- und Schleichweg zu nennen? Sind diese schonenden Ausdrükke, diese genaue Angabe von der Möglichkeit seiner Unschuld, von dem Mittel seiner Rechtfertigung, ja von dem Wunsche derselben, wohl Spuren von Kabalen, Komplotten, schwarzen boshaften Verläumdungen? — —

Digitized by Google

Legion, wirken. Erklären muß Herr Stark sich itzt doch bestimmt und ausführlich, wenn er sich wahrhaft gegen das Publikum rechtfertigen will; und eine so wichtige Erklärung in einer so wichtigen Sache veranlasst zu haben, war ein würdiger Zwek, gegen den, unsrer Denkungsart nach, ein kleiner Schaden nicht in Anschlag kommen kann. — Diese Gesinnungen sind, wie wir glauben, bei jeder Handlung unsrer freimüthigen Wahrheitsliebe sichtbar; und wir erwarten ruhig von jedem Edeldenkenden die Entscheidung: ob die Erklärung dieser unsrer Gesinnungen, welche wir der oben angeführten heftigen Erklärung des Herrn Stark entgegensetzen, für oder wider Ihn, für oder wider uns zeuget.

[redacted]n, Die Herausgeber.
den 28. [redacted]mber 1786.

Digitized by Google

Berlinische Monatsschrift.

1787.

Zweites Stük. Februar.

I.

Friedrichs Lob.

An

Alxinger in Wien.

(S. Berl. Monatsschrift, Novemb. 1786. S. 373.)

Wie? Deutschlands Muse, Sänger der Kaiserhalle,
Sollt' Ihn nicht singen, Friedrich den Einzigen?
Von niederm Eigennutz entrüstet,
Thaten, der Hymne so werth, nicht singen?

Lohsüchtiger Sänger Kränze verwelken schnell;
Ach, schnell verhallet jeglicher Harfenton
Um Gold entlokt! Wer hört noch Ludwigs
Theuer besoldete Schmeichlerhorden?

Digitized by Google

Das Grab ist Prüfstein menschlicher Weisheit, ist
Die Gränze, diesseit welcher kein Sterblicher,
Sei er auch noch so groß, vollkommen
Glüklich und keiner ist gut zu preisen.

Des deutschen Nestors Größe, geläutert durch
Ein halb Jahrhundert, stand in der Probe fest;
Vollkommen gut und glüklich schritt Er
Ueber die Gränze des Erdenlebens.

Nur seltne Flekken mildeten Seinen Glanz,
Der Menschheit hürgten sie den erhabnen Sohn;
Des Richters Wage klang, da sank die
Schale, gefüllet mit Friedrichs Thaten.

Mit muthigem Fittig schwang sich, gepflegt von Ihm,
Der Preußen Adler höher und höher auf;
Im Schuze Seines Felsenthrones
Bewohnten die Künste des Kriegs und Friedens.

Schnell war Sein Arm zu siegen, und wohlzuthun;
Sein Ohr, beim Zischeln frecher Verläumdung taub,
Erhörte gern das fernste Flehen
Seiner bekümmerten Landessöhne.

Dem Geist der Deutschen nahm Er die Fesseln ab;
Von Ihm gelehret, dachte der Freie frei.
Daß Fürsten strenge Wahrheit hören,
Danket der Deutsche dem weisen König.

Sein Adlerauge scheuchte der Schmeichler Heer,
Der Wollust Nattern, von dem geweihten Thron.
Er spähte tief in Labyrinthen
Jeder verborgnen Kabale Werkstatt.

Den Kriegestempel schloß Er zum viertenmal
Und hielt mit starken Händen die Pforten zu;
Von Ihm regieret, schwebt' Europens
Mächtige Wagschal' im Gleichgewichte.

Umflochten von der friedlichen Palme, grünt'
Um Seine Silberlokke der Lorbeerkranz.
Des deutschen Bundes Eichbaum kühlte
Seines erhabenen Pflanzers Wange. —

Ehrfurcht gebietend, groß, noch im Tode, lag
Des Helden Hülle, wie Er im Leben oft,
Bedekt vom Sternenzelte, furchtlos
Neben den tapfern Kohorten ruhte. —

Und Deutschlands Muse, Sänger der Kaiserstadt!
Sollt' Ihn nicht singen, Friedrich den Einzigen,
Von niederm Eigennutz entrüstet,
Thaten, der Hymne so werth, nicht singen? —

Wie Donnerstimmen, rausche des Helden Preis;
Wie Frühlingslüftchen, walle des Weisen Lob,
Daß Welt und Nachwelt es vernehme,
Von den geweiheten Silbersaiten!

Und wann einst spät im künftgen Jahrhunderte
Der Edle Neffe neben dem Oheim ruht;
Erwekke Friedrichs hoher Sänger
Würdige Sänger für Friedrich Wilhelm,

Daß sie in Ihm den Vater des Vaterlands,
Den Musageten, Friederichs Ebenbild,
Der Fürsten Vorbild, Deutschlands Liebe,
Staunender Folgezeit Wunder, preisen!

Braunschweig,
den 17ten December 1786. J. M. Bischoff.

Digitized by Google

2.

Beitrag zur Geschichte der Behandlung des weiblichen Geschlechts bei verschiedenen Völkern.

So wie man die Talente, Aufklärung und Gemüthsart einzelner Menschen nicht nur aus ihren Reden und Schriften, aus ihren öffentlichen Handlungen, Grundsätzen und Meinungen, sondern vorzüglich aus jeder längern Reihe ihrer geheimsten Handlungen, und aus ihrem Betragen gegen Freunde und Feinde, gegen Weiber und Kinder, gegen Hausgenossen und Fremde abnehmen kann; eben so kann man die Geistesstärke, oder Geistesschwäche, den Edelmuth oder die Verworfenheit ganzer Nationen nicht nur aus ihren Religionen, ihren Regierungsformen, und der Reinigkeit oder Verdorbenheit ihrer Sitten, sondern auch aus ihrem Betragen gegen Feinde und Mitbürger, gegen Eltern und Kinder, gegen Weiber und Diener oder Sklaven beurtheilen. Diese Bemerkung wird unter andern durch alles dasjenige bestätigt, was uns die ältere und neuere Geschichte über die Behandlung des weiblichen Geschlechts unter den verschiedenen Völkern der Erde erzählt. Ich werde zu einer andern Zeit ausführlicher beweisen: daß die gute oder schlechte Behandlung der Weiber unter allen Nationen von jeher (unbedeutende

Ausnahmen abgerechnet) in dem genauesten Verhältnisse mit der Stärke oder Schwäche ihres Geistes und Körpers, und mit der Vortrefflichkeit oder Verworfenheit ihres Gemüthes stand; und daß daher Weiber gerade unter den schwächsten, feigsten, dummsten und nichtswürdigsten Nationen am meisten verachtet, und am tiefsten erniedriget, und hingegen unter den stärksten, tapfersten, geistreichsten, und edelmüthigsten Völkern am meisten geschont, und emporgehoben wurden.

Der innere Werth oder Unwerth von Völkern offenbaret sich so gar in der Art, wie sie die von der Natur veranstalteten periodischen Kränklichkeiten oder Reinigungen der Weiber, ihre Schwangerschaften und Entbindungen ansahen, und ihnen in diesen verschiedenen Zuständen begegneten. Denn eben die Zustände von Krankheit und Kränklichkeit der schwächern Hälfte der Menschen, in welcher sie gerade des Trostes und Beistandes des stärkern Geschlechts am meisten bedürfen, und die auch in allen bessern Menschen und Völkern theilnehmendes Mitleiden und liebreiche Hülfe in vorzüglichen Graden erzeugten, brachten in den unedlern Nationen, nur desto mehr grausame Mißhandlungen, religiösen Abscheu, und grundlosen Wahn von religiöser Unreinigkeit hervor, je beschränkter und unaufgeklärter ihr Geist, je roher und ungebildeter ihr Gemüth, und je viehischer übrigens ihre Unfläterei so wohl in ihrer Art zu

woh-

wohnen, als sich zu nähren und zu kleiden war. Je weniger man im Stande war, die Nothwendigkeit oder die natürlichen Ursachen der periodischen Reinigungen und aller der Symptome, die mit Schwangerschaft und Entbindung verbunden sind, einzusehen; desto mehr, scheint es, war man geneigt, diese der weiblichen Natur eigenthümlichen Erscheinungen für Wirkungen des Zorns der Götter, und als ansteckende Befleckungen zu verabscheuen, wodurch man nicht nur zu allen gottesdienstlichen Handlungen untüchtig gemacht würde, sondern auch den Zorn von strafenden Göttern auf sich laden könnte.

Selbst unter den schwachen und geistlosen Mongolischen Völkern richtet sich die Heftigkeit des Abscheus gegen Weiber und weibliche Zufälle nach dem Maaße ihrer Fähigkeiten, Ausbildung und Gutartigkeit. Die Kalmükken und Mongolen mißhandeln daher die Weiber zur Zeit ihrer monatlichen Reinigung, während ihrer Schwangerschaften und nach ihren Entbindungen nicht so sehr, als die ausgeartetern Sibirischen Völker, oder als die Amerikaner und die häßlichen Negern in Afrika.

Die Kalmükken leisten ihren Weibern bei ihren Geburten thätige Hülfe; wenn aber diese die Entbindung nicht schnell genug befördert, und die Gebährerin in heftige Zukkungen verfällt, so läuft eine Mannsperson mit einem Prügel um die Hütte

herum, und schreit unter beständigem Schwenken des Prügels aus allen Kräften: fort Teufel! indem man sich einbildet, daß die Geburt durch einen bösen Geist zurückgehalten werde. Die übrigen Anwesenden nehmen ihre Götzen und Rosenkränze zur Hand, und beten nach bestem Vermögen, weil sie dadurch der Gebährerin am kräftigsten zu helfen glauben. Sobald ein Kind geboren ist, müssen alle Mannspersonen die Hütte verlassen. Die Mutter aber bleibt drei Wochen nach ihrer Niederkunft unrein. Während dieser Zeit wird eine Frau nicht einmal von ihrem Manne angerührt. Sie darf weder Speise kochen, noch mit andern aus einer Schaale essen, bis sie sich mit warmem Wasser gewaschen, und am ganzen Leibe gereinigt hat. Auch während der monatlichen Unpäßlichkeit halten die Kalmükken ihre Weiber für unrein; bei Mädchen hingegen wird nicht Acht darauf gegeben. *)

Weit härter und verächtlicher werden die Weiber unter allen Schamanischen oder Sibirischen Heiden, besonders unter den Bürâten, Samojeden und Ostiaken behandelt. **) Alle diese verächtlichen Wilden halten die Weiber für un-

*) Man s. Pallas Mongolische Völkerschaften, B. 1. S. 165, f.

**) S. Georgi's Russische Völk. S. 283, 376. Isbrand, S. 15. Müller sur les Ostiakes, S. 406, f. Webers neu veränd. Rußland, B. 1. S. 197.

Digitized by Google

unreine von den Göttern verworfene Geschöpfe, die bei ihrer Niederkunft und während der monatlichen Reinigung Menschen und Vieh gefährlich seien. Die Weiber werden daher von dem Götterdienst ausgeschlossen, und dürfen nicht einmal in den Jurten um das gemeine Feuer gehen, weil dieses den Göttern heilig ist. Weil sie alles verunreinigen, so haben sie ihre eigenen Reitpferde und Sattel, eigene Sitzplätze in den Jurten, und gewöhnlich auch ihre eigenen Speisegeräthe; und wenn irgend etwas von diesen Dingen gebraucht wird, so muß es erst über Rennthierhaaren geräuchert werden. Auf ihren Zügen dürfen sie nicht über den Fußsteig von Mannspersonen und Rennthieren gehen, sondern sie müssen an einer Seite desselben bleiben. Beim Auf- und Abpacken der Schlitten ist ihnen nicht erlaubt, um dieselben herum zu gehen, sondern sie sind verbunden, unter den Stangen durchzukriechen. Am heftigsten aber werden sie während der monatlichen Reinigung, und in den beiden ersten Monaten nach der Entbindung verabscheut. In diesen Zeiten dürfen sie keine Speisen anrühren, den Männern nichts reichen, von frischgefälltem Wilde nichts essen, u. s. w. Diese gänzliche Absonderung hört nicht eher auf, als bis sie sich über Rennthierhaaren geräuchert haben, oder dreimal über ein Feuer gesprungen sind. — Auch unter den Lappen *) dürfen die

*) Högström, S. 136, 214.

Weiber nie durch die heilige Thüre kommen, durch welche die Männer aus- und eingehen, wenn sie opfern wollen. Eben so wenig ist es ihnen erlaubt, in heiligen Seen zu fischen, oder den heiligen Oertern sich zu nähern, wo die von diesem Volke angebeteten Steine stehen, oder um diese Steine herum zu gehen, oder über den Fußpfad eines Lappen zu schreiten, wenn er fischen oder opfern will. In der Meinung der Lappen von der Unreinigkeit der Weiber muß man, wie auch Högström vermuthet, den Hauptgrund suchen, warum sie selbst schlachten, die Speisen bereiten, und alle übrigen dahin gehörigen häuslichen Geschäfte verrichten.

Die südlich Asiatischen Völker, Mongolischen Ursprungs, behandeln ihre Weiber nicht viel besser, als ihre rohern Brüder im nördlichen Asien. Die Siamesen lassen ihre Weiber einen ganzen Monat nach der Niederkunft vor einem beständigen und nicht geringen Feuer liegen, und drehen sie bald nach dieser, bald nach einer andern Seite herum. Bei diesem langsamen Braten werden die armen Wöchnerinnen nicht nur von der Hitze, sondern noch viel mehr vom Rauche gequält, indem die Männer nur oben im Dache eine kleine Oeffnung machen, wodurch der Rauch langsam hinaus ziehen kann. Die Peguaner legen ihre Weiber auf einen Rost von Bamburohr, und zünden ein Feuer darunter an. Zum Glük dauert dies Rösten nur vier bis fünf Tage. Wenn die einen und die andern

ihre

ihre Weiber genug geräuchert und gebraten haben, so stellen sie ein Opfermahl an, danken dem Feuer für die Säuberung ihrer Weiber, und bieten demselben Stükke von allen Speisen an. *) — Die Formosaner, und andre Völker des südlichen Asiens ahmen den Siamesen und Peguanern in der Reinigung der Kindbetterinnen und der neugebornen Kinder mehr oder weniger nach. **)

Die Amerikanischen Wilden erreichen nicht nur, sondern übertreffen alle übrigen Völker von Mongolischer Abkunft in der Härte gegen ihre Weiber, und besonders gegen ihre kranken und leidenden Weiber. Die Wilden an der Hudsonsbay, sagt Ellis, sehen es als eine große Beleidigung an, wenn ein Weib über ihre Füße und Beine schreitet; auch halten sie es weit unter ihrer Würde, mit ihren Weibern aus einem Gefäß zu trinken. (S. 191.) Die Weiber der Kanadischen Wilden kommen niemals in ihren gewöhnlichen Häusern nieder. ***) Wenn sie sich dem Ende ihrer Schwangerschaft nahe fühlen, so baut man ihnen eine kleine Hütte außer dem Dorfe, in welcher sie vierzig Tage bleiben. Wenn diese Wochenzeit verflossen ist, so löscht man in der Wohnung, worin sie wieder aufgenommen werden sollen, alles Feuer aus, und zündet bei ihrer Ankunft ein neues Feuer an. Man beob-

*) Man s. Loubere, Bd. I, S. 204.
**) Psalmanazar, S. 78.
***) Charlevoix, S. 288.

Digitized by Google

beobachtet ohngefähr dieselbigen Gebräuche und Vorsicht zur Zeit der Reinigung, und selbst während der Schwangerschaft und des Säugens. Gewöhnlich säugen die Wildinnen ihre Kinder drei Jahre, während welcher sich der Mann niemals seiner Frau nähert, weil sie für unrein gehalten wird. — Die Wilden in Florida berühren nicht einmal, was ihre schwangern Weiber angerührt haben. Die Völker am Oronoko *) sind in dem Wahn, daß die Weiber zur Zeit der Reinigung alles ersterben machen, worüber sie hingehen, und daß Männern die Beine aufschwellen, wenn sie in die Fußstapfen solcher Weiber treten. Um nun den Bräuten alles Gift aus dem Körper zu treiben, schließt man sie vierzig Tage vor der Verheirathung ein, und läßt sie die strengsten Fasten beobachten. Sie erhalten täglich nicht mehr, als drei kleine Datteln, drei Unzen Kassabimehl, und einen Krug Wasser. Wenn daher der Tag der Hochzeit kömmt, so sehen sie eher ausgegrabenen Leichen, als frohen Bräuten ähnlich.

Die Negern stimmen in der Behandlung ihrer kranken, oder neuentbundenen Weiber, wie in allen übrigen Sitten, die natürliche Folgen von Dummheit und Gefühllosigkeit sind, mit den übrigen Mongolischen Völkern zusammen. **) Die Negerinnen

*) Gumilla, B. I. S. 249.

**) Bosmann, S. 250. Moore, S. 92, 91. Loyer, S. 168. Des Marchais, B. I, S. 250. Cavazzi, B. VI, S. 124.

Digitized by Google

gerinnen werden zur Zeit der Reinigung für so ansteckend gehalten, daß sie sich bei Lebensstrafe aus der Gesellschaft ihrer Männer entfernen und in besondern Hütten wohnen müssen. Wenn sie schwanger sind, so werden sie mit Gewalt an das Meer geschleppt, um darinn gesäubert zu werden. Gewöhnlich nähern sich die Negern ihren Weibern während der Säugezeit, die meistens drei Jahre dauret, eben so wenig, als die Amerikaner. — Auch die Hottentotten müssen sich durch ein Opfer reinigen, wenn sie ihre Weiber zu gewissen Zeiten nur berührt haben *). Bei der Niederkunft dürfen die Männer nicht gegenwärtig seinz und Kinder so wohl als Weiber werden nach den Wochen entweder bepißt, oder mit Kühdrek überschmiert, damit sie von ihren Unreinigkeiten frei werden.

Unter den großen Völkern im westlichen Asien und Afrika wurden von jeher Weiber zur Zeit der Reinigung und nach der Enthindung für besteckt gehalten; allein man begegnete ihnen doch nicht mit einer solchen Härte, und solchem religiösen Abscheu, als unter den Mongolischen Nationen. Wenn man die Anordnungen Moses mit dem heutigen Sitten und Gesetzen der Morgenländischen Völker vergleicht, so muß man vermuthen, daß er das

*) Nieuwe allgemeene Beschryving van de Kaap de goede Hoop, T. I. S. 273, 283.

das alte Vorurtheil seiner Nation zum besten des weiblichen Geschlechts gemildert habe. Weiber zur Zeit ihrer Reinigung und auch Wöchnerinnen waren zwar unrein; allein diese Unreinigkeit hörte, wenn ein Knabe geboren war, schon mit dem siebenten, und bei einer Tochter mit dem vierzehnten Tage auf *). Es ist zu verwundern, mit welcher kasuistischen Genauigkeit die Persischen Ausleger des Korans die verschiedenen Arten von Befleckungen unterscheiden, worinn Weiber fallen können, und während welcher sie weder beten noch fasten, noch die Moskeen besuchen dürfen **). Unter den Parsis müssen die Weiber zur Zeit ihrer monatlichen Beschwerden in besondern Hütten wohnen, und sich nachher durch Wasser oder mit dem Harn von Kühen reinigen ***). Die Weiber der Hindus dürfen in denselbigen Zuständen auch nicht in das Innere der Häuser kommen, das sie beflecken würden. Sie bringen diese Zeit ihrer Unreinigkeit auf den Dächern der Häuser zu, wo man ihnen das Essen hinbringt. Nach der Niederkunft wird das ganze Haus und alles Geräth von Metall gesäubert, und die irdenen Gefäße werden zerschlagen ****). Auch in Ceilan werden die Häuser, worinn Weiber zur Zeit ihrer Reinigung woh-

*) Michaelis Mosaisches Recht, B. IV, S. 292.
**) Chardin, S. 361. f.
***) Tavernier, B. I, S. 191, und S. 95.
****) Rogers, B. I, S. 7.

Digitized by Google

wohnen, für so unrein gehalten, daß sich denselben niemand nähert, und wenn einer es thun will, so sind die Kranken die ersten, die Freunden und Fremden zurufen, daß sie nicht herzukommen und sich nicht beflekken möchten *). — In der vermeintlichen Unreinigkeit der Weiber liegt wahrscheinlich der vornehmste Grund, warum alle Morgenländischen Völker nie mit ihren Weibern essen; wenigstens muß man darinn die Hauptursache aufsuchen, warum sie nicht von ihren Weibern reden, oder sich nach den Weibern und Töchtern ihrer Freunde erkundigen. Es wäre, sagt Arvieux, (B. 1, S. 219.) unschikklich, und verriethe einen Mangel von Ehrerbietung, wenn man unter den Arabern und Türken von Weibern reden wollte. Man begreift sie unter den übrigen Hausthieren, oder unter dem Namen von Familie. Wenn man aber genöthigt oder veranlaßt wird, gegen Aerzte, oder andere Personen, denen man Achtung schuldig ist, der Weiber zu erwähnen, so setzt man allemal: mit Erlaubniß, oder eine andere Entschuldigungsformel hinzu **). Diesem Asiatischen Vorurtheil gemäß nahm Timur es dem Türkischen Kaiser Bajesid sehr übel, daß er solcher unreinen Geschöpfe, als die Weiber seien, gegen ihn erwähnte ***).

Es

*) Knox, S. 94.

**) Eben dieses bestätigt Irwin S. 141; der aber erinnerte, daß die Araber in Aegypten freiere Sitten hätten, und ohne Scheu von ihren Weibern und Töchtern redeten.

***) *Achamed*, Hist. de Tamerlan, B. VI, S. 5.

Digitized by Google

Es ist in der That merkwürdig, und gehört mit zu den Räthseln in der Völkergeschichte, daß die alten und grösstentheils auch die neuern Griechen die einzige unter allen Europäischen Nationen von celtischem Ursprunge waren, die nicht nur ähnliche Begriffe von der Unreinigkeit der Weiber, sondern auch von den Weibern überhaupt hatten, und sie auch auf eine ähnliche Art behandelten, wie die Morgenländischen Völker thaten. Wöchnerinnen waren unter den Griechen vierzig Tage unrein. Während dieser Zeit durften sie keine Tempel betreten, und man mied die Häuser, worinn sie waren. Wenn man aber ein solches Haus besucht hatte, so reinigte man sich sogleich wieder. Hatte man eine Wöchnerinn berührt, so durfte man sich dem Altar der Diana eben so wenig nähern, als wenn man einen Mord begangen hätte. Wegen der Unreinigkeit der Gebährerinnen war es schwangern Weibern ausdrüklich untersagt, auf der Insel Delos niederzukommen. Dieser Aberglaube verlor sich in den Zeiten der Aufklärung unter den hellerdenkenden Griechen; wenigstens trug Theophrast kein Bedenken, die Reinigungen solcher Personen, die sich Kindbetterinnen genähert hatten, für Aberglauben zu erklären *). Mir sind weder einzelne Beispiele noch allgemeinere Zeugnisse von Schriftstellern vorgekommen, aus welchen man schließen könnte

*) Lobmeyer de Lustrat. c. 27. Hochheimer über die Erziehung der Griechen. B. I, S. 84.

Digitized by Google

konnte, daß die Römer, und die übrigen Europäischen Völker celtischen Ursprungs, Wöchnerinnen für so unrein gehalten hätten, als die Griechen und die Morgenländischen Nationen. Und wenn man noch jetzo unter den katholischen Christen Wöchnerinnen bei ihrem erstn Kirchgange mit geweihtem Wasser besprengt, und gleichsam reiniget; so ist dies unstreitig nicht ein Ueberbleibsel von einer alten vaterländischen, sondern von einer jüdischen Sitte, und einer verdorbenen Mönchsmoral, nach welcher die gesetzmäßige Fortpflanzung unsers Geschlechts zu den nicht reinen Werken des Fleisches gerechnet wird. Ich besinne mich, in dem Buche de secretis mulierum, welches Albert dem Großen fälschlich zugeschrieben wird, über die gefährlichen Wirkungen des Bluts, welches Personen des andern Geschlechtes zur Zeit ihrer Reinigung verlieren, Aeußerungen gelesen zu haben, die mit den Einbildungen der amerikanischen Wilden fast ganz übereinstimmen; allein auch diese Aeußerungen waren gewiß nicht aus Vorurtheilen der edlen Deutschen Nation, sondern aus Arabischen Schriftstellern geschöpft.

Göttingen. Meiners.

3.

Ueber des Prof. Piderit bekanntes Unternehmen im J. 1776.

An Herrn Bibliothekar Bieſter in Berlin.

Sie werden Sich erinnern, mein theurer Freund, wie oft in unſern Unterredungen über die geheimen Plane zum Nachtheil der proteſtantiſchen Religion, der berüchtigte Verſuch des Profeſſors Piderit zu Kaſſel bei dem Korpus Evangelikorum zu Regensburg unſre Aufmerkſamkeit beſchäftigte; und wie wir freundſchaftlich ſtritten: ob auch hier geheime Machinationen von Katholiken zu vermuthen, oder nichts als der ausgelaſſenen Feuereifer eines heftigen Vertheidigers ſtrenger Orthodoxie zu finden ſei. Es war bei meinem letztern Aufenthalt zu Kaſſel mit ein Gegenſtand meiner Beſchäftigung, mich über dieſen Vorfall genau zu unterrichten; und ich war darin ſo glücklich, daß ich mich im Stande ſehe, dem Publikum eine zuverläſſige und juriſtiſch-genaue Nachricht von dieſer höchſt merkwürdigen Begebenheit vorzulegen.

Profeſſor Piderit, der vorher zu Marburg ſtand, ward, als Landgraf Friedrich II. das Karolinum heben wollte und die Zahl der Profeſſoren vermehrte, als Primarius nach Kaſſel verſetzt. — Es war im J. 1767, als das geiſtliche Mini-

Digitized by Google

Miniſterium zu Kaſſel dem Konſiſtorium ein Memorial überreichte, und darin vorſtellte: daß in einer vor kurzem von dem Profeſſor Pidevit herausgegebenen Diſſertation *) ſo viele bedenkliche Sätze von der Dunkelheit und Unverſtändlichkeit der heil. Schrift, und andern Materien vorkämen, daß es faſt das Anſehen habe, als ob Er zu den Religionsgrundſätzen der Katholiken ſich hinneige, und es daher äuſſerſt bedenklich ſey, einem ſolchen Mann das Halten theologiſcher Kollegien ferners zu erlauben. Das Konſiſtorium fand den Vorfall ſo wichtig, daß es dem Miniſterium davon Bericht erſtattete. Dieſes, das unter der Regierung Friedrichs II., vermöge ſeiner ausgeſtellten Reverſalen, **) alle jura Principis circa Sacra ausübte, fand für nöthig, dem Prof. Pidevit, bei dem gegen ſich erregten höchſtbedenklichen Verdacht, alles Lehren, Predigen, und die Haltung theologiſcher Kollegien gänzlich zu unterſagen, bei Strafe unvermeidlicher Kaſſation.

Es war nun ſtille, bis Herr D. Semler ſeine „Unterſuchung über den Kanon“ herausgab, und Herr Kennikot ſeine „kritiſchen Verſuche zur Wiederherſtellung des hebräiſchen Textes des Alten „Teſtaments“ anfing. Nun trat Herr Pidevit wieder auf, und ſchloß ſich an die Partie der Theologen

J 2

*) Diſſ. de demonſtrationum in Theologia revelata meritis. Caſſellis, 1767. 4.

**) S. Berl. Monatsſchrift, 1786 Januar, S. 52.

logen an, welche damals in Deutschland den Bemühungen der genannten beiden Männer so sehr entgegen war. Er ließ unter dem Titel: Beiträge zur Vertheidigung des Kanons der H. Schrift, und der christl. Religion überhaupt (Frankf. und Leipzig, 1779, 8.), eine sehr heftige Vorlesung drukken, die er im Karolinum gegen diese Männer gehalten hatte, und dedicirte sie der gesammten Hessischen Geistlichkeit. Es konnte nicht fehlen, daß Er hierdurch Aufmerksamkeit erregte, da dies der ihm zugegangenen Resolution so sehr entgegen war. Das Kuratorium des Karolinums that ihm darüber einen Vorhalt. Er suchte sich zwar damit zu entschuldigen, daß seine Abhandlung philologischen und nicht theologischen Inhalts sei. Man fand aber diese Ausflucht unstatthaft, bedeutete ihn, daß für diesmal der Schritt sollte übersehen werden, wiederholte ihm die vorige Resolution, und verbot ihm ausdrücklich die Fortsetzung dieser angefangenen Schrift.

Allein was geschah? Es gab nicht allein 1776 den zweiten Beitrag seines Buchs heraus, sondern dedizirte ihn auch in einer 165 Seiten langen Zuschrift dem Korpus Evangelikorum in Regensburg. Es schien sonderbar, einer Versammlung von Staatsmännern, die gewohnt waren, sich mit ganz andern Gegenständen, als den Varianten des Alten Testaments, zu beschäftigen, eine Abhandlung zuzuschreiben, worin von nichts als

dem

dem Keri, Kethib, der Masdea, und den Rabbinen die Rede war. Aber Hrn. Piderits Absichten gingen wie seine Zueignungsschrift zeigt, weiter. Nach einer weitläuftigen Erzählung der Streitigkeiten der evangelischen Kirche, und wehmüthigen Klagen über die jetzigen freigeisterischen und deistischen Zeiten, versichert er: daß diese Streitigkeiten bei den Katholiken das gröste Aufsehen erregten; und daß sogar in einer zu Wien gedrukten Schrift behauptet werde: die jetzigen Protestanten seien keine Protestanten mehr, sondern Arianer, Socinianer, Deisten und wie die fürchterlichen Namen alle mehr lauten; und schliesset endlich damit, daß er das Korpus Evangelikorum feierlich auffordert, sich dieser Sachen anzunehmen und baldige Remedur zu treffen. Diese öffentliche Zuschrift ward noch dazu von ihm mit einem an das Korpus gerichteten Schreiben begleitet, das nach dem nemlichen Plan abgefaßt war, und die anstößigsten Aeußerungen enthielt. Er bewies seine Klagen über den Verfall der reinen Lehre mit weitläuftigen Auszügen aus der Bibliotheca ecclesiastica Friburgensi, einem Journal, das, wie er versichert, von einer Gesellschaft wahrheitliebender katholischer Gelehrten geschrieben werde, *) die, wie es das Ansehen habe, uns Protestanten

*) Ich bin mehrmals versichert worden, daß in den damaligen Streitigkeiten, protestantische Theologen von der orthodoxen Partei Rezensionen der Schrif-

stanten gar wohl neben sich leiden könnten. Die Hauptsache, worauf es aber bei diesem Vorfall am meisten ankam, waren folgende Aeußerungen des Professor Piderit. „Er für sein Theil „halte, bei der dermaligen Verfassung der protestantischen Kirche, den katholischen Reichstheil, „wenn dieser anders Lust habe, zu einem neuen „Religionskriege für völlig berechtiget, und dürfe derselbe wegen der Gründe zu seinen Manifesten nicht verlegen sein. Der Passauer und „Augsburger Religionsvertrag und Friede „könne bei diesen Umständen den Protestanten nicht „mehr zu Gute kommen; und der Besitz der bei „der Reformation säkularisirten geistlichen Güter „werde sehr ungewiß und mißlich".

Ein solcher unerhörter Schritt eines protestantischen Gottesgelehrten erregte in Regensburg das größte Aufsehen. Katholischer seits ward sowohl die Druckschrift, als das sie begleitende Schreiben eifrigst gesucht. Das Ministerium zu Kassel übertrug dem Konsistorium die Untersuchung der Sache. Der Vorfall war so außerordentlich, daß er jedem auffiel. Daß Piderit sich auf geheime Verbin-

Schriften ihrer Gegner an dieses Journal einschikt hätten. Man sehe dieses in manchen Reflexionen deutlich, weil darin aus Grundsätzen räsonnirt werde, die unmöglich ein katholischer Theologe annehmen könne. — Ich habe die Freiburger Bibliothek nie gelesen, kann also nicht beurtheilen, in wie fern dieses wahr ist.

Digitized by Google

bindungen verlassen zu können geglaubt haben müsse, sah jedermann ein; aber, worin diese bestanden, konnte Niemand errathen, weil man damals auf die geheimen katholischen Machinationen noch nicht so aufmerksam war, als man es seit Herrn Nicolais Reise und der Berliner Monatsschrift geworden ist. Piderit konnte nemlich aus den vorigen Resolutionen sein Schiksal leicht vorher sehen; und welcher Mann, der nicht seinen Verstand verloren hat, wird sich und eine zahlreiche Familie in ein unvermeidliches Elend stürzen, um sich an zwei oder drei Männern zu rächen: und dies noch dazu durch einen Schritt, dessen traurige Folgen für ihn sehr zuverlässig, für seine Gegner aber sehr ungewiß sind? — Die Geschichte kennt freilich Beispiele genug, daß, besonders in Republiken, der Parteigeist Leute so weit trieb, daß sie, um Männer die ihnen verhasst waren zu unterdrükken, gegen ihr eigenes Vaterland mit dessen Feinden konspirirten. Aber die Rache dieser Männer war nicht uneigennützig. Sie erwarteten von dieser Revolution Ehre und Vortheil, und hofften auf den Ruinen ihrer Gegner ihr Glük zu bauen. Konnte dies der Fall bei Professor Piderit sein? — Seine Vertheidigung vor dem Konsistorium bestand in weitläuftigen mehrentheils zur Sache nicht gehörigen Diskursen; und auf die Frage: wie er dazu gekommen sei, einen solchen anstößigen Schritt zu thun? antwortete er: wenn es brenne, so sei,

wie er glaube, jedermann berechtiget zu löschen, und was sein Schikſal betreffe, so könne er nichts thun, als es Gott allein überlaſſen.

Auf den Bericht des Konſiſtoriums, ward er nun durch ein Urtheil des Miniſteriums, am 26. September 1776 öffentlich kaſſirt; aber durch einen Befehl des verſtorbenen Landgrafen Friedrich, ſchon am 4ten Oktober wieder in ſeine Stellen eingeſetzt. Es geſchah dieſes, wie die Reſolution beſagt, „in Betracht ſeiner zahlreichen Familie, und „ward ihm nochmals unterſagt, ſich nie wieder in „theologiſche Sachen zu miſchen, weil alsdann ſei„ne Kaſſation unwiderruflich ſein ſollte“. — Es iſt eine in Kaſſel jedermann bekannte Sache, daß dieſe Wiedereinſetzung, durch Vermittelung der katholiſchen Hofprediger des Landgrafen Friedrichs erfolgte, die auch nachher jederzeit bemüht waren, den Herrn Landgrafen dem Pr. Piderit und ſeinen Vereinigungsplanen, zu deren Behuf er ſo weitläuftige Korreſpondenzen unterhält, und ſo öftere Reiſen gethan, geneigt zu erhalten.

So endigte ſich dieſer berüchtigte Vorfall, der kaum mit größerer Feinheit angelegt werden konnte, um dem Korpus Evangelikorum eine Verlegenheit zu bereiten, weil, Es möchte auch Schritte gethan haben, welche es wollte, dieſelben gegentheiliger Seits, bei vorkommender Gelegenheit, immer hätten benutzt werden können. Denn, wollte dieſe ehrwürdige Verſammlung es ganz ablehnen, ſich

mit

Digitized by Google

mit dieser Sache zu befassen; so gab sie eine Declaration, die früh oder spät ihren Rechten schaden konnte. Wollte sie sich aber in diese Sache mischen, so gestand sie gleichsam die Abweichung der neuern protestantischen Lehrer und die Richtigkeit der Piderischen Aeußerungen ein; und gab dadurch der Gegenpartei Gelegenheit zu Schlüssen und Folgerungen, die nach Zeit und Umständen sehr gefährlich hätten werden können. — Ob aber Herr Pidorit selbst bei seinem Versuch dieses übersehen und intendiret hat, ist eine andre Frage, und lasse ich dahin gestellt sein. Seine nächste Absicht war wohl, seine Gegner, Hrn. Semler u. s. w. mit einem Streiche ganz niederzuschlagen, und, die Sache mochte auch ausfallen, wie sie wollte, in der protestantischen Kirchengeschichte berühmt zu werden. Nur die Männer, die ihn hiteten und unterstützten, (denn wie gesagt, ohne eine solche Unterstützung konnte ein nicht wahnsinniger Mann nicht so handeln,) diese Männer scheinen freilich weiter gesehen zu haben. — —

Digitized by Google

4.

Magnetische Desorganisation und Somnambulism.

(S. Januar 1786, S. 76.)

Da der thierische Magnetismus, mit den Desorganisationen, dem Somnambulismus, dem dadurch erregten exaltirten Zustande und Divinationsvermögen, und mit allen seinen andern allgemeinheilsamen und wunderbaren Folgen, uns immer näher rükt; so ist es in der That doch der Mühe werth, diese auch uns bald bevorstehende Erscheinung genauer kennen zu lernen. Aus dem südlichen Frankreiche kam diese Erfindung nach der Schweiz; und hat von da mit einemmale einen Sprung bis zu einer ansehnlichen Handelstadt im nördlichen Deutschlande gemacht. Frauen und Geistliche, ja selbst Aerzte, reden schon von den wundervollen und vortreflichen Wirkungen dieser neuen Kurart; aber leider hat man noch gar keine medizinisch-genaue Beschreibung dieser sogenannten magnetischen Behandlung und der dabei erfolgten Symptome, kurz noch keine genaue Krankheitsgeschichte dieser Art. — Ich eile daher, meinen Mitbürgern eine ziemlich umständliche Nachricht davon aus einem sehr guten Schweizerischen Journale mitzutheilen, damit sie diese Kurart näher kennen lernen, um vorher, ehe auch hier

Magnetiſirer ankommen, ſelbſt bei ſich eins zu werden, ob ſie ihre Frauen und Töchter (denn für das ſchöne Geſchlecht ſcheint vorzüglich das Heilmittel erfunden zu ſeyn) dieſer freilich etwas ſeltſam ſcheinenden Behandlung unterwerfen wollen. Die Nachricht rührt urſprünglich von einem bekannten deutſchen Arzte her, und lautet wörtlich, wie folget.

„Monatliche Nachrichten aus der Schweiz,
„1786, (4). Weinmonat, S. 155. Lauſanne.
„Thieriſcher Magnetismus.

„Folgende Beſchreibung iſt aus einer Schweizerreiſe entlehnt, welche Herr Doktor Ploucquet „im Jahr 1786 gemacht hat, und die ſo eben zu „Tübingen bei J. F. Heerbrandt im Druk erſchienen iſt.

„Um elf Uhr, ſchreibt Herr Ploucquet im „XVIten Briefe, S. 133, trafen wir bei dem Arzte Dr. Verdeil ein. Bei ihm fanden wir Herrn „Servin, Parlementsadvokaten aus Grenoble, „einen Schüler und Emiſſar des Marquis de „Puyſegur *). Nun kamen Patienten beiderlei Geſchlechts, theils an Nervenkrankheiten, theils an „andern leidend. Herr Servin begab ſich bald wieder weg. Ein Baquet **), das in der Mitte „ſtand, ward wieder weggetragen. In einem „Nebenzimmer wurde eine Demoiſelle privatim „magne-

*) S. Berl. Monatsſchr. 1785. November, S. 431.
**) S. Berl. Monatsſchr. 1788. Januar. S. 29.

„magnetisirt. — Wir setzten uns in einen großen „länglichten Kreis, und bildeten die Kette: wir „mußten nehmlich einander an den Händen hal„ten, oder, wenn man deß müde wurde, konnte „man auch andre Berührungspunkte wählen, Arm, „Schenkel, u. s. w. Die Zähen mußten auswärts „gekehrt sein, und des Nachbars oder der Nach„barin Zähen berühren. Das Ganze gab eine „allerliebste Gruppe; wir waren 12 bis 14 Per„sonen. Nachdem dies in feierlicher Stille eine „Weile also gewährt hatte, fing mich alles Ernstes „zu schläfern an; und von der etwas gezwunge„nen Lage brach mir ein Schweiß aus.

„Nun fing Herr d'Apples an, die bei ihm „sitzende etwa dreißig Jahr alte Frauensperson, „die ein aussetzendes Fieber hatte, zu manipuli„ren *); was mich denn wieder ermunterte, und „beinahe zu einem profanen Lachen gebracht hätte, „das ich nur mit Mühe unterdrükte. Er legte ihr „zuerst die flache Hand auf den Magen, die an„dere auf den Rükken, drükte und rieb diese „Stellen sanft; alsdann fuhr er wiederholt mit „einer Hand an der Stirne über die Nase herab, „und machte, wenn er über die Spitze weggekom„men war, eine Bewegung, wie wenn er Staub „oder sowas in die Luft werfen und die Hand da„von reinigen mußte. Alles war inzwischen still „und voller Erwartung. Die Patientin muchste „nicht. Ende

*) November 1785, S. 440, 442.

„Endlich fing eine andre in der Nähe stehende „Weibsperson, eine Magd, welche dieselben Scenen schon mehrmal gemacht hatte, an, einzuschlafen, und also in die sogenannte Krise und „Somnambulisme zu gerathen. Sie saß neben „ihrer Frau. Plötzlich fing sie an, schlafend, oder „doch mit geschlossenen Augen, ihren Sessel gegen ihre Frau zuzurücken, daß sie gerade gegenüber und so nah als möglich kam. Sie fing an, „die beiden Arme der Frau abwärts zu streichen; „sie strich auch Schenkel, Bauch, Magengegend, „und die Weichen. Die alte Frau litt alles geduldig, und, wie es schien, mit Wohlbehagen. „Endlich blies ihr das Mensch mit aller Macht, „durch die Unterkleider und das Hemde, in die „Gegend des Nabels ein; welche Operation bekanntlich eine starke nicht unangenehme Wärme „erregt. Während dieser hatte ich mich auf Hrn. „Berdelis Wink der Scene genähert, und stand „dicht dabei. Die magnetisirte und nun ihrer seits „wieder magnetisirende Weibsperson hatte inzwischen immer die Augen geschlossen. Doch schien „es mir, als ob sie, da ich ihr so recht steif und „vielleicht mit verbissenem Lächeln ins Gesicht sah, „Mühe hätte, ein aufsteigendes Lachen zu verbergen; welches sie gleich darauf bei dem Einblasen in den Bauch, und dem dadurch verursachten „Verhüllen des Gesichts, leicht thun konnte. Sie „leitete auch die Hände ihrer Frau auf ihren Un-

„terz

„verleih; welche denn die Chasite hatte, sie ihrer „seits auch zu reiben und zu streichen, und sie da„durch in einen Stand von Behaglichkeit zu „setzen, der sich durch mehr als ein Symptom „äußerte. Nachdem dies lange genug gewährt „hatte, fragte man sie: Warum sie so in den „Bauch ihrer Frau geblasen habe, und was sie „davon hoffe? Sie antwortete nichts, als: dies „thut wohl. — Nachher strich sie auch eine andre „Frau, die an den Ohren litt, ohne sichtbare Wir„kung. Da sie durch die Frage: Wo sitzt das „Uebel? aufgerufen wurde, ihre Wundergaben „durch diese so schnell erlangte hyperphysische Dia„gnostik an den Tag zu legen; so antwortete sie „diesmal nichts. Ob die Gegenwart von Frem„den, die das Ansehn hatten, als wenn sie nicht „rechtgläubig genug wären, sie abhielt: will ich „nicht entscheiden. — Endlich, nachdem die Farce „eine halbe Stunde gedauert hatte, sollte sie die „Augen wieder eröfnen; aber siehe! das konnte sie „nicht. Sie drükte vielmehr die Augenlieder fester „als vorhin zusammen, und es kostete Mühe, sie „zu eröfnen; was doch endlich gelang. Nachdem „sie völlig erwacht war, oder, wie es mir schien, „nun für wieder erwacht passiren wollte, sprach sie „nichts, sondern sah ein wenig abgemattet aus: „was wohl möglich war, denn sie hatte viel gethan „und gelitten.

„Herr

„Herr Verdeil war im Namen der Societät „der Naturforscher zugegen. Er sollte das Spiel „untersuchen; und er schrieb mir hernach: „Ich „beschäftige mich nunmehr ganz mit diesem Magne„tismus. Zu den Beobachtungen, die zur Entdek„kung der Wahrheit oder zur Entlarvung des Irr„thums nothwendig sind, gehöre alle mögliche An„strengung des Geistes. Sie wissen, was ich bis„her gesehn habe. Man verspricht mir, daß ich „noch mehr sehen werde. Was ich inzwischen „gesehen habe, ist wahrlich noch sehr wenig.“ — „Dieses Mehr, was man Herrn Verdeil versprach, „war nichts weniger, als: durch die bloße Macht „des Willens, ohne alle Zwischenkunft eines Zei„chens, einen in einem andern Zimmer befindlichen „Magnetisirten wirken zu lassen, was der Magne„tiseur will. — Ich glaube, Ihnen nicht sagen „zu dürfen, daß dies Versprechen unter die ge„höre, welche niemals erfüllt werden.“

So sind also diese in der That etwas seltsame Manipulationen beschaffen, welche man sehr uneigentlich mit dem Namen Magnetisation belegt. Denn es ist nicht das geringste Magnetische dabei. Aber, behaupten die Erfinder dieser neuen Lehre, es giebt im Körper einen thierischen Magnetismus, der durch dies Streichen und Handhaben in Wirksamkeit gesetzt wird, und alsdann die Krisen hervorbringt. Auch dieser Namen scheint nicht ganz richtig zu sein; denn dieser Magnetismus soll

ja,

Digitized by Google

ja, nach der eignen Lehre der Erfinder, auch in alle übrige Körper übergehen, und von da wieder auf die menschlichen Körper wirken. Man hat magnetische Bäume, magnetische Spiegel, magnetische Tassen, magnetisches Wasser, u. s. w. welche Dinge durch ein gewisses Bestreichen mit der Hand des Meisters magnetisch werden, und dann die Desorganisation theils unterhalten, theils zuwege bringen. — Die Wirkungen dieser Manipulationen nun sind, so wie sie der geschikte und glaubwürdige Herr Ploucquet angiebt, natürlich genug und leicht zu erklären. Die in einer etwas angestrengten Lage und dabei in feierlicher Stille und in seltsamer Erwartung sitzenden Personen fühlen eine Schläfrigkeit und dabei einen Schweiß; welches man nun in der Kunstsprache Krisen nennt. Ferner die an mehrern Gliedmaßen ihres Leibes sanfter oder stärker geriebenen Frauenzimmer, wie auch die reibenden selbst, haben eine gewisse seltsamangenehme gemischte Empfindung, fühlen eine Art von Behaglichkeit, in welcher sie die Augen schließen, doch wahrscheinlich nicht dicht genug, um nicht noch manches bemerken zu können, und wobei sie übrigens sehr füglich mancherlei thun und reden können. Auch diese simple Erscheinung bekömt einen höhern Namen, und heißt: der Zustand des Somnambulism; als wenn geschlossene Augen und Schlaf einerlei wären. Auch ist zu merken, daß ein Magnetisirer gewöhnlich eine oder ein

paar

paar Somnambulisten bei sich hat, die gemeiniglich von der niederern Klasse sind, gleichsam soeurs servantes, und die abgerichtet scheinen, die andern Kranken mit Reiben und Streichen zu bedienen. — Daß alles dies Erschütterungen (ob von wollüstigenswerther Art? mag jeder Nachdenkende selbst entscheiden) sowohl im Körper als im Gemüthszustande der so behandelten Frauenspersonen hervorbringen muß; ist von selbst leicht zu denken. Zumal, wenn man dazu nimmt, daß vorzüglich nervenkranke Frauenzimmer dieser Kur unterworfen werden; d. h. solche, deren Empfindungsvermögen doch schon einen widernatürlichen zu starken Reiz hat, und bei denen die auf solche seltsam reizende Art erregte Anspannung eine große, aber in der That auch gefährliche, Wirkung äußern muß. Diese schwache Beschaffenheit der Nerven wird durchaus erfordert, um des Somnambulismus fähig zu sein. Es ist eine bekannte Sache, daß im Anfang des vorigen Sommers zu Straßburg zwei Teutschen Damen von hohem Stande, welche, um sich selbst von der Sache zu überzeugen, die magnetische Kette mitmachten und alle vorgeschriebenen Alfanzereien ertrugen, ohne den wunderthätigen Schlaf oder sonst das geringste zu empfinden; daß diesen Damen gesagt ward: Sie seien zu gesund dazu. Man hätte wohl auch die Schuld ein wenig auf den Unglauben der Damen schieben können.

Digitized by Google

Was ist nun aber die Heilwirkung dieser Bestreichung? — Die gläubigen Frauenzimmer, und welche nicht den Fehler einer zu großen Gesundheit haben, können, während ihres wachenden Schlafes, reden wie andre wachende Leute, auch mit ihren halbgeschlossenen Augen sehen, was sich mit solchen Augen sehen läßt. Auch dies wird für wunderbar ausgegeben, und heißt die Desorganisation. Kommen sie noch eine Stufe höher, so können sie Krankheiten, ihre eigenen und bei andern Personen, erkennen, beurtheilen, und Heilmittel vorschreiben; und dies ist denn das herrliche Divinationsvermögen. Manchmal ist es unbedeutend genug, wie man aus den Antworten der Magd sieht, welche Herr Ploucquet beschreibt. Bei andern soll diese Wundergabe viel stärker sein; aber diese haben auch viel stärker müssen angespannt werden, und es sind die fürchterlichsten Konvulsionen und ein wahres mehrere Tage anhaltendes Delirium erst vorhergegangen. So wird nemlich von den glaubwürdigsten Beobachtern die Folge angegeben: Nervenkrankheit — dann magnetisirendes Bestreichen an allerlei Theilen des Leibes — darauf folgen Konvulsionen — alsdann Wahnsinn — und endlich die gewünschte Divination — welche die Mittel zur Genesung vorschreibt. Eine umständliche Krankheitsgeschichte dieser Art, und vornemlich die Nachricht, ob die zuletzt bewirkte Genesung daurend sei, wäre höchst wünschenswehrt.

Ihr

Itzt ist ein deutscher Arzt aufgetreten, welcher, zur Vertheidigung dieser sogenannten magnetischen Kurart, ein paar von ihm selbst beobachtete Fälle beschrieben hat, und zwar in einem Sendschreiben an einen unsrer berühmtesten und gelehrtesten Aerzte. Dies muß jeden um desto begieriger auf diese Nachricht machen. Denn wie lehrreich wird nicht ein Arzt, der selbst beobachtet, ja zum Theil selbst Hand angelegt hat, über diese Sache schreiben; zumal, da er selbst angiebt, es habe eine sehr bezweifelte und bestrittene Sache zu vertheidigen, und da er weiß, daß er der erste medizinische Vertheidiger derselben unter uns ist; vorzüglich aber, da er an einen Baldinger schreibt! — In dieser Erwartung nahm auch ich Herrn Bickers Brief *) in die Hände; aber ich muß gestehen, daß

 ich

*) „Herrn Doktor Bickers zu Bremen Brief an Hrn. „Hofrath Baldinger, über Lavaters Magnetismus." Im Hannöverischem Magazin, 1787, 3tes Stük, vom 8 Jan. S. 34, f. — Der Namen, welchen H. Bicker dieser Heilart giebt, muß in der That auffallen. Es war schon bekanat genug, daß H. Lavater diese Heilart an seiner eigenen Frau gebraucht, und äußerst geschäftig gelobpriesen und vertheidigt hat. Man s. B Monatsschrift, November 1785, S. 484; und H. Lavaters neueste Schriften: Rechenschaft an seine Freunde, erstes und zweites Blatt. Itzt erzählt H. Bicker, daß H. Lavater nicht bloß als Seelen- sondern auch als leiblicher Arzt nach Bremen gekommen, und das Magnetisiren daselbst angerathen und glüklich in Gang gebracht hat. Es scheint,

ich mich leider sehr wenig befriedigt finde. Ich werde das wichtigste aus dieser, wie der H. Verf. selbst gleich Anfangs sie nennt, „gründlichen Nachricht“ ausziehen, und dabei zwei Schreiben von glaubwürdigen Männern in Bremen, die ich vor mir habe, vergleichen. Der Leser kann dann selbst von der Gründlichkeit jenes Berichtes urtheilen.

So viel wissen wir itzt aus diesem Berichte, daß in Bremen, wo Herr Lavater die Desorganisation eingeführt hat, nunmehr ein Kleeblatt von Aerzten ist, welche sich dafür erklären: die Herren D. Wienholt, D. Olbers, und D. Bicker selbst. Der letzte erzählt, nach einigen Lobsprüchen des H. Lavaters und seiner beiden Freunde und Kollegen, folgenden Fall von (S. 37) „einem jungen Frauenzimmer von zwanzig Jahren, aus einer angesehenen Familie, die seit länger als drei Vierteljahren an einer fürchterlichen Nervenkrankheit mit den heftigsten Krämpfen und Konvulsionen darnieder lag“. Es ward nun (S. 38) „auf Lavaters Rath

„das

scheint, daß daher die Benennung: Lavaters Magnetismus, aus Dankbarkeit in Bremen entstanden ist, und daß man über den Einführer die eigentlichen Erfinder (wie es öfter geschieht) vergißt. — Der historischen Vollständigkeit wegen, hätte H. Bicker doch auch wohl anführen mögen, ob H. Lavater die zwanzigjährige Demoiselle A. selbst manipulirt hat, wie andre glaubwürdige Nachrichten versichern, oder sie bloß dem H. Wienholt zur Manipulation empfohlen hat.

„das magnetische Reiben oder Berühren vorge„nommen: Volle sechs Wochen blieben diese Ma„nipulationen ohne auffallende Wirkung auf den „Körper oder auf die Krankheit.“ — Es wäre doch merkwürdig zu wissen, worin diese Manipulationen bestanden. Waren sie wirklich so, wie D. Ploucquet sie sah? Wenigstens sind sie mir durch meinen Korrespondenten aus Bremen dem ähnlich beschrieben worden. Aber wie? hier that sie nicht etwa eine Magd bei ihrer weiblichen Herrschaft, nicht ein Mann bei seiner Frau; sondern ein Fremder bei einem jungen Frauenzimmer von Stande! Muß denn, einer schwärmerischen Grille zu gefallen, sogar alle Moralität weichen? Kann ein Arzt, aufs ungewisse hin, (denn es war ja Hrn. Wienholts erster Versuch) bei einem zwanzigjährigen nervenkranken Mädchen sich Operationen erlauben, die allein schon hinreichend sind, Nervenzufälle hervorzubringen, und die vielleicht auf den Sitz und die eigentliche Quelle der Krankheit richtiger hindeuten können? — „Sie waren ohne auffallende „Wirkung“, fährt H. B. fort. Welch ein unbestimmter Ausdruk! Freilich, wenn ein Arzt so in seiner Erwartung gespannt ist, daß nur Wahnsinn und Prophetengabe ihm auffallen können; so achtet er allerdings die unter seinen Augen vorgehenden, ja die von ihm selbst erregten, Konvulsionen für nichts. Schauderhaft! Nicht nur glaubwürdige Männer berichten diese täglichen

Konvulsionen; auch H. Bicker selbst sagt S. 42: „Während des Magnetisirens bekommen sie mehr „oder minder starke konvulsivische Bewegungen „des ganzen Körpers*): der gewöhnlich schwache „und matte Puls erhebt sich, wird geschwinder, „und schlägt über 90mal in einer Minute, das „Athemholen wird sichtbar ängstlicher und beschwer„licher, die Augen fallen nach einigen Minuten des „Manipulirens unwillkührlich zu, und sie sind un„vermögend sie zu öfnen. Zuletzt kömmt ein tiefer „Seufzer, und sie schlafen ein. Es stellt sich dar„auf eine gelinde Ausdünstung, placida transpiratio, „über den ganzen Körper ein, die während des „Schlafes immer fort währet**)". Da hier nicht von

*) Auch S. 40 sagt er von der zweiten Kranken: „Der Erfolg war auch hier, wie im ersten Falle: „volle 4 Wochen ohne Wirkung, darauf aber stell„ten sich während des Manipulirens konvulsivi„sche Bewegungen, und endlich der magnetische „Schlaf ein." Und bei der ersten Kranken nennt er doch durchaus keine Konvulsionen. Welch ein Beschreiber!

**) Diese äußerste Anstrengung des ganzen Körperbaues, welche mit Schweiß sich endigte, kann sehr leicht die Oefnung und die (NB. nicht einmal ordentlich wieder hergestellten) Menstrua bewirkt haben, wovon H. B. redet; und es ist fast zu verwundern, daß diese Wirkungen sich erst nach 4 Wochen der Manipulation zeigten (S. 32). Indeß, so wichtig solche Wirkungen auch sind; gütiger Gott! können sie nur durch solche angreifende Erschütterungen zu wege gebracht werden? — Außerdem erzählt H. B. so unvollständig, daß man nicht gewiß sein kann, ob nicht auch andere Heilmittel zugleich gebraucht worden.

Digitized by Google

von einer nothwendigen chirurgischen Operation die Rede ist, so erstaune ich, wie ein Arzt mit kaltem Blute, sechs, sieben Wochen lang, ein zartes Mädchen täglich in diesen Zustand versetzen kann; wie er das ängstliche Zappeln, die konvulsivische Bewegung des ganzen Körpers, das endliche mit einem tiefen Seufzer begleitete Ermatten und Hinschmachten, nicht nur gleichgültig ansehen kann, sondern es als ein Werk seiner Kunst durch die Wirkung seiner Finger selbst entstehn macht, selbst vergrößert, selbst täglich wiederholt. Sagte ihm denn seine Physiologie nichts von den Gefahren solcher häufigen Konvulsionen? Schwieg auch gesunde Vernunft und Menschlichkeit schon, seines neuen Freundes Lavaters wegen? Denn der Erfolg war doch sicherlich ungewiß. Oder vielmehr, er war gewiß genug: es mußte am Ende ein Delirium erfolgen.

Es ist in der That bewundernswerth, daß die zarte nervenkranke Demoiselle A. sich bis in die achte Woche hielt. Ihr Körper war freilich schwach genug, um des Lavaterschen Magnetismus empfänglich zu sein; nur schien ihr Glaube noch nicht hinlänglich stark. Es mußte also, wie bei mystischen und magischen Operationen, auch auf ihren Geist gewirkt werden. Auch dies meldete mir mein Korrespondent; aber ich hielt es für unglaublich. Mit Erstaunen lese ich itzt aber bei H. Bicker selbst (S. 41): „Die erste (Demois. A.) wußte, was

[illegible]

der Krankheiten noch mehr genähret wird? Giebt man der Phantasie einmal freien Spielraum, gesetzt auch zu guten Endzwekken; wahrlich sie läßt sich so leicht nicht wieder einschränken. Herr Wienholt kann nicht voraussehen, bis zu welchen schrecklichen Folgen, zumal bei einem geschwächten Nervensystem, es leiten kann, wenn man freiwillig der gereizten Empfindsamkeit die Herrschaft über die Vernunft einräumt. Das Bremische Dispensatorium wird, wie jedes andre, wohl keinen sicheren Kühlungstrank gegen die erhitzte Phantasie enthalten; gegen die — ich kann keinen andern Ausdruk hier gebrauchen — von ihm so unvorsichtig, ja so unverantwortlich erhitzte Phantasie. Allerdings kann Stärke des Verstandes und Richtigkeit des moralischen Gefühls *) die Demoiselle A. vor

*) Wohl den Kranken, wenn beides nach ihrer Genesung in völliger Kraft wieder da ist! während dieser seltsamen Kur wird beides sehr geschwächt. Von dem Verstande versteht dies sich bei täglichen heftigen Konvulsionen, die sich mit einem Delirium endigen, wohl von selbst. H. Bicker führt zwar sehr triumphirend den erhöhten Scharfsinn der Personen während des exaltirten Zustandes an; aber der Namen selbst zeigt ja schon, daß dieser erhöhte Zustand widernatürlich ist, unmöglich so bleiben kann, und, wie jede zu große Anspannung, eine desto größere Erschlaffung nach sich ziehen muß. Ob das feine moralische Gefühl der Frauenzimmer bei den Manipulationen nicht leide, mag jeder selbst entscheiden. H. Bicker schildert sie uns nur während des exaltirten Zustandes. „Was ich

„unter

allen traurigen Folgen kräftigst sichern. Aber durch diesen glüklichen Umstand vermindert sich des unvorsichtigen Arztes Schuld nicht.

Endlich konnte der angegriffne Körper und Geist der Kranken nicht länger widerstehn. S. 39: „In „der achten Woche kam ein sehr heftiger Fieberan„fall, der einige Tage dauerte, sich mit heftigen „Schweißen endigte, und in jenen sonderbaren „exaltirten Zustand überging, der von dieser Zeit „täglich wieder zurük gekehrt, und den einer von „beiden Aerzten itzt über hundertmal beobachtet „hat.“ — Ein Fieberanfall, sagt H. Bicker. Wahrlich ein an dieser Stelle sehr seltsamer unbestimmter Ausdruk! Welche Art von Fieber war es denn? Und dies Fieber, oder gar nur dieser Fieberanfall, daurte einige Tage! (Auch hier wieder um keine genaue Angabe!) Kurz, es scheint, Hr. B. hat sich hinter ein Wort verstekken wollen, um bei den Lesern keinen Schrekken zu erregen. Es war wohl sicherlich, wie glaubwürdige Männer melden, ein Paroxysmus des Wahnsinns, ein Delir

„unter den psychologischen Bemerkungen bald ver„gessen hätte“, sagt dieser etwas vergeßliche Bemerker, S. 45: „sie wissen nichts von Blödig„keit, nichts von Gezwungenheit oder Gene, nichts „von allem, was (aus) Etikette oder Vorurtheil „(?), oder Erziehung junge Frauenzimmer gewöhnlich in der Unterhaltung mit dem männlichen Geschlechte zurükhält, oder die Ergießungen der Seele unterdrükt.“

Delirium, wie es nur im hitzigen Fieber sein kann. — Dies sah also endlich der Arzt durch seine Wunderkur hervorgebracht; und wehe seinem Herzen, wenn er nicht während dieser Tage, die so leicht der Patientin das Leben oder auf immer den Verstand hätten rauben können, Schrekken und Gewissensangst empfand!

Auf dies Delirium folgte denn (S. 43) "der „ekstatische Zustand der Seele, oder das Divinations„vermögen, welches die Kranken zu besitzen „glauben" (ei! ei!), "und welches sie auch in Ansehung des Vorhersagens über ihre eigne Krank„heit wirklich zu besitzen scheinen". (Ei! ei!) — „Sie haben (S. 44) das vollkommenste Bewußt„sein, die deutlichsten Vorstellungen, das treueste „Gedächtniß, ziehen aus den Reden Andrer die „feinsten Schlüsse, antworten mit dem größten „Scharfsinn, u. s. w." Die lächerlichen Superlative abgerechnet, die wohl aus Höflichkeit gegen die Damen entstanden sind, ist die Sache sehr begreiflich. Wenn ein Mädchen von Natur Verstand hat, und itzt, durch schmeichelnden Besuch, und durch die Meinung von ihrem ausgezeichneten erhobnen Zustande, in guter Laune ist, so antwortet sie natürlich munter und geistvoll; auch schärft offenbar der angegriffne Zustand der Nerven die Feinheit des innern Sinnes, aber wahrlich nicht auf eine beneidenswürdige Art. S. 44: "Sie bestimmen „mit der genauesten Pünktlichkeit, was ihnen in

„An-

„Ansehung ihrer Krankheit oder der Besserung,
„oft erst in acht oder mehrern Tagen, begegnet
„wird; bestimmen die Arzeneimittel, oder andere
„äußerliche Hülfsmittel, die bei ihnen angewandt
„werden sollen". Da auch in dieser wichtigen Sache H. B. gar nichts genaueres, nicht ein einziges Exempel, anführt; so läßt sich nicht darüber urtheilen. Sollten es nicht Mittel sein, die jedem Menschen einfallen könnten? zumal einem langwierigen Kranken, der über seinen Unfall und dessen Heilung schon oft seine Aerzte hat reden hören? Kann wirklich ein vernünftiger Mensch sich einbilden: ein desorganisirtes Mädchen nenne, medizinisch-gelehrt und pathologisch-richtig, fremde Heilmittel, von deren Gebrauch und Namen es noch nie etwas gehört? Auch berichten glaubwürdige Leute aus Bremen, daß die guten Kinder die Positionen zuweilen etwas auffallend unrichtig angeben.

H. Bicker erzählt weiter, S. 45: „Außer dies„ser Erhöhung der Seelenkräfte in der Ekstase,
„sind die Organe der Sinne, das Gesicht ausge„nommen, auf das höchste verfeinert. Sie unter„scheiden Farben, bestimmen durch das Gefühl ge„schriebene und gedrukte Wörter, hören Ton und
„Sprache wo ein gewöhnlicher Mensch mit gesun„den Ohren nichts hören kann, u. s. w." Ist alles dies genau untersucht? kann keine Täuschung hierbei vorgehn? Es laufen doch Erzählungen herum, die ein kleines Blinzen mit den Augen vermu-

then

chen lassen. Daß aber bei nervenkranken Personen ein Sinn, z. B. des Gehörs, sehr oft ungewöhnlich geschärft ist, kann ja einem Arzte nichts Neues sein. Mir fällt so eben darüber folgende Stelle aus einer Krankheitsgeschichte bei. „Bald „schien sie (denn es war auch ein Frauenzimmer) „Briefe zu schreiben, sie zu versiegeln und wegzuschikken; bald sich zu frisiren, und allerlei andre „häusliche Geschäfte mit einer unnachahmlichen „Geschwindigkeit und Fertigkeit zu verrichten. Bald „sang sie, bald pfiff sie *); wobei sich ihr Gesicht „auf eine seltsame Art entstellte. Endlich folgte „ein wechselseitiges Aufschwellen und Zurükziehen „der Magengegend, und diesem ein krampfhafter Husten, womit der Anfall, welcher Stunden „lang anhielt, meistens endigte. Immer ließ er „eine ausserordentliche Mattigkeit zurük. Während der Anfälle verlor sie niemals ihr Bewußtsein. Im Gegentheil mußte man, wenn die Anfälle nicht äußerst heftig werden sollten, sorgfältig verhüten, daß ihre Sinne nicht von weitem angegriffen wurden. Sie blieben auch in „Zwischenzeiten so reizbar, daß sie in der Ferne „leise gesprochene Worte, die ein Gesunder in „der Nähe kaum verstand, deutlich vernahm; „daß ihr das Lesen, Singen, die sanftesten Töne „eines

*) Wie die deforganisirte Magd in der Schweiz. S. Berl. Monatsschr. Januar 1785, S. 77.

„eines weit entfernten musikalischen Instruments,
„besonders das hundert Schritt weit entfernte
„Trommeln den Anfall erneuerten; und daß sie im
„obern Stok mit Erschütterung entdekte, wenn im
„untern Tabak geraucht ward.“ Welch eine Erhöhung der Seelenkräfte! War in diesem Mädchen, deren Geschichte in der That fast der einer desorganisirten ähnlich sieht, auch ein Divinationsvermögen? Ach nein! es war nichts als ein häßlicher Infarktus; und gute Visceralklystiere vertrieben den ganzen exaltirten Zustand. Die Geschichte steht wörtlich so, wie ich sie erzählt habe, in „Kämpfs neuer Methode, die hartnäkigsten „Krankheiten, die ihren Sitz im Unterleibe haben, „zu heilen. Zweite Auflage, Leipzig 1786, S. 450, „451.“ — Man weiß ja auch schon aus dem Hudibras, daß nicht abgeführte Blähungen Prophetengeist wirken.

„Die wichtigste Folge dieser besondern Kur,“ sagt H. B. am Ende S. 46, „ist unstreitig die erfolgte Besserung bei beiden Kranken: indem ihre „Krämpfe und Konvulsionen, außer den kurzen konvulsivischen Erschütterungen, die sie noch während „des Manipulirens, aber nicht oft, bekommen, „aufgehört, und ihre Kräfte merklich zugenommen „haben.“ — Besserung! wenn sie noch Konvulsionen bekommen? Besserung! wenn sie noch täglich müssen manipulirt werden? Und das schreibt ein Arzt! Wahrlich dies ist wieder so ein Stükchen von

von der „wiewohl noch nicht völligen, dennoch „aber ganz unerwarteten, und beinahe unglaublichen Genesung“, wie wir schon eines aus der B. Monatsschrift Jan. 1787, S. 30 kennen. — Allerdings wäre diese Folge, wenn sie wahr wäre, höchst wichtig; und desto unverantwortlicher ist es, daß H. Bicker hier so mit Worten spielt. Noch wichtiger aber wäre die Nachricht, ob diese Besserung von Dauer sei. Denn, ein kurzes Bessersein ist noch keine Genesung; und ob bei so freiwillig — oder darf ich nicht muthwillig sagen? — gereizten Nerven, eine dauerhafte Genesung von der Nervenkrankheit zu hoffen ist, muß wohl jeder Vernünftige bezweifeln. — — Herr Bicker wird nicht sagen können, daß ich an seinen Worten das geringste verfälscht habe. Ich habe sie treu geliefert, und meine Bedenklichkeiten freimüthig dabei angegeben. Von dem eigentlich medizinischen und physikalischen Punkte der Streitfrage hat H. Hofarzt Marcard, in seiner vortrefflichen Antwort an H. Lavater (B. Monatsschr. Novemb. 1785), so befriedigend geredet, daß die Leser nun wissen, wie sie in dieser Sache daran sind. Ich glaubte, auch die moralische Seite dieses Verfahrens berühren zu dürfen; und ich unterschreibe willig die Worte eines braven Mannes*), welche itzt doppelt ein-

*) Herrn Richerz in seinen Zusätzen zu „Muratori „über die Einbildungskraft des Menschen“ (Leipzig 1786, 8), Th. II, S. 223.

einleuchtend sein müssen: „Ohne Zweifel giebt es „genug Leute, welche eine eben so despotische Herr„schaft über die Imagination schwacher Menschen „und des Pöbels, auch zum Vortheil der Kran„ken unter ihnen, als die Gassner und Mes[illegible]er, „ausüben könnten. Allein die moralischen Fol„gen davon sind zu schrecklich, als daß ein wah„rer Menschenfreund dieselben um einen Preis von „der Art, als die bald wieder vereitelte Genesung „schwachköpfiger und nervenkranker Personen, zu „verantworten haben möchte. Unterhaltung der „schwärmerischen Phantasie und des Aberglaubens, „ohne die sich solche Kuren gar nicht vornehmen „lassen, ist, im eigentlichsten Verstande, Beförde„rung des Reiches der Finsterniß!“ —

* * *

Auszug eines Schreibens aus Bremen, vom 21. Dezemb. 1786. *)

„— Ich zweifle fast, daß ich im Stande sein „werde, Ihnen von dem Magnetisirwesen, das hier „einige Monate im Verborgenen getrieben, vor „etwa 4 Wochen aber mit einer Art von Triumph zu

*) Dieser Brief, nebst den oben geäußerten Bedenklichkeiten, kann dem Herrn D. Bicker Veranlassung geben, die von ihm einmal zur Sprache gebrachte Sache näher aufzuklären.

Digitized by Google

„zu jedermanns Wissenschaft gebracht ist, etwas „mehr zu melden, als Ihnen schon durch das Ge„rücht, und selbst schon durch die Zeitungen bekannt „geworden ist. Doch kann das, was ich davon „schreibe, auf alle Fälle zur Bestätigung, oder auch „zur Berichtigung der erhaltnen Nachrichten dienen.

„Einer der angesehensten hiesigen Handelsleute, „der vor einiger Zeit in das Kollegium der Aelter„männer getreten, Hr. A. hat eine Tochter, die schon „seit einem Jahre mit einer Nervenkrankheit behaf„tet ist. Man hat über ihren Zustand mit Lava„ter, schon vor seiner Erscheinung in unsern Mau„ren, korrespondirt; und er hat, wie natürlich, „zur magnetischen Kur à la Puysegur gerathen. „Bei seinem Hiersein hat er das kranke Mädchen „besucht, ihr selbst, ihren Aeltern, und dem Arzt „Hrn. Dr. Wienholt es zur Pflicht gemacht, das „Mittel zu brauchen, das an seiner Frau von so ge„segneter Wirkung gewesen, wie alle Gläubigen „wissen. Herr Dr. Wienholt, von Lavatern selbst „instruirt, übernimmt die Operation selbst; nimmt „aber zwei andre Aerzte Hrn. D. Olbers und D. „Bicker zu Zeugen und Gehülfen. Das Mäd„chen wird nun in den Stand gesetzt, durch das „Lesen der Schriften, die den Magnetismus be„treffen, ihre Rolle zu lernen. Ich weiß nicht, ob „dieser Ausdruk der rechte ist *); es will mir aber „kein

*) Der Ausdruk ist freilich unrecht, wenn man darunter versteht: die Patientin habe Konvulsionen

„kein besserer einfallen. Genug, der Anfang mit „dem Magnetismus wird gleich nach Lavaters Abreise gemacht. In einigen Wochen wollen keine „von den abgezielten Symptomen erfolgen. Endlich, nachdem Hr. Wienholt von dem Anschauer der Blanschardschen Luftschifferei von Hamburg „zurükgekommen, gelingen die Bemühungen in kurzer Zeit. Konvulsionen, Desorganisationen, Divinationen, und Vorschriften der Patientin an den „Arzt, erfolgen alle auf dieselbe Weise, wie sie Lavater an seiner Frau wahrgenommen, und wie „die Straßburger und Londner Versuche im 219 „und 220sten Stük der allgem. Litteraturzeitung „angezeigt worden sind. — Auch soll die Patientin sich schon merklich gebessert haben. Wenigstens ist sie vor mehr als 3 Wochen, nach eigner „Vorhersagung*), mit eignen Füßen, worauf sie „in langer Zeit nicht hat treten können, in eine „Kutsche gestiegen und ausgefahren; ist bald darauf auf ihre Nachbarschaft in Gesellschaft gegangen, und ohnmächtig daheim geworden**); hat „end-

asseftirt, und Empfindungen veräußert die sie nicht gehabt. Nein, sie empfand gewiß alles, was sie äußerte. Nur war es darum eine gelernte Rolle, weil sie von den Meistern, die sie als einen Beweis der Wunderkur auf die Bühne bringen wollten, erst sorgfältig vorher unterrichtet ward, damit ihr Kopf und ihre Phantasie die Symptome bewirkten, die sich an ihrem Körper zeigen sollten.

*) Die Vorhersagung war leicht, wenn sie sich ihr stark genug zum Gehen fühlte.

**) Hat sie auch diese Ohnmacht vorhergesagt?

„endlich auch angekündigt, daß sie den 24. Ja„nuar künftigen Jahrs völlig wiederhergestellt sein „würde *).

„In ihrem desorganisirten Zustande, der schon „einmal 3 Tage gedauert, und ihrer Wahrsagung „zufolge vom 25. bis 29. dieses, also bis in den „fünften Tag, dauern soll, genießt sie nicht die ge„ringste Speise, sondern bloß magnetisirtes Was„ser mit etwas Wein vermischt. Magnetisch wird „das Wasser gemacht durch ein gewisses methodi„sches Reiben mit der Hand um den Boden des „Glases. Anderes Wasser will ihr schlechterdings „nicht bekommen **). — Aderlaß, Blutigel, Kräu„ter, deren Stelle auf dem Walle sie selbst ange„geben, und die sie durch das bloße Gefühl ihrer „Hand selbst aus andern Kräutern ausgesucht, sind „alle nach ihrer Verordnung bei ihr gebraucht wor„den. — Dr. Wienholt ist bisher das einzige aus„erwählte Rüstzeug, dessen körperliche und morali„sche Temperatur (denn beide gehören zur Sache) „ihn zu dieser heilsamen Operation tüchtig machen.

*) Gott gebe, daß es erfüllt werde, und daß es lange daure!

**) Wahrscheinlich wußte sie, welches Wasser sogenannt magnetisch gemacht war. Bei der Franklinschen Untersuchung kömmt auch folgender Umstand vor: „Sagte man dem Kranken, die magne„tische Tasse würde kommen; so bekam er bei je„der gemeinen Tasse seine Krisen, und trank hier„nach ganz ruhig aus der wirklich magnetisirten.“ B. Monatsschr. Jan. 1785, S. 29.

„Dr. Olbers ist mit Abfassung des Procès verbal,
„und Dr. Bicker mit dem Anschaun der Wunder-
„dinge, die vor seinen Augen vorgehen, beschäftigt.
„Doch ist beiden das Ausfragen der Patientinn
„vergönnt; welche Erlaubniß zwar auch allen und
„jeden neugierigen Besuchern gern gegeben wird,
„doch so daß nicht immer Antworten erfolgen.
„Noch vor wenig Tagen ist ein Freund vom Hause
„da gewesen, der sich mit Fleiß am Kopfende des
„Bettes so gesetzt hat, daß ihn die Patientin nicht
„in ihre verschloßnen Augen fassen konnten; die-
„sem hat sie auf seine Frage: von welcher Farbe
„sein Oberrok sei? nicht antworten können oder
„wollen. Hierauf, wie er aufgestanden, und sich
„vom Bette nach der Seite des Zimmers begeben,
„wohin offne Augen würden haben sehn können,
„ist es ihr eingefallen, daß der Oberrok grau wä-
„re *). — Dr. Dunze ist eingeladen, die Wun-
„derkranke zu besuchen. Da er aber die Bedin-
„gung

*) Das unmerkliche Sehen mit den halb verschloßnen Augen vermuthete schon H. Marcard (s. seine Antwort an Lavater). H. Ploucquet glaubte es auch zu bemerken, s. oben S. 129. Der hier im Briefe angegebne Fall ist vollends merkwürdig. Auch wird allgemein erzählt, daß als Madam Lavater die Stunde ihres Aufstehens vorausgesagt hatte, und ein Glied der Familie den Zeiger der neben dem Bette stehenden Uhr verrükte, sie sich nun in ihrem prophezeihten Aufstehn nicht nach der wahren Zeit, sondern nach der falsch gestellten Uhr neben ihr, richtete.

Digitized by Google

„gung gemacht: drei Zeugen selbst zu wählen, „von denen demnach die Familie verwerfen könnte, „wen sie wollte, mit diesen gewählten und gebil„ligten drei Zeugen aber ganz allein bei der Pa„tientin zu sein, und unter andern ihr ein beschrie„benes Papier, dessen Inhalt außer ihm Niemand„den bewußt wäre, in die Hand zu geben, ihr die „Augen zu verbinden, und ihr nunmehr durchs „bloße Gefühl zu errathen zu geben, was es für „eine Schrift sei: so ist dieser Vorschlag als beleidigend verworfen worden.*) — Mit einer andern „Patientin, eines Schiffers Tochter in der Neu„stadt, Namens Sch. die heftige epileptische Zu„fälle hat, und deren gewöhnlicher Arzt Dr. Ol„bers ist, hat, mit dessen Theilnehmung und Ge„nehmigung, Dr. Wienholt später dieselbe Kur „vorgenommen. Hier ist alles schnell erfolgt. — „Diese Kranke hat sich unter andern eine starke „Portion gestoßnen Ingwer und Safran mit Rha„barber verordnet. Hr. Olbers stellt ihr vor: das „würde ihr äußerst schädlich sein. Sie besteht aber „darauf; und man giebt ihr dann, ohne daß sie es „weiß, die Hälfte**). Aber siehe da! ein neues „Wunder! sie erräth es genau.

*) Man muß erwarten, ob Hr. Bicker dieses Faktum leugnen kann. Wichtig und merkwürdig ist die Sache in der That; und giebt einen sehr vortheilhaften Begrif von des Hrn. Dunze Scharfsinn und Beobachtungsgeist.

**) Also erlauben sich die Herren, von der Vorschrift der

„Die Aerzte bitten übrigens jedermann, doch „nicht zu frühzeitig zu urtheilen (denn es giebt hier „viele Ungläubige und Spötter), sondern den Er„folg abzuwarten*); und sie versprechen, erst dem „hiesigen Publikum im physikalischen Institut, „und dann auch der ganzen übrigen Welt, den gan„zen Prozeß vor Augen zu legen. Wirklich aber „haben sie nun, nachdem von einer unheiligen „Hand etwas davon in den Hamburger Korrespon„denten eingerükt worden, den bisherigen Ver„lauf nach Göttingen an die dortige Medizini„sche Fakultät, und nach Marpurg an Hr. Bal„dinger einberichtet, und sich daher Responsa „erbeten.

* * *

Um den alten Spruch: Es geschieht nichts Neues unter der Sonne, in Ehren zu erhalten; will ich noch einige Nachricht von der seltsamen Grille eines ältern Philosophen, die mit diesem Divinationsvermögen à la Puységur oder à la Lavater viel Aehnliches hat, beibringen. Ein gelehrter Verfasser hat schon in der Berl. Monatsschrift (1786 Februar, S. 160, f.) sehr richtig und scharfsinnig gezeigt: daß es schon einen Mesmerschen

der divinirenden Seele abzugehn? Der Arzt bleibt freilich dabei in Ehren; aber auch die Divination? — Zu errathen, was man entweder selbst beim Anblik erkennt, oder von Andern hört, ist auch eben keine Divination.

*) Das hat H. Bicker selbst nicht gethan.

chen Magnetismus vor Mesmern gab, daß man nehmlich schon ehemals (in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts) durch Streichen mit der Hand Krankheiten glaubte heilen zu können. Ich finde ihr, daß man schon ehemals ein Divinationsvermögen annahm, das vorzüglich bei Kranken, zur Angabe ihrer Heilung, wirksam seyn sollte; das aber freilich mit der Vernunft in Widerspruch stehe, und nicht anders als nach Bezwingung dieser Feindin Vernunft sich in wahrem Glanze zeige: — gerade, wie auch itzt erhitzte Phantasie und Delirium vorhergehen müssen, um die Divinationsgabe in Thätigkeit zu setzen.

Wer anders, liebes Vaterland, könnte es sein, als ein Deutscher, der auch diese Entdekkung zuerst machte, obgleich sie hernach andre Nazionen usurpirt haben *)? — Der, seines Fleißes und mancher Kummervollen Schiksale wegen, bekannte Arzt und Philosoph Andreas Rüdiger (oder Rüdiger) **)

*) Oder sollte ich etwa hier zu früh triumphiren, wie man es bei der auch von Deutschen zuerst gemachten Erfindung der Luftschiffahrt gethan hat? Sollte sich etwa auch bei dieser, wie bei jener Erfindung, zeigen: daß ein Jesuit doch noch dem Deutschen zuvorgekommen? S. Berl. Monatsschr. 1784 Februar, S. 131.

**) Eine ausführliche Nachricht von diesem seltnen und ehrlichen, aber etwas unruhigen und schwärmerischen Manne, der alle vier Fakultätswissenschaften studirt hatte, steht in Strodtmanns Historie der Gelahrtheit. (Jena, 1719. 4.) S. 494. in den Zusätzen S. 768. f. — R. war 1673 im Meißnischen geboren.

trägt diese Lehre in seiner großen lateinischen Logik vor, die er 1709 zu Halle unter dem Titel: de sensu veri et falsi herausgab. Ich will die Hauptstellen übersetzt hersetzen, woraus man mit Erstaunen die Uebereinstimmung seiner Ideen mit der itzigen Divinationstheorie wahrnehmen wird.

„Die Seele hat die Fähigkeit, gewisse dem Körper nöthige Wahrheiten zu diviniren, von Gott „erhalten. Ich beweise das Dasein dieser Fähigkeit, die Wahrheit ohne alles Räsonnement zu „treffen, aus der bekannten Erfahrung, daß die „Thiere ihre Speisen und selbst ihre Heilmittel „kennen. Nur ist hierbei vorzüglich zu merken: „daß dies Divinationsvermögen bei dem Menschen „nicht so klar und beständig ist, als bei dem Viehe; „und das offenbar darum, weil Gott dem Menschen die Vernunft gegeben hat. Diese Vernunft „verwirrt und stört die Divination der Menschen. Gleichsam zum Ersatz der Vernunft, „wodurch der Menschen sich in vielen Dingen zu helfen weiß, ist die Divination dem Viehe in viel „reinerem Glanze zugetheilt. Bei den Menschen „aber verdunkelt die Thätigkeit der Vernunft, wie „ein größeres Licht, das kleinere, und macht die „Regungen jener Fähigkeit unmerklicher". (Es ist in der That zu verwundern, wie der gute Mann die armselige Vernunft doch noch das größere, und die herrliche Divination nur das kleinere Licht nennt.) "Da aber oft die Menschen in Gefahren

„kom-

„kommen, wo die Vernunft nicht weiter reicht, „so hilft alsdann das Divinationsvermögen aus. „Man merkt dieses Licht der Divination am deut„lichsten bei Krankheiten, zumal den gefährliche„ern, wo es mit der Vernunft, die sonst jenes „Licht stört, so ziemlich aus ist. Alle Aerzte wis„sen, daß Kranke oft Speisen gefordert, die man „ihnen kaum zu geben sich getraute *), und daß sie „nach deren Genuß zum Erstaunen aller Zuschauer „sofort gesund geworden. Will man hiegegen ein„wenden, daß Viele auch nach solchen geförderten „Speisen gestorben; so antworte ich, daß man bei „genauer Untersuchung immer finden wird: der „Appetit dieser Leute sei nicht durch den rechten „Divinationstrieb, sondern durch Verstand oder „Vernunft gekommen". (Bravo!) "Darum „pflege ich immer nachzufragen: wie der Kranke „auf die Idee, z. B. von Heringen, gekommen? „ob er welche gesehn, oder nennen gehört? oder „durch Ideenverbindung darauf gebracht worden? „Ist dergleichen etwas, so verbiete ich es. Der „theurt er aber, er wisse schlechterdings nicht, wie

*) Gerade so wie Herr Bicker sagt S. 45: "Wenn „auch ihre Wahl zuweilen auf Mittel zu fallen „scheint, die der Arzt vielleicht nicht gewählt ha„ben würde; so sind es doch insgemein sehr wirk„same Mittel, und die Erfahrung lehrt, daß sie „ihnen gut bekommen." Vorzüglich wohl, wenn man ihnen nur die Hälfte von dem giebt, was sie fordern, s. oben S. 153.

„leb auf den Gedanken gerathen; dann lese ich ihn „lesen, und habe mit Erstaunen die schnellste Hei„lung davon gesehn. — Dieser innere Trieb wird „ganz frei von Irthum können erhalten werden, „wenn man nur genau dabei beobachtet, daß er ja „nicht aus Vernunft entstanden sei. Er, der „Trieb, muß schlechterdings durch keinen Gedan„ken veranlaßt sein; sonst wäre es ja kein reiner „Willenstrieb, und wäre ja nicht sicherer, als „jeder anderer unbedeutende Gedanke. — : Völ„lig ächt ist die Divination, wenn sie unsern Nei„gungen, Gewohnheiten, vorherigen Meinungen „und Hypothesen" (das heißt wohl: allem, was aus der Vernunft entspringt) "geradezu widers„spricht." — — (ed. Lipſ. 1722, p. 13—19.)

Wenn das Tollheit ist, so ist doch Methode darin*). Wenigstens muß man dem Mann seiner Ehrlichkeit wegen lieben, da er so gerade heraus die Divination der Vernunft entgegensetzt. Und so ist es auch recht; denn die halbe Vernunft taugt vollends nichts. Nach seiner Theorie weiß man doch, wie man mit den divinirenden Personen daran ist; ihr Seelenzustand liegt ganz außer dem Gebiete der Vernunft. Freilich könnte man den ehrlichen Rüdiger schikaniren: daß sein Divinationsvermögen auf der einen Seite das ist, was wir Andern Instinkt nennen, indem er die Exem-

pel

*) Though this be madneſs, yet there's method in't.
Shakespeare im Hamlet.

pel von Thieren, und an einer andern Stelle (p. 16, §. 46) auch von neugebornen Kindern, die gleich ohne Unterricht zu saugen verstehn, anführt; und daß auf der andern Seite diese Divination eine wahre unmittelbare göttliche Eingebung zu sein scheint, weil im natürlichen Laufe der Dinge kein unveranlaßter Gedanken in dem Kopf eines Menschen sich entwickeln kann. Die Divination würde also nach Ridigers Theorie zwei Extreme mit einander verbinden: den Zustand des unvernünftigen Viehes, und der begeisterten Propheten. — Indeß, diese Schwierigkeit abgerechnet, scheint mir das System doch sehr in sich zusammenhängend; und es ist ohne Zweifel das beste, welches die Desorganisirer annehmen können. Wundern würde sich aber der gute Mann, wenn er sehen könnte, wie hoch die Kunst nach seinem Tode gestiegen: da man das, was er nur beobachtete, itzt als ein Experiment täglich zu machen versteht: da nicht bloß ein Nothfall, oder Todesangst, oder Wahnsinn, oder die unmittelbar lenkende Hand Gottes, sondern ein ganz simples Verfahren, bloß das Reiben an empfindlichen Theilen des weiblichen Körpers, die wunderbare Divination hat vorbringen kann, deren Entstehung und Natur zu erklären er sich so sauer werden ließ. Aber zürnen würde er auch mit den itzigen Praktikern, daß sie seine Theorie nicht im ganzen Umfange annehmen. Und mich dünkt, mit Recht. Denn es

ist

ist doch, da der Himmel der Divination gewiß außer den Gränzen der Vernunft liegt, und man nur durch das Fegefeuer der Konvulsionen und des Deliriums dahin gelangen kann, ein offenbarer Fehler der itzigen Magnetisirer, daß sie ihre Kranken noch ein wenig im Gebrauche der irdischen störenden Vernunft lassen. Es ist doch unstreitig, daß diejenige Divination die reinste und ächteste sein muß, die (nach Ridigers Theorie) am wenigsten mit Verstand oder Vernunft gemein hat, die am meisten den bis itzt gehegten Meinungen und Urtheilen des Menschen widerspricht, und deren Aeußerungen weder durch sinnliche Eindrükke, noch Erinnerung, noch Ideenverbindung, noch Gewohnheit veranlaßt worden. Herr Lavater und Herr Mienholt mögen also wohl zusehn, was sie thun, wenn sie ihren Kranken die von diesen vorgeschriebne Diät und Medizin so hingehn lassen, da diese Vorschriften sich doch wahrscheinlich noch immer etwas auf Verstand und Ideenverbindung gründen; ich fürchte, sie können ihnen leicht gefährlich, ja gar tödtlich (s. oben S. 157) werden. Nein, alle Vernunft muß hierbei ganz weichen! Und wenn Madam Lavater und die bremischen Jungfern sich erst Rezepte, ohne alle veranlassende Gedanken, und gegen ihre vorigen Meinungen und Gewohnheiten, diktiren; alsdann, in dieser höchsten Reinigkeit der Divination, zu deren Hervorbringung vielleicht noch stärkere Manipulationen

Digitized by Google

nen gehören, alsdann werden die gesegneten Wirkungen der Desorganis. erst recht glänzend erscheinen!

Berlin,
den 21. Jänner 1787. Thomas Akatholikus.

5.

Nachricht von den hinterlassenen Manuskripten des Königs Friedrich II.

Bei der Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften.

Berlin am 30sten November 1786. *)

Meine Herrn! Der Beschäftigung mit den Wissenschaften verdanke ich bis itzt die angenehmsten Stunden meines Lebens. Aus Geschmak und aus Patriotismus fand ich Vergnügen darum, meine litera-

ras

Messieurs! La Culture des Lettres a fait jusqu'ici l'occupation la plus douce de ma vie. Et par gout, & par patriotisme, je me suis plû à consacrer mes veilles &

mes

*) Wir glauben, daß es unsern Lesern angenehm seyn werde, wenn wir ihnen von dieser für das ausländische Publikum gewiß nicht minder als für Deutschland wichtigen Vorlesung außer der Uebersetzung auch das französische Original, so wie wir es aus den Händen des Herrn Verfassers erhalten haben, mittheilen.

Digitized by Google

rarischen Arbeiten Gegenständen zu widmen, deren Bearbeitung meinen Mitbürgern Nutzen versprach. Ich habe die Freude gehabt, einigen Beifall zu finden. Aber die schmeichelhafteste Belohnung meiner Bemühungen erhalte ich heut, durch den Zutritt zu diesem Heiligthume der Talente und der Kenntnisse.

Ich bitte Sie, Meine Herrn, von meiner Dankbarkeit und von dem Eifer überzeugt zu seyn, mit dem ich mich unabläßig bestreben werde, die mir von Ihnen erwiesene Ehre zu rechtfertigen.

Und in der That, welchen Antrieb zur Nacheiferung muß mir nicht Ihre Belehrung und das Beispiel eines Ministers gewähren, der eben so verehrungswerth durch den Umfang und die Wär-

tref-

mes études à des objets qui pussent être utiles à mes Concitoyens. J'ai eu la satisfaction d'obtenir quelques suffrages. Mais la récompense la plus flatteuse que je recueille de mes efforts, c'est de me voir admis aujourd'hui dans ce Sanctuaire des Talens & des Connoissances.

Daignés être persuadés, Messieurs! de ma réconnoissance & du Zèle avec lequel je travaillerai sans relâche à justifier l'honneur que Vous me faites.

Et quels motifs d'émulation ne puiserai-je pas dans Vos Conseils & dans l'Exemple d'un Ministre aussi respec-

treflichkeit Ihrer Einsichten ist, als durch Seine dem Vaterlande geleisteten Dienste!

Wenn zahlreiche Geschäfte mir nicht verstatten, Sie mit meinen eignen Gedanken so oft als ich wünschte zu unterhalten; so darf ich dagegen versichern, daß ich Sie reichlich entschädigen werde, indem ich Ihnen von Zeit zu Zeit einige Fragmente vorlege, die gewiß Ihnen eben so sehr als unserm Jahrhundert und der spätesten Nachwelt unschätzbar seyn werden.

Ja meine Herrn, Friedrich Wilhelm, selbst zu groß, um nicht den Großen Mann, dessen Krone Er erbte, nach seinem Werthe zu schätzen, zu bewundern, und seinen Verlust zu bedauren, vergönnet gern, daß ich Ihnen von Friedrichs hinterlassen

respectable par l'Etendue & la Superiorité de ses lumiéres, que par les Services qu'il a rendus à la Patrie.

Si de nombreuses occupations ne me permettoient pas de Vous entretenir de mes propres pensées aussi souvent que je le désirerois, j'ose dire, que je Vous en dédommagerai amplement en Vous offrant de tems en tems des morceaux qui seront aussi precieux pour Vous qu'ils le seront sans doute & pour notre Siécle & pour la posterité.

Qui! Messieurs! Frédéric Guillaume trop grand Lui même, pour n'avoir pas su apprécier, admirer, & pleurer le Grand Homme qui lui a transmis la Couronne, veut bien que je Vous communique ce que

le

lassenen Schriften, ehe sie in die Hände des Publikums kommen, einige Proben mittheile.

Die Wichtigkeit des Stofs, die Mannigfaltigkeit der Materien, die Vielfachheit der Gegenstände, welche dieser unermüdete Geist behandelt hat, müssen gewiß eben so viel Interesse als Erstaunen erregen. Urtheilen Sie selbst darüber, meine Herrn, nach folgender kurzen Anzeige dieser Manuskripte:

1. Geschichte des siebenjährigen Kriegs.
2. Abhandlung über die Unschädlichkeit der Irrthümer des Verstandes.
3. Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Europäischen Staaten.
4. Geschichte meines Zeitalters; in zwey Bänden.

f.

le Public en jouisse, quelques Echantillons des Ecrits qu'a laissé Frédéric.

L'importance des Sujets, la variété des matiéres, la multiplicité des objets, que cette ame infatigable a traités, n'intéresseront pas moins, qu'elles étonneront.

Jugés en, Messieurs! par la Notice succincte de ces Manuscrits:

1. La guerre de sept ans.
2. Dissertation sur l'innocence des Erreurs de l'Esprit.
3. Considérations sur l'Etat présent des Corps politiques de l'Europe.
4. Histoire de mon tems. Deux Volumes.

f.

Digitized by Google

5. Denkwürdigkeiten, seit dem Hubertsburger Frieden bis zum Ende des Theilungstraktats von Polen.
6. Denkwürdigkeiten des Krieges vom Jahre 1778.
7. Drei Bände vermischter Gedichte.
8. Mehrere Hunderte von Briefen verschiedner Gelehrten nebst den Antworten des Königs.

Um zu erklären, wie ein so beschäftigtes und thatenvolles Leben, als das des Hochsel. Königs, ihm noch Muße genug lassen konnte, um den Musen soviel zu opfern muß man die Auflösung des berühmten Präsidenten, der die Zierde und der Stolz dieser Akademie war, zu Hülfe nehmen:

Friedrichs Augenblikke hatten den Werth von Jahren.

Berlin. von Wöllner.

5. Mémoires depuis la Paix de Hubertsbourg jusqu'à la fin du partage de la Pologne.
6. Mémoires de la guerre de 1778.
7. Trois volumes de Poesies diverses.
8. Quelques centaines de Lettres de plusieurs Savans avec les réponses du Roi.

Pour expliquer, comment une vie aussi active, aussi remplie que l'a été celle du Roi defunt, a pû lui laisser assés de loisir, pour sacrifier autant qu'il l'a fait aux Muses; il faudra récourir à la Solution de l'Illustre Président qui fut l'ornement & l'honneur de cette Académie:

C'est que les momens de Fréderic valoient des années.

6.

Ueber einige Nachrichten von dem Leben des Höchstsel. Königs.

Die B. Monatsschrift hat im November vor. J. (S. 445, f.) einige Wünsche in Rükſicht auf eine Biographie von König Friedrich II. geäußert. — Sie erwähnte schon damals der ungemeinen Sensation, die dieser Todesfall unter allen denkenden Menschen verbreitet hat, und welche auf der einen Seite von der Größe des Mannes zeugt, der einen so allgemeinen Eindruk verursachen konnte, auf der andern Seite aber auch zeigt, daß unser Zeitalter noch gefühlvoll genug ist, um diesen Eindruk innig zu empfinden. Seitdem sind, vorzüglich aus entfernten Orten, noch mehr Denk- Gedächtniß- und Lobschriften auf den Höchstsel. König erschienen. Es erwekt eine besondre Empfindung, die Menge derselben zu übersehen. Christen von allen Religionsparteien, Juden, und andere Glaubensgenossen, Geistliche und Krieger und Staatsmänner und Bürger, Deutsche und Abkömmlinge fremder Nationen, gute und schlechte Schriftsteller, Dichter und Prosaisten, haben sich in die Wette beeifert, den großen Gegenstand, jeder nach seiner Art, zu schildern. So ist es in den Ländern der Preußischen Monarchie nicht bloß, sondern auch im Auslande, wo entfernte Völker,

und

und Freistaaten, und fremde Reiche Theil an dieser erschütternden Begebenheit nahmen. So wie bei Friedrichs Lebzeiten der Reisende fast allenthalben Sein Bildniß antraf, selbst in Gegenden, wohin man kaum Seinen Ruhm, und in andern, wohin man Seine Liebe nicht verbreitet glauben sollte; so häufig und fast gleich unvermuthet findet man itzt nach Seinem Tode Gedächtnißschriften auf Ihn aus den entlegensten Orten. Zwar zum Theil eben so unrichtig, als jene Bildnisse oft untreu waren; aber doch, eben so wie diese, Zeichen der Achtung und der Theilnehmung.

Von der mittheilenden Gnade des Herrn Grafen von Hertzberg Excellenz, dem diese Schriften aus allen Gegenden Europas haufenweise zugeschikt worden, habe ich itzt einen großen Theil derselben vor mir. Es ist unmöglich, ihrer alle zu erwähnen. Nur ein paar der neuesten von den auswärtigen Schriften will ich anzeigen. — Die wichtigste ist wohl die zu Wien erschienene, ganz im römischen Lapidarstil gearbeitete und sogar mit den Buchstaben und der Interpunktion der alten Inskriptionen gedrukte, Gedächtnißschrift, des Titels: D. M. FRIDERICI II. S. Der Verfasser ist Herr Joh. Melchior von Birkenstok, ein gebohrner Mainzer, kais. königl. Hofrath und Mitglied der Büchercensurkommission zu Wien *). Mit

M 2 kraft

*) Die Verdienste dieses gelehrten Mannes schildert ausführlich Herr Nicolai in der Beschreibung seiner Reise, Bd. III, S. 364.

kraftvoller Kürze und gröſtentheils mit sehr glüklichem Ausdrukke findet man hier alle groſse Eigenschaften und die ausgezeichneten Begebenheiten des Königs geschildert. Es ist ein angenehmes fortrüllendes Gemälde, das von Seiner Jugend, als Kronprinz, anhebt, sich durch die Thaten Seiner Kriege, Seine Einrichtungen im Frieden, Seine Verdienste um Wissenschaften und Menschheit, die Züge Seines Charakters und Lebens fortbewegt, nichts merkwürdiges unberührt lässt, und mit gleich erhabnen und rührenden Empfindungen über Seinen Verlust endigt. Vortreflich, und würdig unser aufgeklärten Zeiten, würdig des Lobredners Friedrichs, ist die Freimüthigkeit, womit der Verfasser es schildert, daſs Friedrich die deutschen Musen zu sehr mißkannte und verachtete. Aber nicht mit derselben edlen Unparteilichkeit hat der Herr Verfasser die groſsen Thaten unsers Königs vorzustellen gesucht, wodurch Er, gerecht und uneigennützig, mit Gefahr und Aufopferung, die Wagschale Deutschlands im Gleichgewichte erhielt, andern Fürsten ihr Erbtheil, und unserm Ehrwürdigen Vaterlande seine Verfassung sicherte, ohne Vortheil für Sich ja ohne Schadloshaltung zu erlangen noch zu begehren. Nach der Angabe des Verfassers soll der Bairische Erbfolgekrieg, und der Edle deutsche Fürstenbund, aus Eigennutz des Königs — welche Vorstellung! — veranlaſst worden sein. Die Stimme der Wahrheit in ganzen

gen aufgeklärten Deutschlande wird hier gewiß gegen den Verfasser reden. — Desto preiswürdiger ist die Unparteilichkeit, womit unser patriotischer Staatsmann, Herr Graf von Herzberg, dem Verdienste dieser Schrift dennoch Gerechtigkeit widerfahren lassen, und selbst einen Abdruk derselben hier veranlasset hat *).

Ein andres interessantes Büchlein über diesen Gegenstand ist die Lobschrift des Herrn Laureau **). Auch diese enthält eine kurze Schilderung von Friedrichs königlichem und Schriftsteller-Leben; und dann folgen räsonnirende Bemerkungen über Seinen Charakter. Die Vorstellung von den Mächten gegen welche unser König so lange stritt und so glorreich siegte, ist wahrheitliebend und unparteiisch; auch manche Betrachtung über Staatenregierung und Menschenschikfal, freimüthig und edel. Das Ganze liest man mit Vergnügen, obgleich man zuweilen auf Deklamation und zu gekünstelten rednerischen Schmuk stößt. — Als Merkwürdigkeit

*) Bei Fr Nikolai, auf 2½ Bogen in gr. 8. Mit einer deutschen Uebersezung und einer Nachschrift.

**) Eloge de Frédéric, Roi de Prusse, Electeur de Brandebourg. Par Mr. *Laureau*, Ecuyer, Historiographe de Monseigneur Comte d'Artois. Paris, 1786, 8. — Die Fehler in der Orthographie deutscher Namen sind desto auffallender, weil dieser Verfasser sonst von deutschen Sachen wohl unterrichtet zu sein scheint. Er schreibt aber Schuverin, Klein (Keith), Schednitz (Schweidnitz), u. s. w.

Digitized by Google

nenne ich noch ein spanisches Gedicht auf den Tod des Königs, von einem Verfasser, der seit dem zweiten Jahre seines Lebens völlig blind ist. Das Gedicht ist in den gewöhnlichen sechssilbigen reimfreien Jamben, und gewiß herzlich gut gemeint; schildert auch die bekannten Kriegs- und Friedenstugenden des Monarchen ziemlich umständlich; hat aber sonst weder an Einkleidung noch Gedanken das geringste Vorzügliche *). — In Italien ist der Buchhändler Spekulationsgeist schon rege, um von der allgemeinen Sensation, die jedes europäische Publikum in Absicht König Friedrichs empfindet, Vortheil zu ziehen. Der Buchhändler Pitteri zu Venedig hat ein Ankündigungsblatt vom 30. Dezemb. 1786 ausgegeben, worin er das nächstens bei ihm erscheinende Leben des Hochsel. Königs (la Vita di Federico II. Re di Prussia) anzeigt. Es ist sogar schon unter der Presse, und soll vier Bände, mit Kupfern geziert, (jeder Band zu 3 Venez. Lire

*) Der Titel heißt: El Heroe del Norte. Endecasilabos, que con motivo de la muerte de Federico Segundo, Rey de Prusia, escribia *Don Joseph Maria de Meràs y Alfonso*, que desde la edad de dos anos quedò absolutamente ciego de las viruelas. En Madrid, 1786, klein 4. — Ein Schäfer an der Spree (el Esprée) erzählt: er habe an diesem reißenden Fluß auf einem Felsen gelegen, und da eine Erscheinung gehabt, u. s. w. — Schweidnitz heißt hier Esquevennir; Lowaßitz Louwasitz, u. s. w. Auch Arnol, der bekannte Müller Arnold, kömmt vor.

Digitized by Google

Hire im Preise) enthalten. Er verspriche sich zwar denselben allgemeinen Beifall, den die bey ihm erschienenen Lebensbeschreibungen des Russischen Kaisers Peter I und des Schwedischen Königs Karl XII erhalten haben, und den sein jährlicher Abriß von Begebenheiten (Storia dell' Anno), der nun schon zu 66 Bänden angewachsen ist, noch hat. Er versichert zwar, daß der Verfasser des angekündigten Werks schon seit 6 Lustren (30 Jahren) in dem Fache der Lebensbeschreibungen herumwandert ist, daß er seit 1779 darauf gesammlet, und durch Korrespondenzen und sonst viele wichtige Nachrichten erhalten hat. Indeß läßt die Eilfertigkeit, womit das Werk schon itzt gedruckt wird, und vorzüglich die Unbekanntschaft mit den wahren Quellen dieser wichtigen Geschichte, welche doch sicherlich nur ein Deutscher schreiben kann, nichts Gutes erwarten; und es ist ein neuer Beweis der patriotischen Aufmerksamkeit des Herrn Kabinets-Ministers Grafen von Hertzberg, daß Er einen kleinen Artikel nach Venedig geschikt hat *), um,

 soviel

*) Derselbe ist folgender: Comme on annonce de plusieurs endroits des ouvrages, qu'on veut faire publier en Italie sur la vie du feu Roi de Prusse, il seroit à souhaiter, que les Auteurs *ne se précipitassent pas* à publier quelque chose de *trop imparfait*, faute de Materiaux, *qu'ils ne peuvent pas avoir*; mais qu'ils attendent *l'Histoire du feu Roi, écrite de sa propre main*, & qui sera publiée à Berlin dans le cours de l'année; où que, s'ils sont trop pressés, ils se pourvoyent du moins de *bons ouvrages*, qui ont paru en *Allemagne* sur la vie du Roi, sur-tout à Leipzig.

Digitized by Google

sonnt an Ihm ist, die überwitzten italiänischen Lobeserhebungen zu verhindern, aber wenigstens in etwas zu verbessern.

Diesem großen Staatsmanne verdankt die Welt die Schilderung des Königs als Staatsmann und Wohlthäter Seiner Länder: eine Seite im Charakter Friedrichs, welche Europa mit Bewunderung und beinahe mit Erstaunen zuerst aus den unvergeßlichen Blättern Hertzbergs genau kennen lernte. Auch das letzte nicht minder wichtige und thatenvolle Lebensjahr des großen Königs, hat der patriotische und gelehrte Minister, in der neulichen feierlichen Versammlung der Akademie der Wissenschaften *) auf die gewohnte Art geschildert; aber zugleich auch dabei einen vortreflichen Abriß von dem ganzen Staatsleben des Königs (tableau politique) gegeben. Wenn ein vielleicht

*) Die Versammlung war am Donnerstage den 25. Jänner, wo ehemals der Geburtstag des Königs pflegte gefeiert zu werden, wo aber auch zugleich der Stiftungstag der Akademie eintrift. Diese Feierlichkeit mußte die Akademie an ihren ehemaligen großen Stifter und an ihren itzigen königlichen Beschützer erinnern. Interessant und rührend war das vom Geheimenrath Formey, der Sitte nach, verfaßte Eloge academique des Königs. Sehr ingeniös und merkwürdig war die Idee des Astronomen Bode, ein bisher noch nicht völlig bestimmtes Sternbild nach Friederich zu benennen. Und unser Ramler las seine treffliche neue Kantate auf die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms des Geliebten vor.

fächsiger Staatsminister, ein Freund des großen Königs, und ein Genosse Seiner politischen Arbeiten, redet; so weiß das Publikum, daß es Wahrheit und Genauigkeit erwarten kann. Und doppelt freut es sich zu der richtigen Benennung des wichtigen Gegenstandes, wenn es, wie hier der Fall ist, den hohen Verfasser schon längst als tiefforschenden Gelehrten und gründlichen Schriftsteller kennt.

Und dennoch — so schätzenswerth diese vortreffliche Abhandlung des Verehrungswürdigen Staatsmannes auch ist, welche hoffentlich nächstens in öffentlichem Druk erscheinen wird, — dennoch giebt es eine Schilderung und Lebensbeschreibung König Friederichs, welche noch merkwürdiger und wichtiger ist: nemlich von Ihm Selbst. Was sonst nur dunkle Vermuthung war (Novemb. 1786, S. 454), ist itzt, wie die Leser aus dem vorhergehenden wichtigen Aufsatze (Nr. 5) wissen, Gewißheit. König Friedrich Wilhelm hat mit Seiner gewohnten Huld und der schon in mehrern Proben von Ihm bewiesenen Beförderung der Publizität, es erlaubt, daß die hinterlassenen Werke Seines großen Vorfahrs öffentlich gedruckt werden. — Wir können hierüber noch eine Nachricht des Herrn Grafen von Herzberg Excell. mittheilen. Derselbe hat im Geheimen Archive das von des Königs eigener Hand geschriebene Original der Memoires de Brandebourg gefunden, so wie

es bis auf die Epoche vom J. 1742 gedrukt ist. Gunzer aber auch unter eben dem Titel, als zweites und drittes Band der Memoires, die eigene Geschichte des Königs, vom J. 1746 bis zum Schluß des Teschner Friedens, im J. 1779. Dies letzte ist dasselbe Werk, wovon sich eine etwas veränderte Abschrift, unter dem Titel: Histoire de mon tems, unter den Manuskripten findet (s. S. 164); und welches zuerst dem Drukke wird übergeben werden. Es ist mir dem vollgültigen Urtheil des kompetentesten Richters in dieser Sache zu reden: „ein vortrefliches Werk, völlig im Geschmak des Thucydides geschrieben; mit der größten Unparteilichkeit und Bescheidenheit.“ Um diesen richtigen Kenneranspruch zu beleben, las der Herr Graf von Herzberg, in der erwähnten Sitzung der Akademie, zugleich die Einleitung (Avant-propos) dieses wichtigen Werkes vor, worin die Erhabenheit und der Edelmuth wahrer königlicher Gesinnungen das Herz erheben und rühren. Die Stellen, wo der große Verfasser von Sich redet, und den tapfern Kriegern, welche Ihm Seine Siege erfochten haben, ein Ehrendenkmal setzt, wo Er die Nachwelt und die Wahrheit allein als Richterinnen über die bei ihrem Leben so oft geschmeichelten Könige ernennt; wo Er die Wahrheit der Geschichte so richtig aus dem Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller bestimmt, und Sich daher, als Zeitgenoß und mithandelnde Person, für verpflichtet ansieht, diese

von Ihm mit Recht äuſſerſt merkwürdig geſchilderten Begebenheiten zu beſchreiben; wo er von den wichtigen Rükſichten eines Monarchen redet, deſſen Handlungen auf das Glük oder Unglük Tauſender Einfluß haben: alle dieſe und ſo viele andere merkwürdige Stellen müſſen das Herz jedes Unterthans, und jedes gefühlvollen Menſchen, wo möglich, noch mehr mit Bewunderung gegen den Großen Fürſten erfüllen, der ſo dachte und ſchrieb; — und mit Dank und Liebe gegen den Gütigen König, der gleich groß empfindend und denkend, ſofort willigte die Bekanntmachung dieſer wichtigen und lehrreichen Schriften erlaubte!

B.

7.

Nachricht von der Röllingſchen Harmonika.

Es wäre unpatriotiſch und unrecht, ein in Berlin zu Stande gebrachtes vortrefliches Kunſtwerk in der Berliniſchen Monatsſchrift unerwähnt zu laſſen; zumal ein ſolches, das, durch glükliche Erfindung, eine vollkommnere Befriedigung unſers edelſten und feinſten Sinnes gewähre. — Es iſt ſchon einmal (S. Monatsſchr. 1783 Jul. S. 23) der Harmonika, bei Gelegenheit ihres erſten Erfinders

finders, des großen Benj. Franklin, gedacht, und dabei auch der treflichen Spieler derselben bei uns, Herr Röllig, genannt worden. Auch haben wohl die meisten Leser selbst Gelegenheit gehabt, dies unbeschreiblich schöne Instrument zu hören, das an Süße und Zartheit des Tons alles, und selbst die menschliche Stimme, übertrift. Aber wohl nur wenige wissen, welche Gefahren es für den spielenden Meister hat. Jeder Hörer erfährt die schmelzende Allgewalt, mit welcher die Harmonika zum Herzen spricht; und schon manche schwächere Personen haben dies Meer von Entzükkungen nicht zu lange ertragen können. Wie stark muß nun nicht diese Wirkung auf den Spielenden sein, welcher, beim Ueben, beim Phantasiren, beim Setzen, beim öffentlichen Spiele selbst, also viel öfter, und immer mit geschärftern angestrengtern Sinnen, dem Eindrukke des Instruments offen stehet! Und so ist es auch in der That: und zwar nicht bloß in Rükksicht des Hörens; sondern noch viel stärker bei der Wirkung auf das Gefühl. Denn die unglaublich stark und anhaltend verbreiteten Schwingungen, die aus den sanft bestrichenen Glasschalen*) hervorzittern, bringen durch die Fingerspitzen, eine solche Erschütterung in den Nerven

*) Ich gebe ihnen, mit Herrn Röllig, diesen Namen; denn sie haben mehr die Gestalt flacher hoher Schalen, als Glokken.

nem hervor, daß ein leidenschaftlicher und unvorsichtiger Spieler die fürchterlichsten Folgen davon zu befahren hat. Das Spielen mit bloßen Fingern ist das eigentlich Schädliche; und ist sicherlich auch die wahre Ursache, warum die bekanntesten Tonkünstler auf diesem Instrumente dasselbe nie lange exkolirt haben. Die Jungfer Davis, die zuerst in Europa die Harmonika spielte, ging bald davon ab; und Fritz ehemals der beste Spieler des Instruments, hat es gleichfalls angegeben, und lebt itzt müssig in London. Es ist sonst nicht zu erklären, wie ein so bewundertes Instrument von Tonkünstlern, die dasselben nun ganz mächtig sind, freiwillig wieder aufgegeben wird. Ist dies aber die Ursache, so war es in der That unmenschenfreundlich, dieselbe zu verschweigen, da man sie zum Warnung der nichts ahndenden Enthusiasmusvollen Virtuosen hätte bekannt machen sollen.

Ein ähnliches Schicksal überfiel daher auch unsern Röllig. Mehrere deutsche Oerter haben sein vortreffliches Spiel bewundert. Aber, indem er Andern Freude gab, bereitete er sich selbst Schmerzen. Er erlitt Nervenzufälle, die ihn ganz unglaublich und auf viele Jahre schmächten. Anfangs konnte Er die Quelle seiner Leiden nicht errathen; aber endlich fand er nur zu gewiß, sein Feind sei sein bis itzt geliebtester Freund: sein Instrument. Traurig sah er sich gezwungen, demselben zu entsagen. Aber immer blieb seine

Liebe

Liebe dazu bei ihm lebendig; und sein bekanntes Künstlerfeuer führte ihn zu dem Entschlusse, nicht zu versuchen zu lassen, wodurch dies herrliche Instrument unschädlicher und überhaupt für die Musik dauerhafter gemacht werden könnte. — Seitdem mehr als fünfjährigem Nachsinnen und Arbeiten, ist sein Unternehmen vollendet; und ich glaube, man wird die Beschreibung dieser Erfindung mit Vergnügen hier lesen. Der Künstler hat dem Instrumente eine Tastatur untergelegt, die alle Nüancen des Druckes verträgt, den Schwingungen der bewegten Schalen nicht das mindeste Hinderniß entgegen setzt, die Erschütterungen aber für den Spielenden vermindert, und doch alles liefert, was im strengsten Verstande von diesem Instrumente verlangt werden kann.

Da man aber seit geraumer Zeit angefangen hat, allgemein von der Harmonika Meinungen zu verbreiten, die nicht in ihrer Natur gegründet sind; so soll hier der Standpunkt etwas näher angegeben werden, von welchem Herr Röllig ausging, um die Natur des Instrumentes zu bestimmen, ehe er die Form zeichnete, und den Mechanismus entwarf, wornach er sie umgeschaffen hat. Diese Angabe wirs meistentheils mit den eigenen Worten des Künstlers geschehen. — Der Hauptcharakter der Harmonika ist — wie Er sagt, und wie ihm gewiß jeder gefühlvolle Hörer gestehen wird, — die für jedes andere Instrument, so wie für die Sing-

gestim-

gestimme selbst, unerreichbare Schönheit des Tons; dessen Entstehen, Wachsen, und Verschwinden durch alle Stufen von Schwäche und Stärke durchgeführt werden kann. Ihr Ausdruck ist innigstes Gefühl, hochgestimmte Leidenschaft, und Majestät; wobei nicht so schnell die Klänge selbst gewechselt, als vielmehr modifizirt werden. Aus diesem Grunde sind schnelle Passagen und Rouladen, so wie das Allegro, kein Werk der Harmonika; wer Dinge dieser Art von ihr verlangt, verkennt sie ganz, so wie die Eigenschaften ihres Schwesterinstruments. Ihre Spielart gehört in die gebundene Kantposition, und eigentlich dahin, wodurch die unerwarteten Resolutionen der Dissonanzen, die Harmonie einer täuschenden Wendung nimmt. Sie verträgt den Triller; und unterwirft sich allerdings auch einem strengen Takte; äussert aber vorzüglich nur da ihre Allgewalt am meisten, wo keine genau vorgeschriebene Zeit ihr Schranken setzt. — Nach diesen Grundlinien kann man sich einigermaßen vom Ganzen eine richtige Uebersicht verschaffen, und das Ziel finden, nach dem Er während seiner Arbeit hinstrebte. — —

Nun zur Beschreibung des Röllingschen Instruments*). Wer diesen Künstler schon sonst

auf

*) Es ist offenbar viel schicklicher, diese neue vervollkommnete Harmonika die Röllingsche zu nennen, als etwa, wie Einige vorgeschlagen, die Klavierharmonika. Die Anwendung des Klaviers ist bei der

auf seiner ehemaligen Harmonika hat spielen hören, wird die Vortrefflichkeit seines Spiels, die Richtigkeit seines Gefühls in Bestimmung der für das Instrument gehörigen Schart, aber auch zugleich den unbeschreiblich schönen und reinen Ton, den Er aus seinen Glasschalen ziehn kann, bewundert haben. Dieses letztere unterscheidet sein Instrument sehr von allen ähnlichen, die man bisher gehört hatte. Diese Schönheit und Reinheit des Tons kömmt sehr auf die Form der Schalen an, auf ihre Stimmung, ihre Temperatur, und endlich auch auf die Art ihrer Befestigung an der Spindel, damit durch kein Schwanken der Schale die Schwingung des Tons gestört, oder durch seine ungleichartige Bewegung derselben der Finger

derselben nicht unumgänglich nothwendig; sondern sie kann, wie oben gesagt wird, auch noch immer mit bloßen Fingern gespielt werden. Auch hat Herr Röllig um die bessere Einrichtung der Schalen selbst ein großes Verdienst. Und endlich haben schon Andere, als in Leipzig, Dresden, Görlitz, und selbst Berlin, unternommen, der Harmonika eine Taskatur zu geben; in deren Vergleichung mit der Röllig'schen Erfindung ich mich nicht einlassen werde, um für die letztere nicht zu parteiisch zu scheinen. Um nun das Instrument, welches oben beschrieben wird, welches nächstens in Deutschland allgemein bekannter, und sicherlich auch sehr bald häufig nachgebildet werden wird, mit einem genau unterscheidenden Namen zu charakterisiren: ist sicherlich die Benennung Röllig'sche Harmonika die bequemste.

ger des Spielenden beschwert werde. Es gehörte der ganze Künstlersinn und das anhaltende Studium eines Röllig dazu, um alle diese zur Schönheit des Tons erforderlichen Eigenschaften seinen Schalen zu geben. Er ist dazu gereiset (wie Er denn die meisten Glashütten in Ungarn, Böhmen und Deutschland besucht, und sich an einem Orte, wo er einen geschikten Arbeiter fand, Jahre lang aufgehalten hat); er hat die Schalen in ungemein großer Anzahl verfertigen, und wenn er (wie oft geschah), ungeachtet der genauesten Angabe und bei keinem sichtbaren Fehler, dennoch einen andern als den erwarteten Ton aus derselben hörte, sie ändern, beschleifen, u. s. w. lassen; bis es ihm endlich gelang, 42 *) genau zu einander passende Schalen herausgebracht zu haben. Er sann beständig auf die Vervollkommnung seines Instrumentes nach, las alles darüber geschriebene; beurtheilte, verglich, verbesserte, die Methoden und Erfindungen Anderer, u. s. w. — So entstanden die schönen Instrumente, die er aus der reichen Anzahl seiner Schalen verfertigen konnte, und von denen unter andern der Herr Rittmeister von Massow vom Re-

*) Hr. Röllig giebt nehmlich seinen Harmonikas den Umfang von 3 und einer halben Oktave, vom ungestrichnen C bis zum dreimal gestrichenen F. Jeder Ton und Halbton hat seine eigene Schale; und zum Unterschiede haben die Schalen der Semitonien einen goldenen Rand.

Regiment Gensd'armes in Berlin (der mit wahrem Künstlertalent als Liebhaber die Musik übt) eines besitzt.

Dieser seiner Harmonika gab Röllig nun noch die Tastatur, und vollendete dadurch sein Verdienst um dies treffliche Instrument. Ich kann als Zuhörer nur von dem vollkommneren mächtigern, und dabei doch gleich schönem und zarten, Ton reden; was der Spielende, durch die verminderte Erschütterung der Nerven, dabei gewinnt, zeigte mir deutlich Hrn. Rölligs Beispiel, welcher sich sorgfältig hütet, sein Instrument mit bloßen Fingern zu berühren, und uns doch geraume Zeit durch diese neue Harmonika entzückte. Von dem Unterschiede des Tones hatte ich desto lebhaftere Empfindung, da ich die Wirkung beider Instrumente gleich nach einander genoß, und sie daher desto besser vergleichen konnte. Herr von Massow hatte nemlich die Gefälligkeit, uns sein meisterhaftes Spiel auf der Röllig'schen Harmonika ohne Tasten hören zu lassen; und so vorbereitet hörten wir nun das neue Instrument von Herrn Röllig behandelt. — Die zugleich größere Stärke und Macht des Tones ist natürlich. Denn man kann auf den Tasten viel bequemer eine Menge Töne zugleich umfassen, und die Klaves viel heller ansprechen lassen, viel länger drükken, selbst viel stärker anschlagen, als es mit den Fingern auf den Glasschalen möglich ist; man würde hierbei nicht bloß eine zitternde, sondern

selbst

selbst hochfliegende Bewegung der Hand erfahren; die Gläser vielleicht zersprengen, und dennoch jene Stärke nicht hervorbringen. Aber bei dieser itzt zu bewirkenden Stärke läßt sich noch eben so wohl mit den Tasten das unbeschreiblich zarte, diesem Instrumente so eigenthümliche, Piano angeben: es ist wie das leiseste Wehen einer melodischen Luft, die das Ohr umsäuselt. Und jene stark erschütternden Töne selbst haben noch ganz das Süße, Reine, Wohlklingende, Runde, Gesangmäßige, was den Klang der Harmonika so unbeschreiblich über alle andern Instrumente erhebt. Es war wie ein Meer von melodischer Harmonie, das uns umrauschte, und unsre Seele mit Wohllaut und Entzükken füllte.

Diese neue, vervollkommnete erhöhte, Harmonika wird große musikalische Wirkung hervorbringen können. Ungeachtet der immer bleibenden Schönheit und Süßigkeit des Tones scheint doch eine gewisse eintönige Weichheit, wenn ich so sagen darf, itzt davon verschwunden zu sein; weil nebst den sanft hinschmelzenden Gefühlen auch mächtig erhabene Gedanken darauf können vorgetragen werden. Der Umfang der Wirksamkeit ist offenbar bei dem Instrumente itzt erhöht, und die anscheinende Einförmigkeit verbannt. — Es kann ferner, da es sonst nur den schönsten Theil der Kammermusik ausmachte, auch zu den größten Sachen itzt gebraucht werden, wenn weise Anordnung und schikte Behandlung hinzukommt: in stark besetzten

Orchestern *), und selbst beim Theater. Welchen Effekt würde es bei einer Oper thun, z. B. in der Minona **), wo auf der wüsten Insel das Gesäusel des Windes soll ausgedrükt werden, das sich mit Harfengetön verwebt, und die Stimmen unsichtbarer Geister, Anfangs schwächer und dann immer stärker, musikalisch begleitet. — O es liefert ein Rauschen und Tönen, das unbeschreiblich mächtig, sich vermischt, und bezaubernd stark in uns strömt! Die angeschlagne Taste (wie auch die angestrichne Schale) der Harmonika tönet noch lange nach, wenn auch der Finger schon wieder aufgehoben ist; die neu berührten Tasten tönen dann dazu, und so mischt sich, wenn der Künstler die rechte Spielart zu treffen weiß, alles in einen Strom von schön harmonirenden Tönen, wo stärkere und schwächere Laute zusammenfließen; bis uns die Kunst des Meisters wieder aus diesem süßen aber fast zu starkem Rausche herauswekt, uns nur einzelne sanfte Töne zu hören giebt, und den Schall langsam und entfernt endlich hinsterben läßt.

In

*) Daß die Harmonika Begleitung verträgt, ist bekannt. Wir hörten sie auch sehr geschikt beim Hrn. von Massow von der Bratsche begleiten.

**) "Minona, oder die Angelsachsen, ein tragisches „Melodrama in vier Akten." (Vom Herrn von Gerstenberg). "Die Musik" (welche bis itzt aber noch nicht erschienen ist) "vom Herrn Kapellmeister „J. A. P. Schultz. Hamburg, bei Hofman, 1785." — Dies merkwürdige lyrisch-dramatische Stük ist voll kräftiger Genieszüge, und voll wahren Naturtones.

Digitized by Google

In der äussern Form ist die neue Rölligsche Harmonika — man sehe auch den beigefügten Kupferstich — ungefähr einem Pianoforte ähnlich, aus dessen Mitte der ununterbrochne Schalenkegel in horizontaler Lage über seine Hälfte hervorragt, welcher nun, entweder vermittelst der untergelegten Tastatur, oder (wem's behagt), noch wie ehemals, mit bloßen Fingern bespielet werden kann. Das Trakament der Tasten fordert die Behandlung, wie die unmittelbare Berührung mit bloßen Fingern; und die Befeuchtung, so wie die Bewegung *), geschehen nach eben den Gesetzen, wie bei der gewöhnlichen Harmonika. — Der schwerere Theil des Kastens hängt an seidenen Schnüren, und schwebt gleichsam in der Luft, um dadurch den Einfluß der Erschütterungen auf das Fußgestelle zu unterbrechen, und den Nachtheil zu heben, der im entgegengesetzten Falle für den Ton daraus entspringen würde. Die zierliche hölzerne Dekke des Schalenkegels ist verschiedner Oefnungen fähig, und vervielfältigt die Abänderungen in der Stärke des Schalles. Hauptsächlich aber ist der Endzwek dieser vielfachen Oefnungen, daß der Spielende bei seinen Uebungen den Kegel nach Gefallen, entweder zum Theil oder auch ganz, bedekken, und da-

 durch

*) Diese letzte geschieht durch das Umlaufen des Kegels, das durch Treten auf das unten liegende, mit der Spindel durch eine Schnur verbundne, Brett bewirkt wird.

Digitized by Google

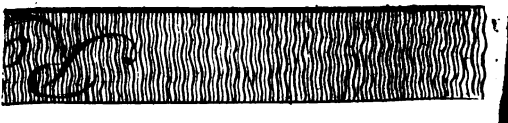
durch den Strom von Luftschwingungen unterbrechen kann, die sanft, beim wiederholten Spiele, die Gehörorgane zu sehr angreifen würden.

Welche Vorsicht man auch aber immer hierbei gebrauche, so giebt der warnende Erfinder doch ohne Ausnahme die Regel: daß dies verführerische, aber gefährliche, Instrument nicht zu oft, und nie zu lange, gespielt werde. — Ja, er hat, vielleicht aus zu furchtsamer Vorsicht, seitdem noch eine Aenderung zur größern Sicherheit mit dem Instrumente vorgenommen. Er fand, daß in den tiefern Tönen die Schwingungen doch noch zu fühlbar wären, und selbst durch die Tasten eine Erschütterung in den Nerven hervorbringen könnten. Nach langem mühsamen Nachsinnen fand er endlich: daß noch eine zweite hinzugefügte Tastatur dies möglich hebe. Seine Harmonika gleicht also hierin einem Doppelflügel; und Er räth dem schwachen oder furchtsamen Spieler, bei großen erschütternden Passagen in den tiefen Tönen, die untere Klaviatur zu gebrauchen, welche dann die obere und dadurch die Glasschalen in Bewegung setzt, bei leichtern und hellern Tönen hingegen nur die obere Tastatur zu bespielen, wobei alsdann die untere ruht.

J. E. Biester.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

6.

Friedrichs Sternendenkmal.

Vorgelesen in der Akademie der Wissenschaften, den 25. Jan. 1787.

(Man sehe S. 172, die Note.)

Die Himmelsforscher der ältesten Vorwelt versetzten gewöhnlich ihre berühmtesten Zeitgenossen, Helden und Könige, um die Namen und Verdienste derselben der Vergessenheit zu entreißen, nach dem Tode unter die Sterne; und daher ist uns noch nach Jahrtausenden ihr Andenken übrig geblieben, obgleich die Geschichte der mehresten durch die von einem spätern Menschengeschlecht hinzugefügten Fabeln und Mysterien größtentheils ist verdunkelt und verunstaltet worden. Selbst in neuern Zeiten haben Astronomen berühmten und wohlthätigen Fürsten Ehrendenkmäler am Himmel gestiftet. *)

*) So setzte z. B. Halley die Eiche und das Herz K. Karls II, jene am südlichen Himmel neben das Schiff, und dieses zwischen den Jagdhunden. Hevel formirte das Sobieskische Schild unter dem Adler zum Andenken des Königs von Polen Johann III. Der erste Berlinische Astronom Kirch setzte vor 100 Jahren den Brandenburgischen Zepter beim Eridanus; und der Abt Porzobut in Wilna, dem jetzigen König von Polen zu Ehren, den Königlichen Stier von Poniatowski beim Ophiuchus. Diese neuern Gestirne wurden sämtlich aus Sternen zusammengesetzt, die größtentheils zu benachbarten Bildern gehören. Sie sind insgesamt auf meinen neuen Himmelskarten abgebildet.

Digitized by Google

Wer ist aber unter allen Regenten, die seit vielen Jahrhunderten den Schauplatz der Erde verlaßen, eines Sternenmonumentes würdiger, als Friedrich der Einzige! Er, den alle Zonen unsers Planeten nicht größer zu sehen wünschen durften *)! Schon haben Dichter, Redner und Geschichtschreiber Seine Geistesgröße und unsterbliche Thaten besungen und geschildert; Kupferstecher, Maler und Bildhauer die Züge Seiner irdischen Hülle der Nachwelt aufzustellen gesucht. Sollte es dann dem Astronomen weniger vergönnt sein, aus seiner erhabenen Wissenschaft Stof zum dauernden Denkmal eines solchen Königs zu entlehnen?

Ich wage es in dieser glänzenden, dem feierlichen Gedächtniß und Lobe Friedrichs, des Durchlauchtigsten Stifters dieser Akademie, geheiligten Versammlung, die Einführung eines neuen Ihm gewidmeten Sternbildes vorzuschlagen. Ich habe dazu einen noch unbesetzten Raum an der Nordseite des Firmaments gewählt **): dort, wo in der Nachbarschaft die Sterne einer ganzen königlichen

*) Eine Anspielung auf die Stelle in des Herrn Markis von Luchesini Trauerkantate:

Quo nihil Sol vidisse majus optet,
Quam vis immensum undique lustrat orbem!

**) Nemlich einen ziemlich beträchtlichen Platz, wo bisher verschiedene kenntliche Sterne, ohne eigentlich in ein Bild gefaßt zu sein, standen, (dergleichen Sterne man gewöhnlich unförmliche nennt) ob sie gleich zu einem oder andern der benachbarten Gestirne gerechnet werden.

chen Familie des grauesten Alterthums, des Cepheus, der Kassiopeja und Andromeda, funkeln, wo die Sterne des Musenpferdes und des Schwans glänzen. Hier formire ich, nach einer geringen Abänderung *), aus 76, zum Theil erst kürzlich von mir beobachteten, Sternen, dies neue Friedrichsgestirn **), welchem ich den deutschen Namen Friedrichs Ehre beilege. ***) — Ich

 setze

*) Diese besteht darin, daß ich die eine Hand der Andromeda durch etwas mehr östlich stehende Sterne lege, und das von Hevel im vorigen Jahrhundert eingeführte kleine Gestirn: die Sterneidexe, in eine westlichere Lage und zugleich schicklichere Gestalt bringe.

**) Auf vorhin angezeigte Art hatte ich 49 Sterne, die alle schon in meiner vor 5 Jahren herausgegebenen Himmelskarte stehen, beisammen. Diese Anzahl vermehrte ich noch durch eigne Beobachtungen in einigen heitern Abenden des Januarmonats d. J. mit 27 dort herumstehenden Sternen, und 2 Sternhäufflein, die bisher noch in keinen Sternverzeichnissen und Karten stehen; und so konnte ich dies neue Gestirn mit der beträchtlichen Anzahl von 76 Sternen und 2 Sternhäufflein besetzen. Unter diesen befinden sich 4 Sterne von der 4ten, 3 von der 5ten, 24 von der 6ten, 16 von der 7ten, 24 von der 8ten, und 5 von der 9ten Größe. Die von den beiden letztern Größen sind nur durch Fernröhre, wie wol schon durch sehr mittelmäßige, zu erkennen.

***) Unser würdiger Herr Prof. Kamler hat eigentlich diese Benennung in Vorschlag gebracht, welche ich deswegen mit Vergnügen angenommen, weil sie mir gleichfalls die schicklichste zu sein scheinet. Herr Direktor Rode hat die freundschaftliche Bemühung

setze eine Stralenkrone, das Zeichen der königlichen Würde, an den Saum der Milchstraße nahe bei der Krone des Cepheus, weil im Jahrhundert Friedrichs die dort schimmernden Sterne seinem Erdenreiche senkrecht standen. Südwärts unter derselben hängen, mit dem unverwelklichen Lorbeer des Nachruhms umwunden: Ein Schwerdt, eine Feder, und ein Oelzweig, um unsern ewig unvergeßlichen Monarchen als Helden, Weisen und Friedensstifter zu bezeichnen.

Wird dieses schwache Opfer der Ehrfurcht und Dankbarkeit, wie ich mir schmeichle, mit Beifall aufgenommen; so werde ich dies neue Sternbild auf die Segmente zu einer einfüßigen Himmelskugel bringen, die ich in einiger Zeit herauszugeben gedenke. Glüklich, wenn auch ich dadurch etwas zum bleibenden Andenken Friedrichs beitrage!

Das reichste Maaß des Erdenglüks werde dem Monarchen zu Theil, der jetzt so würdig Friedrichs Reich beherrscht: unserm theuersten Könige und erhabenen Protektor, Friedrich Wilhelm dem Vielgeliebten! Er lebe, der Vater seines Volks; und verwechsele erst spät im künftigen Jahrhundert Seine irdische Krone mit einem Sternendiadem!

Bode.

mühung übernommen, die Figur des neuen Gestirns auf eine von mir gezeichnete Himmelskarte einzutragen; und Herr D. Berger hat diese Karte in Kupfer gestochen.

9.

Erklärung und Gegenerklärung der Herren Reichardt und Hottinger *).

I.

An Herrn J. J. Hottinger in Zürich.

Ueber folgende Ihr Sendschreiben betreffende Stelle in meinem Schreiben an den Grafen von „Mi-

*) Als Herr Kapellmeister Reichardt in seinem Schreiben an den Grafen Mirabeau gesagt hatte: „Herr Professor Hottinger bereue selbst schon sehr „sein Sendschreiben," woraus man die ersten Nachrichten von Herrn Lavaters Wunderglauben, Wunderkuren und Wunderthaten schöpfte; so war die eigene Erklärung Hrn. Hottingers darüber: ob er dies sein Sendschreiben wirklich bereue oder zurüknehme? nicht unwichtig. Wir nahmen diese Erklärung in die H. Monatsschrift auf, 1786 Dec. S. 575, f.; und man sieht daraus, daß H. H. im geringsten kein im Sendschreiben angeführtes Faktum als unrichtig zurüknimmt, noch weniger, in diesem Sinne des Worts, bereuet. — Gegen diese Erklärung H. Hottingers gab uns hierauf H. Reichardt einen Aufsatz zum Einrükken in die Monatsschrift; den wir, um die Sache nicht zu weitläuftig zu verschleppen, und Streit und Gegenstreit nicht zu lange dauern zu lassen, Herrn Hottinger zur Beantwortung mittheilten: damit die Leser nicht eine einseitige Aufforderung, sondern zugleich beide Schriften zur deutlichern Auseinandersetzung der Sache und zur eignen Entscheidung vor sich hätten. Auf die Art, glaubten wir, könne allein der Streit für die Leser wichtig und interessant sein. Und darum liefern wir hier beide Stükke hintereinander. Die Herausgeber.

Mirabeau: „dieses Sendschreiben, das H. Hotzinger selbst schon zu sehr bereuet hat, als daß ich „mir erlauben sollte, ihm hier die Benennung zu geben, die es verdient, kam u. s. w.“ sagen Sie (in der Berl. Monatsschr. 1786. Decemb. S. 571, f.): „Wer hat dies den Freunden von Herrn Lavater gesagt? und was meinen sie damit? Ich „wünschte, daß sie sich bestimmt hierüber erklärt „haben möchten.“

Hierüber kann ich Ihnen nur folgende Fragen vorlegen:

Ist es wahr, daß Sie vor einigen Jahren, als Lavater tödtlich krank darnieder lag, ihm wegen jenes Sendschreibens einen reuevollen, abbittenden, ehrenerklärenden, völlig genugthuenden Brief schrieben?

Ist es wahr, daß Sie, als Lavater wieder genas, ihn in einem andern Briefe dringend baten, jenen Brief, samt der neuen Bitte, wieder zurük zu geben, weil ein solches Geständniß Ihnen in dem Kreise, in welchem Sie leben, nachtheilig werden könne?

Ist es wahr, daß, als Lavater treuherzig genug war, Ihnen die Briefe zurükzugeben, Sie ihn von neuem schriftlich auf die unerhörteste Weise kränkten?

Und was hat Lavater auf jenes und dieses erwiedert?

Sie haben Sich so in Vortheil gesetzt, und haben nun gut auffordern, und vorläufig drehen und wenden. Ist aber noch eine Spur von Mannheit in Ihnen, so legen Sie uns Ihre und Lavaters Briefe vor; die Sie doch wohl nicht werden vernichtet haben?

Berlin.
den 6. Decemb. 1786. J. F. Reichardt.

Digitized by Google

II. Antwort.

Daß ich vor einigen Jahren, als Herr Lavater tödtlich krank darnieder lag, ihm einen Brief geschrieben habe, worinn ich ihm bezeugte: „daß „ich zu keinen Zeiten weder sein Feind noch Häßer „gewesen sei, im Gegentheil ihm von Herzen immer alles mögliche Gute gewünscht habe, und noch „wünsche, und mich jeder Gelegenheit freuen werde, ihm diese Gesinnungen durch Handlungen bezeugen zu können,*) auch ihn bat, wofern Gott „über sein Leben gebieten würde, diese Ueberzeugung von mir ruhig in die Ewigkeit mit sich hinüberzunehmen", — ist wahr.

Nicht wahr ist es, daß ich Herrn Lavater, damals oder jemals, in Betref des Sendschreibens einen reuevollen, abbittenden, ehrenerklärenden, völlig genug thuenden Brief, das heißt, „einen „die in dem Sendschreiben enthaltenen Nachrichten für falsch, und im Wesentlichen erdichtet erklärenden, und das in dieser Voraussetzung Herrn „Lavater zugefügte Unrecht bereuenden und abbittenden Brief" **), geschrieben habe.

Daß ich, um Mißdeutungen vorzukommen, und meinen Freunden (die ich, wie der Erfolg nun gelehrt hat, zu unbillig beurtheilte) Kränkung zu ersparen, von Herrn Lavater die strengste Geheimhaltung meines Schrittes verlangt, und seine Zusage erhalten habe: — das ist wahr.

Daß ich, nachdem ich erfuhr, daß die Sache durch Herrn Lavater mehrern Personen bekannt geworden, denselben um die Zurükgabe meines Briefes gebeten, und da die Beweise häufiger und deutlicher wurden, sie von ihm ausdrüklich verlangt, auch die in der Berlinischen Monatsschrift gethane

*) S. Monatsschr. Dez. S. 576. **) Ebend. S. 579.

Digitized by Google

thane Erklärung ihm angekündigt habe: — das ist auch wahr.

Aber nicht wahr ist es: daß Herr Lavater mir meine Briefe zurükgegeben habe. Im Gegentheil hat er mir sie geradezu abgeschlagen. Den einzigen Brief, worin ich die Zurükgabe der übrigen verlangt habe, hat er mir zurük geschikt.

Daß ich Herrn Lavater in dieser ganzen Sache gekränkt hätte, davon weiß ich nichts; es wäre denn, daß man das geradeste redlichste Verfahren Kränkung heißen wollte. Und eben so wenig weiß ich, worinn die unerhörte Kränkung besteht, die ich ihm angethan haben soll. Gewiß ists, daß ich seit jenem Brief, den er mir zurük sandte, mit ihm weiter kein Wort weder mittelbar noch unmittelbar verloren habe.

Es kann mich also auch weder befremden noch beschämen, daß er auf nichts — nichts erwidert hat.

Noch stehe ich in freiem flachem Felde, habe mich in keinen Vortheil gesetzt, und überlasse das Drehen und Wenden denen, die es nöthiger haben, als ich.

Wenn jemand in die Wahrheit meiner Aussage einigen Zweifel setzt, so wende er sich an Herrn Lavater. Er verlange von ihm meine Briefe; und, wenn er glaubt, daß seine Sache dabei gewinne, so lasse er sie sammt und sonders drukken. Daß Herrn Lavaters Briefe, nebst allem, was dazu gehört (dasjenige wie natürlich, ausgenommen, was er mir als Geheimniß ungebeten und ungesucht anvertraut hat), nicht zurükbleibe, dafür werde ich schon sorgen. Daß es nicht geschehe, deshalben werde ich wahrlich keinem Menschen eine freundliche Miene machen, noch viel weniger ein gutes Wort geben.

J. J. Hottinger.

16.

18.

Berlinische Mortalitätstabellen vom Jahr 1786.

I. Liste vom letzten Quartal des J. 1786, vom 25. August bis den 24. November.

In den Wochen:	Geboren		Gestorben			
					Kinder	
	Männl. Geschl.	Weibl. Geschl.	Männ.	Frauen	Männl. Geschl.	Weibl. Geschl.
Vom 25. Aug. bis den 1. Septemb. 1786.	55	32	14	17	40	46
v. 1. Sept. bis d. 8. ejsd.	42	37	15	15	44	34
v. 8. — — d. 15. —	38	43	18	12	51	36
v. 15. — — d. 22. —	54	55	10	17	39	45
v. 22. — — d. 30. —	43	63	16	27	53	44
v. 30. — — d. 6. Okt.	56	59	24	26	43	45
v. 6. Okt. — d. 13. —	44	33	20	18	44	46
v. 13 — — d. 20. —	45	61	16	13	37	44
v. 20 — — d. 27. —	46	43	19	18	30	35
v. 27. — — d. 3. Nov.	43	43	21	24	42	30
v. 3. Nov. — d. 10. —	31	33	21	23	43	35
v. 10. — — d. 17. —	48	48	21	22	37	40
v. 17. — — d. 24. —	57	51	26	30	44	31
	602	581	241	262	547	511
	1183		1561			

Unehelich geboren sind 66 Söhne und 50 Töchter. Zusammen 116 unehl. Kinder.

Zwillinge sind geboren 4 Paar, nemlich 4 Söhne und 4 Töchter.

Gestorben sind 1561 und geboren 1183, also 378 mehr gestorben als geboren.

H.

II. Rekapitulation nach den Quartalen des Kirchenjahres vom 1sten Advent 1785 bis den 1sten Advent 1786.

(S. Berl. Monatsschrift 1786, April S. 283, August S. 196, Oktober S. 372, und vorstehende Seite.)

	Geboren.		Gestorben.			
					Kinder.	
	Männl. Geschl.	Weibl. Geschl.	Männl.	Frauen	Männl. Geschl.	Weibl. Geschl.
Im 1sten Quartal	646	581	315	304	365	260
Im 2ten Quartal	601	614	769	364	389	3[illegible]
Im 3ten Quartal	584	568	318	295	590	573
Im 4ten Quartal	602	581	241	262	547	5[illegible]
Summa	2433	2344	1243	1225	1891	171[illegible]
Zusammen:	4777		6077			

Balance:

Gestorben 6077
Geboren 4777

sind also 1300 mehr gestorben als geboren.

Unter den Geborenen waren

1) Uneheliche ... Söhne 231
Töchter 192

Zusammen: 423

2) 25 Paar Zwillinge, und einmal Drillinge: nehmlich 28 Söhne und 25 Töchter.

NB. Die Liste nach den Krankheiten hat diesmal aus Mangel des Platzes wegbleiben müssen, und wird künftigesmal geliefert werden.

Digitized by Google

Berlinische Monatsschrift.

1787.

Drittes Stük. März.

I.

Briefe des Höchstsel. Königs an die Frau Gräfin von Camas.

Da nun mit Recht jedes Ueberbleibsel des großen Mannes sammlet und bekannt macht; so haben auch wir die uns zugekommenen Briefe, welche Er am Ende des siebenjährigen Krieges an die Gräfin von Camas geschrieben hat, hier abdrukken lassen wollen. Man wird darin die dem Könige immer eigene Originalität in Gedanken und Ausdruk, eine große Heiterkeit der Seele, das Wohlwollen und die Freundlichkeit Seines Herzens, und eine gewisse Laune finden, welche Seine scherzhaften und vertrauten Gespräche und Briefe charakterisirt. Dabei scheint eine große Achtung, und eine, fast möchte man sagen, kindliche, Ehrfurcht gegen die würdige Frau, an welche die Briefe gerichtet sind, durch, welches dem Ganzen ein noch interessanteres Ansehen giebt. Um übrigens diesen Briefen nichts von ihrer Originalität zu rauben, haben wir sie lieber in der Urschrift als in einer Uebersetzung abdrukken lassen, in der sie immer viel verloren haben würden.

Die Frau von Camas (nachmalige Gräfin) war eine gebohrne Fräulein von Brand, und Wittwe

des Herrn Oberſten von Camas, welcher eine Zeitlang Commandant in Frankfurth an der Oder war, auch vom Höchſtſel. König als außerordentlicher Geſandter nach Frankreich geſchikt ward. Seine Wittwe war eine Dame von großem Geiſte und edlem Herzen, und hatte die Achtung und Liebe des ganzen Hofes, und Aller, welche Sie kannten. Sie bekleidete das wichtige Amt einer Oberhofmeiſterinn bei des Höchſtſel. Königs Frau Mutter. — Sie war mehrere Jahre älter als der König; denn ſie war gegen Ende des vorigen Jahrhunderts geboren.

Die Herausgeber.

à Neuſtadt 11 Novbr. 1760.

Je ſuis exact à Vous repondre, & empreſſé à Vous ſatisfaire. Il eſt ſingulier, comme l'âge ſe rencontre. Depuis 4 ans j'ai renoncé aux ſoupés, comme incompatibles avec le metier que je ſuis obligé de faire; & les jours de marche mon diné conſiſte dans une taſſe de Chocolat. Nous avons couru, comme des fous, tout enflés de notre victoire, eſſayer ſi nous pouvions chaſſer les Autrichiens de Dreſde; ils ſe ſont moqués de nous du haut de leurs montagnes; je ſuis revenu ſur mes pas, comme un petit garçon, me cacher de dépit dans un des plus maudits villages de la Saxe. A préſent il faut chaſſer de Freyberg & de Chemnitz Meſſieurs les Cercles, pour avoir de quoi vivre & nous placer.

C'eſt, je Vous jure, une chienne de vie, qu', excepté Don Quichotte, perſonne n'a menée que moi. Tout ce train, tout ce déſordre, qui ne

finit

finit point, m'a si fort vieilli, que Vous aurez peine à me réconnoître. Du coté droit de la tête les cheveux me sont tout gris; mes dents se cassent & me tombent; j'ai le visage ridé, comme les falbalas d'une juppe; le dos voûté, comme un moine de la Trappe. Je Vous préviens sur tout cela, afin qu'en cas que nous nous voyions encore en chair & en os, Vous ne Vous trouviez pas trop choquée de ma figure. Il ne me reste que le cœur, qui n'est point changé, & qui conservera, autant que je respirerai, les sentimens d'estime & d'une tendre amitié pour ma bonne Maman. Adieu.

le 27 Novbr.

Vous voyez, ma bonne Maman, avec quelle activité Vous êtes servie. Voici le tabac. — Nous arrangeons ici nos quartiers d'hiver, j'ai encore une petite tournée à faire; & ensuite j'irai chercher la tranquillité à Leipzig, si elle s'y trouve; mais pour moi ce n'est qu'un mot metaphysique, qui n'a point de réalité. Entre nous soit dit, c'est une chienne de vie, ma bonne Maman, que celle que nous menons; mais il faut faire bonne mine à mauvais jeu. Adieu, ma toute Bonne, ne m'oubliez point; Vous auriez grand tort, car personne ne Vous aime & considére plus que je le fais.

Digitized by Google

ce 3.

En vérité, ma bonne Maman, Vous êtes bien experte, & je Vous félicite de Vous connoître si bien en Hydropisie. L'avanture, qui vient d'arriver, est tout ordinaire ; il n'y a point de Cour, point de Couvent même, où cela n'arrive. Moi, qui suis fort indulgent pour les foiblesses de notre Espèce, je ne lapide point les filles d'honneur qui font des enfans. Elles perpetuent l'Espèce, au lieu que ces farouches Politiques la détruisent par leurs guerres funestes. Je Vous avoue, que j'aime mieux ces tempéramens trop tendres, que ces dragons de chasteté qui déchirent leurs semblables, ou ces femmes tracassières foncièrement mechantes & malfaisantes. Qu'on éleve bien cet enfant, qu'on ne prostitue point une famille, & qu'on fasse sans scandale sortir cette pauvre fille de la Cour, en ménageant sa réputation autant que possible.

Nous aurons la paix, ma bonne Maman, & je me propose bien de rire entre quatre yeux, quand j'aurai le plaisir de Vous revoir. Adieu, ma bonne Maman. Je Vous embrasse.

à Meissen le 20.

Je Vous envoye, ma bonne Maman, une bagatelle pour Vous faire ressouvenir de moi. Vous pouvez Vous servir de cette tabatiere, pour y

mettre

mettre du rouge, ou des mouches, ou du tabac, ou des dragées, ou des pilules; mais à quelque emploi que Vous la destiniez, pensez au moins, en voyant ce chien, cet emblême de la fidélité, que celui qui Vous l'envoye passe en attachement pour Vous la fidélité de tous les chiens de l'univers, & que son dévouement pour Votre personne n'a rien de commun avec la fragilité de la matière qu'on fabrique ici. J'ai commandé ici de la porcelaine pour tout le monde: pour Schönhausen, pour mes Belles-sœurs; en un mot, je ne suis riche à présent qu'en cette fragile matière, j'espère que ceux qui en recevront, la prendront pour bon argent. Car nous sommes des Gueux, ma bonne Maman; il ne nous reste que l'honneur, la Cape, l'épée, & de la porcelaine.

Adieu, ma chere & bonne Maman. S'il plait au Ciel, je Vous verrai encore face à face, & je réitérerai de vive voix ce que j'ai dit; mais quoi que je fasse, je n'exprimerai que très imparfaitement tout ce que mon cœur pense sur Votre sujet.

Au Quartier de Bettern ce 8 Juin 1762.

Je suis bien persuadé, ma bonne Maman, de la part [redacted] que Vous prenez aux bons événemens qui nous arrivent. Le mal est, que nous avons été si bas, qu'il nous faut à présent toute

sorte d'événemens fortunés pour nous relever; & deux grandes paix, qui pourroient rétablir le calme par tout ailleurs, ne sont en ce moment-ci qu'un acheminement pour finir la guerre moins malheureusement.

Je souhaite de tout mon cœur, que le Ciel Vous conserve jusqu'à ce que je Vous puisse voir, Vous entendre, & Vous embrasser. Selon toutes les apparences, Vous pourrez redevenir dans peu les tranquilles & pacifiques habitans de Berlin. Pour nous autres, il faudra guerroyer jusqu'à l'extinction de la chaleur naturelle. Il faut pourtant, que tout ceci finisse; & la seule perspective agréable qui me reste à la paix, est de Vous assurer de vive voix de toute la considération, & de l'estime, avec la quelle je suis, ma bonne Maman, Votre fidèle ami.

le 27.

Je me réjouis, ma bonne Maman, de ce que Vous avez si bon courage; & je Vous exhorte fort d'en redoubler encore. Tout finit, ainsi il faut espérer que cette maudite guerre ne sera pas la seule chose éternelle dans ce monde. Depuis que la mort a troussé une certaine Catin des pays hyperboréens, notre situation a avantageusement changé, & devient beaucoup plus supportable qu'elle n'étoit. Il faut espérer, que quelques bons événemens arriveront encore, dont

dont on pourra profiter pour parvenir à une bonne paix.

Vous me parlez de Berlin. Je souhaite beaucoup de Vous y savoir tous ensemble. Mais je voudrois, que si Vous y alliez, que ce ne soit comme des oiseaux perchés sur une branche, & que Vous y puissiez rester avec la dignité convenable. Cela fait que j'attends le moment, où je croirai cette sureté établie sur de bons fondemens, pour Vous écrire d'y retourner. Si tout ceci se finit bien & honnêtement, que je benirai le ciel de Vous revoir, ma bonne Maman, & de Vous embrasser! Oui je dis, embrasser; car Vous n'avez plus d'autre amant dans le monde que moi, Vous ne pouvez me donner de la jalousie, & je suis en droit d'exiger un baiser pour prix de ma constance & de l'attachement que j'ai pour Vous. Vous pouvez Vous y préparer. Finette en dira ce qu'elle voudra, elle en pourra sécher de dépit; car depuis son defunt Duc elle n'a plus de baiseur.

Adieu, ma bonne Maman. Pardon des pauvretés que je Vous écris; c'est que je suis seul, que j'oublie quelque fois mes embarras, que je Vous aime, & que je profite du plaisir de m'entretenir avec Vous.

Digitized by Google

à Peterswalde ce 19 Octobr. 1762.

Je voudrois pouvoir prendre tous les jours une forteresse, ma bonne Maman, pour recevoir de Vos aimables lettres. Mais des imbecilles de Commandants m'en perdent souvent d'une façon honteuse; & quand j'ai des Empereurs, qui me veulent du bien, ——. Jugez après cela de la jolie situation, où je me trouve. Si notre Empereur vivoit encore, nous aurions la paix cet hiver, & Vous pourriez retourner de plein saut dans votre paradis sablonneux de Berlin. Mais le public, qui se flatte, a cru sans raison que la paix suivroit la prise de Schweidnitz. Vous avez peut-être espéré que cela pourroit être; mais je Vous assure, autant que j'y puisse comprendre, que nos ennemis n'ont encore aucune envie de s'accommoder. Jugez après cela, s'il seroit prudent de retourner à Berlin, au risque de s'enfuir à Spandau à la premiere allarme.

Vous me parlez de la pauvre Finette. Helas, ma bonne Maman, depuis six ans je ne plains plus les morts, mais bien les vivants. C'est une chienne de vie que celle que nous menons, & il n'y a aucun regret à y donner. Je Vous souhaite beaucoup de patience, ma bonne Maman, & toutes les prosperités dont ces tems calamiteux sont susceptibles; sur tout que Vous conserviez Votre bonne humeur, le plus grand & le plus réel trésor que la fortune puisse nous donner.

Digitized by Google

donner. Pour moi, ma vieille amitié & l'estime que je Vous ai vouée ne se démentiront jamais. Je suis sûr que Vous en êtes persuadée. Adieu, ma bonne Maman.

A Leipzig le 22 Janvier, 1763.

Cinquante & un an, ma bonne Maman, ne sont pas une bagatelle. C'est presque toute l'étendue du fuseau de Madame Clotho qui file nos destinées. Je Vous rends grâces de ce que Vous prenez part que j'en sois là. Vous Vous intéressez à un vieil ami, à un serviteur que ni l'âge ni l'absence ne font jamais changer de sentimens, & qui à présent espère avec une espèce de persuasion de Vous revoir encore & de Vous embrasser, si Vous voulez bien le permettre. Oui, ma bonne Maman, je crois que Vous serez à Berlin, avant que Flore ait embelli la terre de ses dons, pour m'exprimer poétiquement; & si je me réjouis sincerement de revoir quelqu'un dans cette capitale, c'est bien Vous; mais n'en dites rien. Ceci n'est pas poétique, & doit s'entendre au pied de la lettre. Que le ciel veille sur Vos jours, & Vous comble d'autant de benedictions que Votre vertu en mérite! Que je Vous revoye en santé, contente & satisfaite; & que Vous me conserviez toujours Votre amitié! Je ne la mérite, ma bonne Maman,

Digitized by Google

que par l'attachement inviolable que j'ai pour Vous, & que je conserverai jusqu'au moment que la Parque ennemie coupera ma trame.

A Dahlen le 6 Mars 1763.

Je Vous reverrai donc, ma bonne Maman, & j'espére que ce sera sur la fin de ce mois ou au commencement d'Avril, & j'espére de Vous trouver aussi bien que je Vous ai quittée. Pour moi, Vous me trouverez vieilli & presque radoteux, gris comme mes ânes, perdant tous les jours une dent, & à demi éclopé par la goutte; mais Votre indulgence supportera les infirmités de l'âge, & nous parlerons du vieux tems.

Voilà notre bon Marggrave de Bareuth qui vient de mourir. Cela me cause une véritable peine. Nous perdons des amis, & les ennemis paroissent vouloir durer en eternité. Ah, ma bonne Maman, que je crains Berlin & les vuides que je trouverai! Mais je ne penserai qu'à Vous, & je me ferai illusion sur le reste. Soyez persuadée du plaisir que je me fais de Vous assurer de vive voix de la véritable estime & de l'amitié que je Vous conserverai jusqu'au tombeau.

le 2 Juin 1763.

Ma bonne Maman, Votre lettre & Votre souvenir m'ont fait un véritable plaisir, parce qu'ils sont

Digitized by Google

ſont des marques que Votre ſanté va mieux. On m'aſſure qu'il n'y a aucun danger, & que Vous Vous remettrez tout à fait. Ma Sœur va arriver dans une heure d'ici. Je Vous avoue que cela me fait grand plaiſir. Tâchez, ma bonne Maman, à mettre le nez à l'air. Le grand air eſt la ſouveraine medecine, il Vous remettra du baumé dans le ſahg & Vous guerira tout à fait. Pour moi, je m'y intéreſſe ſincerement. Vous connoiſſez mon vieux cœur, qui eſt toujours le même & qui eſt fait pour Vous aimer tant qu'il exiſtera. Adieu, ma bonne Maman. Ayez bien ſoin de Vous remettre, & ne m'oubliez pas.

Je montrerai Votre lettre, ma bonne Maman, à ma Soeur, qui ſera charmée de ce que Vous penſez à elle. Je regrette à la verité de ne point jouir ici de Votre perſonne. Mais je trouve que Vous avez grande raiſon de Vous ménager, & dans le fond je pourrois fort peu profiter ici de Votre aimable compagnie. Car nous ſommes comme dans une diète generale du St. Empire Romain, environnés de trente Princes & Princeſſes; & d'ailleurs mes infirmités m'empêchent d'aſſiſter à tous les banquiers. Je me trouve aux grandes ſolemnités, & je tâche de prendre quelque repos entre deux. Le vieux Baron inſulte à mes jambes eſtropiées; il a couru avec le Prince Frederic, à qui ſe

devancera. Pour moi, qui me traine en clochepied à peu près comme une tortuë, je vois la rapidité de leur course, ainsi qu'un paralytique qui assisteroit à un ballet de Denis.

Bon soir, ma bonne Maman; j'espére de Vous revoir, quand mes jambes me reviendront, & que je pourrai grimper les escaliers du chateau qui menent à Votre Paradis. Je suis à jamais le plus ancien de Vos adorateurs.

Féderic.

* * *

Wir können hier genauere und richtigere Nachrichten von der Frau von Camas geben, als oben S. 197. — Ihr Herr Vater war der Generallieutenant von Brand, General en Chef der Truppen, welche König Friedrich I. nach Italien sandte; ihre Frau Mutter eine gebohrne von Börstel. Ihr Bruder war Oberhofmeister bei der hochsel. Königin Frau Mutter. — Herr von Camas, Gouverneur des itztregierenden Markgrafs von Schwedt Königl. Hoheit, befehligte hernach das Regiment des Feldmarschall Schwerin zu Frankfurt, ward darauf Gesandter in Frankreich, und nach seiner Zurükkunft Chef des in Glogau stehenden (itzt Wolframsdorfschen) Regiments, das damals neu errichtet war. Er starb 1741, im ersten schlesischen Kriege. — Frau von Camas lebte als Wittwe zu Berlin, bis zur Vermählung des Hochsel. Prinzen von Preußen, 1742. Damals setzte sie der König als Hofmeisterin am Hofe der Hochsel. Prinzessin von Preußen an; und als am Ende desselben Jahres, die Oberhofmeisterinstelle bei der itzigen verwittweten Königin Majestät, durch den Tod der Frau von Katsch, erledigt ward, so ertheilte der König ihr dieselbige, und erhob sie zugleich zur Gräfin von Camas. Sie starb d. 12 Jun. 1766, alt 75 Jahr, ohne jemals Kinder gehabt zu haben.

Die Herausgeber.

Digitized by Google

An den Licinius Murena.

Horazens zehnte Ode des zweyten Buches.

— ∪ — ∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪
— ∪ — ∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪
— ∪ — ∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪
— ∪ ∪ — ∪

Sicherer wirst du leben, Licin, wofern du
Nichs auf hohem Meere zu weit dich wagest,
Noch, aus Furcht vor Stürmen, am ungetreuen
Ufer verweilest.

Wer den goldnen Mittelweg liebt, vermeidet
Gern der morschen Hütte beneidetes Obdach,
Und, vermeidet, nüchterner Sinne, gleich gern
Neid und Paläste.

Stärker schwanke von Winden die hohe Fichte;
Schwerer stürzt ein Thurm in die Tiefe nieder;
Und der Berge Gipfel berührt des Himmels
Näherer Donner.

Weiser Gleichmuth hoffet in bösen Tagen,
Und befahrt in guten ein andres Schicksal.
Ungestüme Winter entfernt derselbe
Gott, der sie sandte.

Was uns heute Wehe thut, schmerzt nicht immer;
Immer spannt Apoll nicht den Bogen; oft auch
Weckt er durch sein Saitenspiel die verstummte
Muse zum Singen.

Zeige bey trübseliger Zeit dich tapfer
Und von unerschütterlem Muth; doch lern' auch,
Schwellt ein allzu günstiger Wind dein Segel,
Klüglich es einziehn.

Anmerkungen.

Lucius Licinius Varro Murena, ein Bruder der Terentia, der Gemahlin des Mäcenas, wird ermahnt, nicht nach allzu hohen Dingen zu streben, wobey ihn leicht ein Unfall treffen könne, noch auch, wenn ihn ein Unfall getroffen, sich zu sehr niederschlagen zu lassen. Es scheint, daß ihm diese Lehre sehr nöthig gewesen ist: denn Horaz wiederhohlt sie bis ans Ende, obgleich immer unter einer andern Gestalt. Man weiß, daß Murena dieser heilsamen Warnung zu seinem Schaden nicht gefolget ist.

V. 4. Am untreuen Ufer.) Das wegen Klippen und Untiefen gefährlich ist.

V. 15. Befahrt in guten.) Das veraltete Zeitwort befahren, statt besorgen, befürchten, hat man nicht bloß seines ehrwürdigen Alterthums, sondern auch seines Wohlklangs wegen, in der Poesie immer noch beybehalten. Es ist von dem alten Worte Fahr (jetzt Gefahr) herzuleiten, eben so wie befürchten von Furcht und besorgen von Sorge herkömmt. Von dem andern Zeitworte befahren, eine Fahrt thun, unterscheidet es sich durch seine gleichfliessende Conjugation, denn es lautet: er befahrt, befahrete, hat befahret; da jenes heißt: er befährt, befuhr, hat befahren. (S. Berl. Monatsschr 1785. August, S. 101.)

V. 18. Immer spannt Apoll nicht den Bogen.) Murena, der ehemals wider den Augustus gedienet hatte, wird von dem Felsius unter den Dichtern mit der Hoffnung getröstet: Apollo (für dessen Sohn Augustus nicht ungern gehalten seyn mochte, und dessen Person er, zum Spiel, vorgestellt hatte) strafe nicht immer mit seinen Pfeilen, sondern erheitre sein Gemüth bald wieder durch die harmonischen Saiten. Vielleicht mochte auch Murena, der als Pompejaner längst Verzeihung erhalten hatte, auch so gar ein Günstling des Augustus geworden war, wieder in desselben Ungnade gefallen seyn. Daß er sich wenigstens in der Folge an Augustus zu rächen gesucht hat, sehen wir aus dem Velleius Paterculus. „L. Murena und Fannius Cäpio, Männer von ganz verschiedenen Sitten, (denn „Murena konnte, dieses letzte Verbrechen ausgenommen, „für einen Biedermann gelten, Cäpio aber war auch „vor dieser That ein Erzbösewicht) faßten den Anschlag, „den Augustus umzubringen, wurden aber durch das „öffentliche Gericht verdammt, und litten selbst mit „Recht, was sie mit Gewalt vollbringen wollten. Röm. „Gesch. II. 91. Dio Cassius meldet von dieser Verschwörung, daß es ungewiß gewesen, ob Murena mit Recht verdammt worden sey, oder ob man ihn bloß verleumdet habe; wenigstens hätten einige Richter die

Verschwornen frey gesprochen. Weil Murena aber mit seinem Freunde, dem Weltweisen Athenäus, aus der Stadt entwichen wäre, und sich eben so wenig wie Cäpio vor Gericht gestellt hätte, so wäre er nebst dem Cäpio verbannt und nachmals getödtet worden. Nach dem Bericht des Strabo ward dieser Athenäus wegen gerichtlich erkannter Unschuld vom Augustus gar bald auf freyen Fuß gestellt. Vielleicht hat es dem Murena geschadet, daß er in seinen Reden bis zum Uebermaße frey war. Dio Cassius, der dieses zu verstehen giebt, erzählt folgendes Beyspiel. Als Augustus vor Gericht ein Zeugniß wider den Primus ablegen wollte, fragte ihn Murena, der den Primus vertheidigte: Wer hat dich gerufen? Worauf ihm der schlaue Augustus gar glimpflich zur Antwort gab: Die Republik.

Ramler.

3.

Voitus,

geboren den 16. März 1741,
gestorben d. 30. Jänner 1787.

Wenn ich hier dem Andenken eines Mannes von ausgezeichneten Geistesgaben und von vorzüglichem Adel des Herzens einige Blumen opfere; so geschieht es weniger, um ihm eine Ehre damit zu erweisen, als vielmehr, um ihn einem Theile unserer Mitbürger als ein empfehlungswürdiges Muster zur Nachahmung aufzustellen. Die wahre Quelle der Ehre kann auch durch die kostbarste Einfassung nicht reichhaltiger gemacht, aber wohl reiner und brauchbarer erhalten, werden. Durch

An-

Digitized by Google

Anerkennung und Verehrung seltener und erhabener Verdienste lassen wir ihnen bloß Gerechtigkeit widerfahren; und nur wir sind dabei eigentlich der gewinnende Theil, wenn wir Verdienste zu erkennen wissen und uns ihnen nachzueifern bestreben.

Seit zwanzig Jahren ist der verewigte Voltaire der Freund meines Herzens, und der Gesellschafter meines Kopfes gewesen; und unsere gegenseitigen Verhältnisse hatten immer eine so wirksame Beziehung auf alle unsere Handlungen, daß es mich dünkt, als ob ich mit ihm einen Theil meines Ichs verloren habe. Selbst die Kollisionen, die überhaupt bei zwei verschiedenen Menschen unvermeidlich sind, und den Freundschaften mehrentheils um so nachtheiliger werden, je mehr die Verbündeten Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit haben, brachten uns oft in noch näheren Zusammenhang, weil wir beständig bemüht waren, unsere wechselseitigen Meinungen, Neigungen und Handlungen in Gleichgewicht zu bringen. Ich kenne daher fast alle Epochen seines Lebens, die einen beträchtlichen Einfluß auf seinen physischen und moralischen Charakter hatten; und die um so merkwürdiger sind, je trefflicher der moralische und je trauriger der physische Erfolg davon war.

Er war der Sohn eines Schulrektors zu Genthin; und wurde von diesem so schulgerecht erzogen, daß er schon in seinem achten Jahre

die gewöhnlichen lateinischen und griechischen Schulautoren las: welches zwar mit der äußersten Strenge erzwungen war, aber doch ohne Genie des Kindes nicht hätte zu Stande gebracht werden können. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß diese Anstrengung seinem äußerst lebhaften und heftigen Charakter in der Folge die Geduld gab, die zum fleißigen und gründlichen Studiren und zu einem klugen und pflichtmäßigen Verhalten gehört.

Als Kompanie-Feldscheer fühlte er einen so mächtigen Trieb, seine Kenntnisse zu erweitern, daß er zwei Drittheile seines Traktaments auf Erlernung von Sprachen verwandte, für den Rest in dem Verschlag einer kleinen Stube lebte, die von dürftigen Handwerksleuten bewohnt war, und als tägliche Kost nichts als Hering und Kartoffeln genoß. Der Verschlag war finster, und erlaubte ihm nicht aufrecht zu stehen; die Geschäfte seiner Mitbewohner des Zimmers störten ihn in allen seinen Verrichtungen: und doch sammlete er hier gerade den Fond von Geistesstärke und Herzensgüte, der ihn in der Folge charakterisirte.

Um diese Zeit ward er mit Herrn D. Brückmann, der jetzt mit Ruhm in Mekl[illegible] praktisirt, bekannt, der ihm Unterricht in der Mathematik gab. Mit diesen Vorkenntnissen ausgerüstet, wandte er sich an den damals in Hes-

lin

An lebenden, jetzt in Petersburg befindlichen, Herrn Prof. Wolff dessen philosophischer und präzise Lehrart gerade den Bedürfnissen seines Geistes entsprach, und ihm diese Liebe zur Gründlichkeit und Bestimmtheit beibrachte, ohne welche man nie große Fortschritte in Wissenschaften machen kann. Er wurde nun als ein junger Mann von vorzüglichen Fähigkeiten bekannt, und alle damals hier lehrende Aerzte und Physiker nahmen ihn mit Vergnügen unentgeldlich als Schüler an. Er war nun schon Vorbild und Muster aller Studirenden; und wirkte damals eben so mächtig durch sein Beispiel und durch seinen Umgang, als er es in der Folge durch seine Lehren that. Manche schlafende Kraft erweckte er durch seinen Antrieb, manchen durch äußere Umstände niedergebeugten Geist ermunterte er zur Thätigkeit und Nachfolge durch seinen glücklichen Vorgang. Und dieses Wirken aus sich auf Andere, diese Ausbildung seiner Kräfte durch eignes Vermögen, gaben ihm das Bewußtsein einer Eigenthümlichkeit, das ihn zum höchsten Grade des Egoismus und Skeptizismus würde geführt haben, wenn ihn nicht sein scharfer Sinn und sein edles Herz in die Schranken des gesunden Menschenverstandes und der Bescheidenheit zurückgezwungen hätten.

Bis jetzt hatte er sich mit der eigentlichen Chirurgie noch wenig beschäftigt, und man war eben nicht berechtigt zu vermuthen, daß er einstens dem

praktischen Theil derselben, so viel Ehre machen würde. Es blieb ihm inzwischen keine andere Laufbahn übrig; und er nahm daher das Anerbieten des Generalchirurgus Schmucker an, in die Zahl der königlichen Pensionnärchirurgen zu treten. — Im Jahr 1773 wurde er Regimentsfeldscheer des Hochlöbl. Alt-Waldeckschen Regiments; und hier legte er bald sehr beweisende Proben seiner praktischen Geschicklichkeit ab. — Das Jahr darauf schickte ihn der Hochseelige König nach Frankreich, um neue Methoden, besonders zur Operation der Mastdarmsteine, zu lernen, wo er zu gleicher Zeit das Accouchement so kultivirte, daß er in der Folge einer der geschicktesten Entbinder wurde. Nach dem Ableben des Prof. Henkel erhielt er dessen Stelle, als Lehrer der Chirurgie und Oberwundarzt der Charité. *)

Sorgeß und erhaben war das Ideal, das er sich von einem Lehrer gemacht hatte, daß er, trotz dem Bewustsein seiner Kräfte, sich unfähig zu diesem Geschäfte hielt; und nur durch das dringendste Zureden seiner Freunde konnte er dahin gebracht werden, sich zu beruhigen, und sein Lehramt anzufangen: welches er denn auch zum Nutzen aller seiner Schüler und zur Ehre der Chirurgie bis jetzt mit dem größesten und leider seiner Gesundheit nachtheiligen Eifer fortgesetzt hat. Er hatte eine

*) Späterhin ward er bekanntlich, nach Schmuckers Tode, im J. 1786 dritter Generalchirurgus.

eine weitläuftige Praxis, studierte viel, hielt täglich zwei bis 3 Stunden hintereinander Vorlesungen, und schwächte durch alles dies seine Gesundheit um so mehr, je eifriger er es sich angelegen sein ließ, seiner großen Pflichtliebe Genüge zu thun.

Noch leben redende Beweise seiner ungewöhnlichen Kunstfertigkeit; noch glimmt gewiß in dem Kopfe manches Jünglings der göttliche Funken von Wahrheitsbegierde, den er in ihm angezündet hat; und lange noch wird sein Andenken die wohlthätigsten Einflüsse auf seine Kunstverwandten haben.

Im gemeinen Leben war sein Umgang gefällig und angenehm. Er hatte das, was ein ächter und unträglicher Charakter eines menschenfreundlichen Herzens ist: es war einem jeden in seiner Gesellschaft wohl. Gern bot er die Hände zur Unterstützung der Bedürfenden; und so heftig auch sein Temperament war, dessen sehr lebhaften Aufwallungen er nicht immer widerstehen konnte, so liebten ihn doch Alle, die ihn umgaben. Das Gefühl seiner überwiegenden Kräfte, dessen Aeußerungen dem leidenden Theile immer so wehe thun, machte ihn nicht unverträglich, und zog ihm weder Neid noch Feindschaft zu. Alle, die ihn kannten, stimmten darin überein: daß er ein gelehrter, scharfsinniger, geschikter, angenehmer, und wohlwollender Mann sei; Eigenschaften, deren Vereinigung und Zusammenstimmung der Natur nur

selten gelingt, und der Menschheit vom Schöpfer nur als eine sparsame Zierde verliehen wird!

Ruhe sanft, mein geliebter Voitus, bis wir einst, auf einer höhern Stuffe der Wesen, vereinigt, dem Schöpfer danken können, daß er uns hienieden in Verbindung brachte! Das Andenken Deines Lebens wird mir stets eben so heilig, als das Andenken Deines Todes schmerzhaft sein.

Er war groß, wohlgewachsen, von starker Leibesbeschaffenheit, und cholerischen Temperaments. Im Jahr 1771 blieb ihm nach einem Fieber ein Gefühl von Schwere in der Gegend der Leber zurük, worüber er sich bis etwa einige Jahre vor seinem Tode beklagte. Auch litt er von der Zeit an häufig alle die Beschwerden, die aus einer Verstopfung der Leber entstehen: d. i. Hämorrhoiden, Kongestionen nach der Brust, und fast beständigen Schnupfen und Husten. Im J. 1780 brach er das Bein, verlor zugleich seine Frau im Wochenbette, und wurde zu eben der Zeit von einem inflammatorischen Fieber befallen, wobei nicht nur das Rippenfell und die obere Fläche der Leber, sondern selbst die Lungen, entzündet waren. Durch antiphlogistische Behandlung wurde er inzwischen mittelst eines gekochten Auswurfs wieder hergestellt; und es blieben nur die gewohnten rheumatischen Stokkungen übrig, — an denen er vor zwei Jahren so sehr litt, daß ich zum zweitenmale für sein Leben besorgt war. Ei-

Einige Wochen vor seiner letzten Krankheit klagte er mehr als gewöhnlich über seine rheumatischen Beschwerden. Er machte daher Montags den 22sten Januar Morgens bei ziemlicher Kälte einen Spatziergang, auf dem er sich wahrscheinlich erkältete. Nachdem er sich den folgenden Morgen ziemlich heftig geärgert hatte, wurde er des selben Abend von einem starken Froste befallen, der fast die ganze Nacht anhielt. Ich fand ihn den 24sten Morgens mit einem fieberhaften, ziemlich gespanntem, aber nicht großem Pulse; etwas eingenommenen Kopfe, weißer, aber feuchter und nur mit einem dünnen und durchsichtigen Schleim gleichmäßig überzogener Zunge, und reinem Geschmack im Munde, übrigens lebhaften Augen und ziemlich rother Gesichtsfarbe. Er hatte schon für sich das mit Zitronensäure gesättigte Weinsteinsalz genommen; ich rieth ihm, dies fortzugebrauchen, und den folgenden Morgen ein Brechmittel zu nehmen. Das Brechmittel führte eine Menge gelber und dikker Galle aus. Als sich hierauf gegen den Abend die Hitze nicht legte, und der Puls an Geschwindigkeit zunahm, fing mir an, der Zustand bedenklich zu werden. Um daher nichts zu stören, ließ ich diese Nacht bloß eine kühlende Mixtur aus Krebssteinen mit Zitronensäure nehmen, und den Leib durch ein Klystier öffnen.

Den folgenden Morgen klagte er mir, daß er die Nacht eine brennende Hitze gehabt; daß

desmaligen Einschlummern wieder aufgeschreckt sei, beim Einnehmen und Trinken immer Uebelkeiten und beängstigendes Aufstoßen habe, an einem heftigen klopfenden Kopfschmerz leide, und zur Ader gelassen zu werden wünsche. Diese Umstände, seine cholerische Konstitution, die rheumatische Natur aller seiner Beschwerden, die Abwesenheit aller Zeichen von Fäulniß und angegriffenem Nervensystem, die lebhaften, aber nun schon gelben Augen, die krampfhaften Spannungen um die Präkordia bei Mangel turgescirender Materien in den ersten Wegen, ließen mir keinen Zweifel über die entzündliche Natur der Krankheit; und bestimmten mich, die Ader öffnen, und zugleich ein Blasenpflaster zwischen den Schultern legen zu lassen.

Schon bei seiner ersten inflammatorischen Krankheit der Brust war mir die besondere Empfindlichkeit seines Magens aufgefallen; und ich befürchtete jetzt mit Recht entzündliche Stockungen im Unterleibe. Es war daher mein Entschluß, den hier befindlichen Reiz durch Ausleerungsmittel nicht zu vermehren, sondern bloß gelind kühlende Mittel anzuwenden. Da aber nach dem Aderlaß das Aufstoßen und die Beängstigungen im Unterleibe nicht nachlassen wollten; so nahm er Nachmittags, ohne mein Wissen und zu meiner großen Mißbilligung, ein zweites Brechmittel. Ich fand ihn gegen den Abend mit einem sehr geschwinden und krampfhaften

ten Pulse. Das Brechmittel hatte den Reiz vermehrt, ohne die Beängstigungen gehoben, und ohne etwas Schädliches ausgeführt zu haben. Das Blut hatte übrigens inflammatorische Kruste, war aber gefroren; und so konnte ich nicht beurtheilen, ob die Flüßigkeit des unter der Eisrinde befindlichen Kuors ein Zeichen einer faulichten Beschaffenheit oder vielmehr die Folge der durch das Gefrieren des obern Theils verhinderten Gerinnung sei. Da er so sehr über Säure im Magen und quälendes Aufstoßen klagte, so gab ich ihm eine Mixtur aus Magnesia mit einem Skrupel Theriak in sechs Unzen Wasser aufgelöset, um dadurch die krampfhaften Spannungen zu besänftigen, und, wo möglich, Entzündung zu verhüten. Auch ließ ich zu gleicher Zeit ein Blasenpflaster auf den Magen legen.

Die vierte Nacht war wiederum unruhig, und mit vorübergehendem Irereden begleitet. Inzwischen war er des Morgens mit der Wirkung des Mittels zufrieden, und spürte weniger Beschwerden. Ich ließ ihm nun, weil ich doch immer entzündliche Stokkung im Auge hatte, und die Verhärtung seiner Leber fürchtete, das unausgelangte schweißtreibende Spießglas nehmen, Blasenpflaster an den Waden legen, und den Leib durch erweichende Klystiere öfnen. Aber es erfolgte keine Verminderung der Krankheit, obgleich der Urin Anschein von Kochung gab. Ich rieth ihm, gegen den Abend zur Besänftigung der Krämpfe etwas Mohnmilch zu nehmen. Aber

Abet auch diese fünfte Nacht war wiederum schlaflos, und äußerst unruhig; und er klagte den Morgen mehr als jemals über große Beängstigungen in der Magengegend. Der Puls hatte an Geschwindigkeit zugenommen, ob gleich Haut und Zunge feuchte blieben. Ich ließ die Gegend der Leber und des Magens mit warmen nassen Umschlägen baden; und innerlich, der Galle wegen, aufgelöste Tamarinden geben. Aber diese vermehrten den Ekel und das Aufstoßen, und die Fomentationen feuchteten nichts. Im Gegentheil fand ich gegen den Abend den Puls so gespannt, und die Aengstlichkeit so groß, daß ich sogleich in der Herzgrube und im rechten Hypochondrium Blutigel legen; und innerlich, um den Darmkanal frei zu machen, einige Löffel Rieinusöl nehmen ließ. Nachdem die Blutigel gesogen hatten, ließ ich dieselbe Gegend mit einem zertheilenden Pflaster aus Ammoniakgummi, Schierling und Kampher bedecken. Diese Mittel schienen von so guter Wirkung zu sein, daß er mir des Morgens dafür dankte, und mir seinem Zustande zufrieden war. Aber bald stellte sich ein neuer Anfall des Fiebers mit stillem Irreveden ein, der sich nach Mitternacht um ein Uhr, die siebente Nacht der Krankheit, mit dem Tode endigte.

Die Klage, die er seit so langer Zeit über eine Schwere im rechten Hypochondrium geführt hatte, bewog mich, den Leichnam öffnen zu lassen. Bei

Er-

Eröfnung der Brust fand man die untere Hälfte beider Lungenflügel, so wie das ganze Zwerchfell, stark entzündet; (und doch hatte sich, wie schon mehrere Beobachtungen gezeigt haben, keine Spur von sardonischem Lachen geäußert). Die Substanz der Leber war widernatürlich hart, die ganze Oberfläche derselben entzündet; und die Gallenblase leer von aller Galle, die durch den entzündlichen Krampf ins Blut getrieben war: daher auch nach dem Tode das Gesicht eine ganz gelbe Farbe hatte. Magen und Gedärme waren sehr aufgetrieben: ersterer fast ganz mit dunkelrothen Streifen und Flekken überzogen; und die letzteren hin und wieder sehr gelb gefärbt und entzündet. Die Milz war groß und strotzte von Blut, weil sie sich nicht in das Leibersystem, der Verstopfung und Entzündung wegen, hatte ausleeren können.

Das Fieber war unstreitig entzündlich-gallichter Natur. Die vorhergegangenen Ursachen gaben Gelegenheit zu den Stokkungen der im Leberflusse vorhandenen rheumatischen Materie; und die durch die fehlerhafte Beschaffenheit der Leber, durch Anstrengung des Geistes, und durch Gemüthsbewegungen verderbte Galle ist es ohne Zweifel, wodurch diese Krankheit so schnell tödtlich wurde.

Berlin,
den 10. Februar 1787. Selle.

4.

Historische Nachricht von dem letzten Lebensjahre Königs Friedrich II. von Preussen.

Vorgelesen in der öffentlichen Versammlung der Akademie, d. 25 Jänner 1787.

Diese wichtige Vorlesung, deren in der Berl. Monatsschrift, Februar S. 172, schon Erwähnung geschehen, ist so eben unter dem Titel abgedrukt erschienen: Mémoire historique sur la dernière année de la vie de Frédéric II, Roi de Prusse. Avec l'Avant-propos de son histoire, écrite par lui-même. Lu dans l'assemblée publique de l'Academie de Berlin, le 25 Janvier 1787. Par le *Comte de Herzberg*, Curateur & Membre de l'Académie. 3 Bogen in gr. 8. beim Hofbuchdrukker Decker. — Mit Erlaubniß des Herrn Verfassers liefern wir hier eine Uebersetzung davon. Die Herausgeber.

Da diese Akademie immer gewohnt gewesen ist, den 24sten Jänner, als den Geburtstag des Königs ihres Wiederherstellers, in einer öffentlichen Versammlung zu feiern; und da diese Gewohnheit auch künftig zum Andenken der Erneuerung der Akademie, welche auf denselben Tag trift, fortdauren soll: so glaubte ich, meiner Pflicht als Akademist nicht besser genügen zu können, als wenn ich in dieser Sitzung eine Abhandlung vorläse, die sich auf einen Gegenstand unserer Staatswohlfarth bezöge, und worin ich zugleich eine kurze Rechenschaft von

Jahs

den öffentlichen Verhandlungen des vergangenen Jahres und der Staatsverwaltung eines Monarchen darlegte, der seit lange allgemein als das Muster der Könige anerkannt worden, und dessen Thaten nicht die Publizität zu scheuen brauchen. Ich habe das Vergnügen genossen: daß die edle öffentliche Bekanntmachung in diesem Punkte, die fast alle gemeine Billigung verständiger und vorurtheilsfreier Personen in und außer unserm Lande, und den sehr mich schmeichelhaften Beifall der ersten und verehrungswehrtesten Fürsten in Europa, erhalten hat; daß man dadurch das Glük und die innere Stärke der an Oberfläche und Ausdehnung sonst so mittelmäßigen Preußischen Monarchie hat genauer kennen lernen; und daß dadurch Bewunderung, und zugleich, zum allgemeinen Nutzen der Menschheit, Nacheiferung in den andern Regierungen Europas entstanden ist.

Es ist sehr betrübend für uns, daß dies das letztemal ist, wo ich ein so ehrenvolles Geschäft übernehmen kann; da uns der Tod am 17 August vorigen Jahres Friedrich den Zweiten entriß, diesen geliebten und bewunderten König, der so lange dem Inhalt zu so interessanten Vorlesungen gewährte. Wir müßten über diesen Verlust untröstlich sein, wenn nicht dieser selbe König, eben so groß nach Seinem Tode als während Seines Lebens, durch Sein Beispiel und Seine Lehren einen Nachfolger gebildet hätte, in Welchem er nach Seinem eigenen Ausdrukke, wieder auflebt *).

Da

*) Qui le *reconnaîtra*.

Der Seine Staatsverwaltung nach denselben Grundsätzen forsetzt, und sie da, wo menschlicher Unvollkommenheit wegen dies nöthig ist, berichtigt, Der endlich auf demselben Wege der Gerechtigkeit Güte und Staatstugend, dem dauerndem Ruhme entgegen wandelt, welcher immer ihre gerechte Belohnung ist.

Zwar hat der Hochsel. König nur die Hälfte des letzten Jahres durchlebt; aber dennoch würde dies Jahr mir hinlängliche Materialien zu einer eben so ausführlichen Vorlesung, als ich in den vergangenen Jahren hielt, gewähren, wenn die Zeit und Umstände es erlaubten und forderten. Aber, da Seine Verwaltung der innern Landesangelegenheiten fast immer gleichförmig war, so brauche ich nur kurz zu sagen: daß Friedrich II im letzten Jahre Seiner Regierung beinahe das nehmliche, als in den vorhergen Friedensjahren, that. Er hat alle die öffentlichen Unternehmungen vollendet und ausgeführt, die ich, als entworfen und beschlossen, am Ende meiner vorjährigen Vorlesung über den wahren Reichthum der Nationen angekündigt hatte. Er hat die Summe von drei Millionen Thalern auszahlen und anwenden lassen, so wie sie zur Ausführung der dort angegebenen Gegenstände bestimmt war; aber Er ist zugleich noch viel weiter gegangen, wie Er es immer that, nachdem Vorfälle und Umstände es erheischten. Das vorige Frühjahr hatte große Ueberschwemmungen der Weichsel, Oder, und Warthe verursacht; der König ließ daher sogleich die Dämme wieder in Stand setzen, und gab an eine halbe Million Thaler her, um sowol den

ärmern

armen Landleuten den durch das Wasser erlittenen Schaden zu ersetzen, als ihnen die Wiederherstellung ihrer Ländereien möglich zu machen. Mit der äußersten Rührung erinnere ich mich, daß, als dieser große König erfuhr, daß vieles Land an der Oder durch diese Austretung des Flusses ganz versandet worden, Er Seinen Finanzministern alle Summen, die sie fordern könnten, anbot, um diese versandeten Ländereien abräumen, und wieder in ihren vorigen Zustand setzen zu lassen, und den fruchtbaren Boden von den Sandgebirgen zu befreien, die ihn itzt bedeckt hatten; — und daß Er höchst ungern ihren Vorstellungen von der physischen Unmöglichkeit der Sache nachgab. In den Jahren 1785 und 1786 war die Erndte in allen nördlichen Ländern sehr geringe und weniger als mittelmäßig gewesen; aber der König ergrif so richtige und so schnelle Maßregeln, daß der Getreidepreis in Seinen Staaten nicht zu hoch stieg, daß Seine Einwohner und Seine Kriegsmagazine (obgleich Er aus den letzten den Bedarf zum Unterhalt und zur Aussaat des Landes hernahm) das Getreide zu einem gewöhnlichen Preise erhielten, und daß wir noch eine sehr ansehnliche Kornausfuhr aus den Häfen von Memel, Königsberg, Elbing, und Danzig, nach Schweden und Dännemark machen konnten. Auch haben die Bevölkerung und die Manufakturen der Preußischen Staaten auf keine Weise durch den Mangel der gemannten Jahre gelitten *), wie es sonst

*) Es ist zu Paris ein seltsamer Streit unter den Journalisten über die Bevölkerung der Preußi-

sonst gewöhnlich geschieht. Es waren in allen Preußischen Staaten: in dem Jahre:

	Heirathen	Gebohrne	Todten	Ueberschuß der Gebohrnen
1786:	45,259	211,188	161,827	49,361
1785:	——	210,037	157,606	53,126.

Wenn

Staaten entstanden. Hr. Mallet Dupan, Herausgeber des Journal de Paris, hatte zufolge einer meiner akademischen Abhandlungen behauptet: „daß die Bevölkerung der Preußischen Staaten „unter König Friedrich II. sich fast verdoppelt „habe.“ Dagegen wandte Hr. Abbe Baudeau, Herausgeber des Merkure de Paris ein: „sie habe „sich kaum um ein Drittel vermehrt;“ wobei er diese Berechnung macht: die Preußische Bevölkerung habe im J. 1740: 2,240,000, und 1785 nicht mehr als 5½ Millionen betragen, man müsse für die neuen Staaten 2½ Million abziehn, und so blieben für die Bevölkerung der alten Staaten nur 3 Millionen. Allein, Hr. Baudeau begeht hier zwei Irrthümer: indem er im J. 1785 allen Preußischen Staaten nur eine Bevölkerung von 5½ Millionen zuschreibt, da sie doch, mit Inbegriff des Militärs, 6 Millionen beträgt; und indem er 2½ Million für die neuen Staaten abrechnet, die doch nur 2 Millionen geben. Nimt man als Thatsache an, wie man es mit Grunde und zufolge der Zählung kann: daß die gesammte Bevölkerung der Preußischen Staaten 1740 nur 2,240,000 betrug; daß sie 1785 6 Millionen ausmachte; und daß man für die neuen Staaten nur 2 Millionen abrechnen kann; so hat die Volksmenge der alten Staaten sich wirklich von 1740 bis 1785 um 1,660,000 Köpfe vermehrt, und man kann folglich mit Recht sagen, daß sie sich fast verdoppelt hat.

Digitized by Google

Wenn man die Liste des Jahres 1786 mit den Listen der vorigen Jahre 1784 und 1785 vergleicht, die ich in meinen Vorlesungen dieser beiden Jahre bekannt gemacht habe; so wird man finden, daß im J. 1786, obgleich es nicht glüklich und fruchtbar war, die Zahl der Gestorbnen und Gebornen mit den Zahlen in den vorigen Jahren fast überein kömmt *), daß folglich die Bevölkerung dieselbe muß gewesen sein, und daß sie in demselben Verhältniß durch den ansehnlichen Ueberschuß der Gebornen zugenommen hat. Dieselbe und noch vortheilhaftere Bemerkung kann ich über den Nationalprodukt der Preußischen Fabriken machen. Dieser betrug während des Jahres 1786 34 Millionen Thaler, da er im J. 1785 nur 30 Millionen für dieselben Gegenstände betragen hatte, die ich in meiner vorjährigen Abhandlung angegeben habe. Dieser ansehnliche Ueberschuß kömmt daher: daß die Linnenmanufakturen 2 Millionen, und die Wollenmanufaktur 1 Million mehr als im J. 1785, getragen haben, und daß die Fabrikation des Landtabaks, welche nur zu 1 Million angegeben war, wirklich in diesem Jahre, wie in mehrern vorhergehenden, 2½ Million Thaler betragen hat. Man muß hier die, in der vorjährigen Abhandlung gemachte, Bemerkung wiederholen: daß diese 34 Millionen nicht den ganzen Ertrag der Preußischen Produkte und Fabrikate ausmachen, sondern daß noch viele wichtige Artikel daran fehlen, als: Holz, Korn, Salz, Hanf, und ein großer Theil des Mineralreichs.

*) Im J. 1784 waren 211,113 Geburten, 152,040 Todte, mithin der Ueberschuß an Gebornen 59,162.

Digitized by Google

Da ich in meinen vorigen Abhandlungen über die Bevölkerung und über den wahren Reichthum der Staaten das erschöpft habe, was ich bekannt machen wollte, um die erstaunenswürdigen Fortschritte zu zeigen, welche der Hochsel. König in der innern Staatsverwaltung gemacht hat; so schränke ich mich itzt auf die wenigen so eben beigebrachten Bemerkungen ein, bloß um zu zeigen, daß Friedrich II in der innern Verwaltung Seiner Staaten nichts von der unermüdeten, und mit gleich glüklichem Erfolg bekrönten, Sorgfalt während der letzten sieben Monate Seines Lebens und des Jahres 1786 nachgelassen hat, ungeachtet der schmerzhaften und tödtlichen Krankheit, die Ihn in dieser ganzen Zeit drükte. Ich kann und muß aber diesem großen König auch dieselbe Gerechtigkeit widerfahren lassen, in Absicht der großen ausländischen und politischen Geschäfte, welche Europa überhaupt und Preußen insbesondere angehn. Ungeachtet Seines hofnungslosen Zustandes hat Er ihnen keinen Augenblik der fortgesetztesten Aufmerksamkeit und Anstrengung entzogen. Er las alle Berichte Seiner auswärtigen Minister, diktirte alle Morgen von vier bis sieben Uhr die unmittelbaren Antworten auf diese Depeschen, und unterhielt den ordentlichen Briefwechsel mit Seinem Kabinets- oder auswärtigen Departements-Ministerium über alle Gegenstände der großen Politik. So arbeitete Er während dieser 7 Monate des Jahres fort: um Sein letztes großes Werk, den deutschen Fürstenbund, zu befestigen; um so werkthätig, als es die Umstände erlaubten, die Unruhen in Holland beizulegen

Digitized by Google

zu heben, und um Seine Grundsätze und die Rechte Seiner Länder gegen die Ansprüche der Stadt Danzig aufrecht zu erhalten. Dieselbe genaue und tägliche Korrespondenz hat Er mit den Ministern des Justiz- und des Finanz-Departements unterhalten; und Er Selbst, ohne einen Minister oder General, führte den ganzen Theil der militairischen Korrespondenz, indem Er Seinen Sekretären und Adjutanten die Ordres diktirte. Ich erinnere mich, daß, da Er den letztern noch einige Tage vor Seinem Tode alle die Manöver diktirte, die sie bei den Schlesischen Revüen sollten ausführen lassen, Er die geringsten Umstände der Lokalität dabei angab. Zur selben Zeit ließ Er den General Anhalt nach Potsdam kommen, um ihm die großen militairischen Einrichtungen zur Errichtung der Freibataillone, zur Mobilmachung der Armee im Fall eines Krieges, u. s. w. u. s. w. vorzuschreiben. In denselben Umständen befand Er auch die Staatsminister Graf Hoym und von Werder, und den Geheimen Rath Schütz aus Pommern, nach Potsdam, um mit ihnen die neuen Entwürfe zur Urbarmachung, Verbesserung, und Fabrikenanlegung, einzurichten, welche Er im J. 1787 in den verschiedenen Provinzen ausführen wollte; vorzüglich aber Seinen Lieblingsplan, auf Seine Kosten neue Dörfer in allen den Gegenden erbauen zu lassen, wo die Landbesitzer zu weitläuftige Felder hätten und wo Ihm die Volksmenge zu geringe schien. Ein besonderes Wohlgefallen machte Ihm die Ausführung Seiner Idee, 200 Schafe und Böcke aus Spanien kommen zu lassen, um die Race in unsern Schäfereien

zu verbessern. Da diese Schafe einige Tage vor Seinem Tode durch Potsdam gehen sollten, so erwartete Er sie mit Ungeduld, um einige davon nach Sans-Souci, und (wie Er Sich ausdrükte) zum Besuche zu Sich kommen zu lassen.

Ich erwähne diese Umstände, die geringfügig scheinen könnten, darum, weil sie stets dienen werden, die Wohlthätigkeit und die Größe Seines Geistes, der alle mögliche Gegenstände der allgemeinen Wohlfahrt umfaßte, in noch hellerem Lichte zu zeigen. Ich kann alles hier angeführte desto sicherer und glaubwürdiger bewähren, da ich bei Friedrich II. auf seinem Schlosse Sans-Souci, die letztern fünf Wochen Seines Lebens zugebracht habe: vom 9. Julius, da Er mich rufen ließ, bis zum 17. August da Er starb. Ich kann mit den Herren Grafen Schwerin, Görz, Lucchesini, und Pinto, bezeugen, die wir Ihn damals täglich drei bis vier Stunden sahen: daß Er — obgleich so geschwollen und von der Wassersucht angegriffen, daß Er sich nicht allein aus seinem Stuhle bewegen konnte worinn Er Tag- und Nächte zubrachte, ohne die Bequemlichkeiten eines Bettes ertragen zu können; und obgleich Er sichtbar ganz außerordentlich litt — daß Er dennoch nie das geringste Zeichen von Schmerz oder Unbehaglichkeit blikken ließ, sondern immer Seine heitere zufriedne und ruhige Mine behielt, und ohne je von Seinem Zustande oder vom Tode zu reden, uns immer auf das angenehmste und vertraulichste über die Zeitläufte, die Litteratur, die alte und neue Geschichte, und vorzüglich über den Landbau, und die Kultur der Gärten, welcher Er noch immer anlegen

ließ,

Digitized by Google

ließ, unterhielt. Sein beständiger und täglicher Lebenslauf war dieser: daß, nachdem Er Abends und Morgens die Depeschen seiner Gesandten, und die militarischen und Civil-Berichte seiner Generale und Minister gelesen hatte, Er des Morgens, um 4 oder 5 Uhr, nach der Menge der Geschäfte, seine drei Kabinetssekretare einen nach dem andern zu Sich herein kommen ließ, und dem Einen die Antworten, (welche Er mir hernach zustellen ließ) auf die Depeschen jedes seiner Gesandten diktirte, den beiden Andern aber die Befehle und Antworten an die Staatsminister und Generale, über Kriegs- Finanz- oder Justizsachen, wie auch die Antworten auf die unendliche Menge Briefe und Bittschriften von Privatpersonen: und alles dies mit einer solchen Behutsamkeit und Ordnung, vorzüglich bei den ungemein komplizirten Depeschen, daß die Sekretare nur die Titel, Formalitäten und Datum hinzuzusetzen hatten. Wenn dies Geschäft um 7 oder 8 Uhr geendigt war, ließ Er den Kommandanten von Potsdam, Generallieutenant von Rohdich, hereinkommen, und nach ihm Seine Adjutanten, um ihnen die militarischen Orders und was die Garnison jeden Tag thun sollte, mündlich vorzuschreiben. Nur nachdem Er auf diese Art Seine königlichen Pflichten erfüllt hatte, sah Er auf einige Augenblikke den Wundarzt, und zuweilen einen Arzt, um das nöthigste für Seinem Zustand zu besorgen. Um 11 Uhr ließ Er Seine oben genannte Gesellschaft kommen, und unterhielt Sich mit uns bis es 12 Uhr schlug, wo Er uns entließ und Sein Mittagsessen allein einnahm. Nachmittags unterzeichnete Er alle Depeschen und Briefe, die

Er am Morgen diktirt hatte, und die Seine Sekretare gegen die Zeit mußten expedirt haben. Dann ließ Er uns aufs neue gegen 5 Uhr rufen, und behielt uns bis 8 bei Sich, wo Er uns zum Abendessen entließ; indeß Er den übrigen Theil des Abends damit hindrachte, daß Er sich durch Seinen Lektenr die Werke einiger alten Schriftsteller, als Cicero, Plutarch, u. s. w. vorlesen ließ, daß Er hierauf Seine neuen Depeschen las, und endlich den wenigen Schlaf genoß, den Ihm Sein Zustand erlaubte. Diese Lebensweise ward unabänderlich bis zum 15. August fortgesetzt, an welchen Tage Er noch so richtig durchdachte, Depeschen diktirte, daß sie dem erfahrensten Minister würden Ehre gemacht haben. Nur am 16. August hörte Er auf die großen Geschäfte als König und Staatsmann zu führen; an diesem Tage verlor Er das Bewußtsein, und in der Nacht zum 17ten endete Sein Leben, indem Er Seine große Seele, ohne eine konvulsivische Bewegung, in Gegenwart meiner und unsers würdigen Mitgliedes des Arztes Hrn. Selle, ausathmete. — Ich hoffe, daß dieser umständliche Abriß von der letzten Lebenszeit Friedrichs II. weder der Akademie noch dem Publikum gleichgültig scheinen wird; man sieht wenigstens daraus, daß dieser große Mann Seinen Charakter durchgeführt hat, und immer bis zum letzten Augenblicke des Lebens Sich gleich geblieben ist, ohne von den Schwachheiten der Natur eine Aenderung zu erleiden.

Auch, glaube ich, wird es nicht mißfallen, wenn ich hier ein Gemälde des öffentlichen Lebens König Friedrichs liefere: zwar nur nach den Hauptzügen, aber

Digitized by Google

aber doch auch mit den Hauptantriebfedern Seines politischen Betragens in den verschiedenen Vorfällen Seiner so langen Regierung. Dieser Abriß kann zugleich dienen, Seine Handlungen ins Licht zu stellen, und sie gegen die aufgerichten oder zustrengen Urtheile, die man darüber gefällt hat, zu retten. Ich werde dies Gemälde nur im Umrissen entwerfen, ohne auf einzelne Umstände mich ausführlich einzulassen; bloß nach meinem Gedächtniß, da ich alle Archivakten gelesen habe, und seit 1745, wo ich in Dienste trat, theils mithandelnde Person, theils Zuschauer dieser merkwürdigen Regierungszeit gewesen bin.

Friedrich II. ward den 24. Jänner 1712 geboren, und ward strenge, als Privatperson, und ohne Bekanntschaft mit den Wissenschaften, erzogen: zur Folge der Grundsätze und des Characters Seines Vaters König Friedrich Wilhelms. Als Er 1731 Neigungen zu einer Ehe- und zu politischen Verbindungen zeigte, die den Absichten des Königs Seines Vaters entgegen waren, ward Er zu Küstrin gefangen gesetzt und gerichtlich behandelt, und hatte die Erhaltung Seines Lebens nur der Gerechtigkeit und Standhaftigkeit der Generale, die Sein Richter waren, zu danken, mußte aber doch Seinem Freunde, dem Lieutenant von Katt, den Kopf abschlagen sehn. Nachher blieb Er noch eine Zeitlang zu Küstrin, und mußte daselbst bei der Domänenkammer als Kriegsrath arbeiten: welches Ihm in der Folge sehr nützlich gewesen ist. Der König Sein Vater versöhnte sich hierauf mit Ihm; Er vermählte Sich, dessen Wunsche gemäß, 1731 mit der Prinzessin

von Braunschweig, unsrer würdigen verwittweten Königin; und begab Sich mit Ihr nach dem Schlosse Rheinsberg, wo Er nachher Seine meiste Zeit zubrachte, entweder in stiller Ruhe, oder in Uebungen der Kriegskunst bei Seinem Regimente zu Ruppin, oder in Beschäftigung mit den Wissenschaften und fortgesetztem Briefwechsel mit Suhm, Voltäre, und andern Gelehrten, wie auch mit dem Feldmarschall von Grumbkow über Regierungsangelegenheiten. Von dieser letzten Korrespondenz bewahrt das Archiv noch eine sehr merkwürdige Sammlung. Seit dem J. 1732 betrug Er Sich als ein sehr gehorsamer Sohn, und erwarb Sich wieder das ganze Zutrauen und die ganze Freundschaft Seines Vaters bis an dessen Tod. Da dieser den 31. Mai 1740 erfolgte, so bestieg Friedrich II. den Thron, und erbte einen sehr wohl eingerichteten Staat, nebst einem Kriegsheere von 70,000 Mann, und einem ansehnlichen Schatze. Als fast zur selben Zeit der Mannesstamm des Hauses Oestreich durch den Tod Kaiser Karls VI. erlosch, und die Fürsten von Baiern, Sachsen, und Spanien Ansprüche auf dessen Erbschaft (zum Theil oder ganz) gegen dessen Tochter Maria Theresia und gegen die Pragmatische Sanktion, unter dem Beistande des Französischen Hofes, machten; so glaubte Friedrich II, auch die Rechte des Hauses Brandenburg auf vier Schlesische Herzogthümer geltend machen zu müssen, die Seinen Vorfahren entrissen worden waren, und denen König Friedrich I gegen das geringe Aequivalent des Schwibusser Kreises entsagt hatte, welchen letztern der Wiener Hof

ihm

Digitized by Google

ihm aus falscher Politik nicht einmal gelassen hatte, wodurch seine Ansprüche wieder ihre Kraft erhielten. Friedrich forderte von der Königin von Ungarn nur die Herzogthümer Glogau und Sagan, und erbot Sich dagegen zu zwei Millionen, und zur Gewährleistung der Pragmatischen Sanktion und der Kaiserwürde für ihren Gemahl den Großherzog von Florenz. Als Er aber wiederholentlich nur trokne abschlägige Antworten erhielt, verband Er Sich mit dem Könige von Frankreich und den Kurfürsten von Sachsen und Baiern. Den letztern erhob Er auf den Thron des deutschen Reichs, und eroberte ganz Schlesien in den Jahren 1741 und 1742 durch die beiden Siege von Mollwitz und Czaslau. Aber da Ihn seine Bundsgenossen nur schwach unterstützten, willigte Er in die Vorschläge des Wiener und des Londner Hofes, und schloß, unter der Garantie des Königs von Großbritannien, den 11. Jun. 1742 den Breslauer Frieden, durch welchen die Königin von Ungarn Ihm das wichtige Herzogthum Ober- und Niederschlesien bis an den Fluß Oppa, und nur mit Ausschluß der Fürstenthümer Jägerndorf Troppau und Teschen, abtrat.

Friedrich wandte die Jahre 1742, 1743, und einen Theil von 1744 an, um die Ruhe und Süßigkeiten des Friedens zu genießen, und vorzüglich um Seine neue Eroberung gleich Seinen alten Staaten einzurichten. In dieser Zeit (im J. 1743) erneuerte und stellte Er auch diese Akademie wieder her, die Friedrich I. gestiftet hatte, die aber unter Friedrich Wilhelm vernachlässigt worden war, und sich nur durch die Thätigkeit ihrer eignen deutschen

Mit-

Mitglieder erhalten hatte. — Als der König 1744 sah, daß die Königin von Ungarn den Kaiser Karl VII. aus ganz Baiern bis nach Frankfurth vertrieben hatte, und ihre Armee über den Rhein gegangen und bis ins Innere von Frankreich gedrungen war; so konnte Er mit moralischer Gewißheit voraussehen, daß bei fernerem glüklichen Fortgange sie einst wieder Ansprüche auf Schlesien machen würde: und Er schloß daher im selben Jahr ein neues Bündniß mit Frankreich, dem Kaiser, und dem Landgrafen von Hessenkassel, dem zufolge Er mit 80,000 Mann in Böhmen rükte, und die Besatzung und die Stadt Prag gefangen nahm und eroberte. Dies befreiete Frankreich, und zwang das östreichsche Heer, wieder über den Rhein zu gehn und sich nach Böhmen zu wenden. Hier ward der König von den gesammten östreichischen Macht angegriffen, und da Frankreich Ihm nicht die Hülfe schafte, welche es durch Nachdrükken gegen die Armee des Prinzen Karl von Lothringen hätte schaffen sollen; so mußte Er mit Verlust Böhmen räumen. Ihr das östreichische Heer, mit dem sächsischen verbunden, drang zu Anfang des Jahrs 1745 in Schlesien ein, und glaubte es zu erobern; allein der König schlug sie gänzlich bei Hohenfriedberg, rükte hierauf wieder in Böhmen, und erhielt Sich da durch den unvermutheten Sieg bei Sohr bis an das Ende des Feldzuges; da Er nach Schlesien ging und darauf nach Berlin zurükkehrte. Aber hier entdekte Er, mitten unter den Karnavalslustbarkeiten im Decembermonat, daß eine verbundene Armee, unter dem östreichschen General Grüne, durch die Lausitz gehn und

Ihn

Ihn in Berlin überfallen sollte. Er eilte daher nach Schlesien, ging mit Einem Theile des Heeres nach dem linken Ufer der Elbe auf Meißen zu, ließ den andern Theil unter dem Befehl des Prinzen von Dessau von Magdeburg nach Dresden rükken, wo dieser Fürst den Sieg bei Kesselsdorf erfocht, zog hierauf siegreich in Dresden ein, ließ da die Oper Arminius spielen, und durch Seinen Minister Graf Podewils den 25 Dezember 1745 einen neuen Frieden mit dem Wiener und dem Sächsischen Hofe, unter der neuen Vermittelung und Gewährleistung Großbritanniens, schließen: — durch eine Unterhandlung, die nicht über 24 Stunden dauerte, so wie dieser ganze große Feldzug keinen völligen Monat gedauert hatte. Diesen neuen Frieden, der Ihm aufs neue Schlesien, unter der Garantie des Großbritannischen und Russischen Hofes versicherte, und wodurch Er die, im September 1745 gegen Seine Protestation geschehene Wahl des Großherzogs von Florenz zur Kaiserwürde anerkannte; diesen Frieden schloß Er besonders, weil Er Sich von einem Angrif der Russen bedroht sah, weil Frankreich den Krieg nur vertheidigungsweise führen wollte, und weil Kaiser Karl VII, zu dessen Gunsten der König diesen Krieg angefangen hatte, gestorben war, und sein Sohn, der Kurfürst von Baiern, seinen besondern Frieden zu Füßen mit Oestreich geschlossen hatte.

Wer ohne vorgefaßte Meinung diesen kurzen, aber wahren, Abriß der Begebenheiten in den Jahren 1740 bis 1745 betrachten will, wird finden, daß, wenn der Hochsel. König in diesem Zeitraum mehr-

Digitized by Google

mehrmal Sein System geändert hat, Er dazu sehr triftige Gründe hatte, denen Er desto tadelloser folgen konnte, da Er in allen seinen Bündnissen stets die weise Staatsklugheit beobachtet hat, nicht die Rolle eines Hülfstheiles, sondern eines Haupttheiles zu übernehmen, und da Er niemals von der Krone Frankreich während Seines Bündnisses mit derselben, Subsidiengelder gezogen hat, was auch das Publikum davon geglaubt hat. Noch besser und umständlicher hat Er Selbst die Beweggründe zu diesen Aenderungen in der vortreflichen Geschichte Seiner Zeit entwikkelt, die Er Selbst geschrieben hat, und wovon ich am Ende dieser Abhandlung Nachricht geben werde.

Nach dem zweiten schlesischen Kriege und nach dem Dresdner Friedensschluß, hatte Friedrich II. zwölf Jahre des Friedens: von 1745 bis 1756. Während dieser friedlichen Zeit widmete Er Sich ganz den Musen und der innern Staatsverwaltung, und beschäftigte sich unaufhörlich damit, durch alle mögliche Mittel den Akkerbau, die Künste, die Fabriken und Manufakturen blühend zu machen, die Handlung, die Finanzen, die Staatseinkünfte, den Schatz, und das Kriegsheer, das nun bis auf 160,000 Mann angewachsen war, zu vermehren und zu verbessern. Man müßte ein großes Werk schreiben, um über alle Seine innern Landesgeschäfte etwas ausführliches zu sagen; ich will nur die hauptsächlichsten davon angeben. Im Jahr 1746, gleich nach dem Dresdner Frieden schrieb Er und ließ Er drukken: die berühmten Denkwürdigkeiten

von

Digitized by Google

von Brandenburg, welche die Geschichte Seiner Vorfahren bis auf den Anfang Seiner Regierung enthalten, und wozu ich Ihm großentheils die Auszüge aus den Archiven, vorzüglich für die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, und, für die Geschichte des Brandenburgischen Kriegswesens, gemacht habe: eine Arbeit, wozu ich damals als ein von der Universität zurükgekommener Jüngling gebraucht ward. Ich machte Ihm auch 1752 einen kurzen Abriß von allen Seinen Unterhandlungen. Der König schrieb in dem nemlichen Zeitraum auch Sein großes Gedicht von der Kriegskunst, und alle die Aufsätze in Versen und in Prosa, woraus die erste Sammlung der Werke des Weltweisen von Sans-Souci besteht. Er machte die erste Justizreform durch den Großkanzler Cocceji, dem Er Selbst das Projekt zu dieser Reform angab, welches Er für ein Gesetzbuch, wie Justinians Werk, hielt, obgleich es nur eine Prozeßordnung war. Man schafte damals die Prokuratoren ab, man verkürzte die Prozesse, aber man belegte sie mit zu vielen Sporteln, um den Gerichtskosten aufzuhelfen. Von dieser Zeit begann der König die großen Baue in Berlin und Potsdam, die Anlegung der Kolonien, die Urbarmachung wüster Ländereien; Er ließ den Finowschen und den Plauenschen Kanal graben, zur Verbindung der Oder, der Havel, und der Elbe. Zu Emden errichtete Er zwei Handlungsgesellschaften nach Sina und nach Bengalen; die aber beide durch die ungeschikte Führung der Unternehmer mißglükten. Er behauptete zuerst die Grundsätze einer

Neu-

Digitized by Google

Neutralität zur See *) gegen Großbritannien, und verschaffte Seinen handelnden Unterthanen Entschädigung für die Prisen, welche englische Kaper von ihnen, während des Krieges zwischen Frankreich und England, gemacht hatten: indem Er den Engländern 200,000 Thaler auf die zwei Millionen abzog, welche sie dem Hause Oestreich auf Schlesien geliehen hatten, und deren Bezahlung Er im Breslauer Frieden übernommen hatte.

Während dieser unermeßlichen Menge innerer Geschäfte versäumte Friedrich nicht, einen wesentlichen Antheil an den hauptsächlichsten Unterhandlungen in Europa zu nehmen. Er schikte 1748 den Herrn von Ammon, als Seinen Bevollmächtigten zum Kongreß nach Achen, und erhielt die Gewährleistung aller kontrahirenden Mächte über die Abtretung Schlesiens an Ihn. Ungeachtet des zu Dresden geschlossenen besondern Friedens, setzte Er doch Seine Allianz mit dem Französischen Hofe fort, und fügte sogar noch einen Handlungstraktat im Jahr 1754 hinzu. Auch schloß Er in Gemeinschaft mit Frankreich im Jahr 1747 ein Bündniß mit Schweden. Eben diesem System zufolge widersetzte Er sich 1750 und mehrere Jahre nach einander, in Gemeinschaft mit Frankreich und den Kurfürsten von der Pfalz und von Kölln, der von den Höfen zu Wien, Hannover und Dresden in Vorschlag gebrachten Wahl eines römischen Königs. Man pflog von allen Seiten in Deutschland viele Unterhandlungen über diese

*) S. Berl. Monatsschr. September 1786, S. 239.

diese Angelegenheit. Aber Sein Hauptaugenmerk waren immer die gefährlichen Absichten auf eine Wiedereroberung Schlesiens, die Er bei dem Wiener Hofe voraus setzte. Er kannte den persönlichen Haß, den die russische Kaiserin und ihr Ministerium gegen Ihn hegten. Er glaubte zu wissen, daß die Höfe Wien und Petersburg nebst dem sächsischen Hofe ein politisches System gegen Preußen formirt hätten. Er entdekte 1753 durch einen Zufall und durch die Verrätherei eines sächsischen Sekretärs, daß diese drei Höfe 1746, sogleich nach dem Dresdner Frieden, eine Allianz und im Fall eines Kriegs einen eventuellen Theilungstraktat über Seine Staaten geschlossen. Aus dieser Entdekkung und aus den sächsischen Depeschen, von denen Er posttäglich von 1753 bis 1756 Abschriften erhielt, zog er den Schluß, daß die Minister dieser drei Höfe nur daran arbeiteten, diesen Krieg einzuleiten. Geheime und wahrscheinliche Nachrichten ließen Ihn im Monat Junius 1756 glauben, daß der Augenblik gekommen, wo diese drei Höfe ihren gegen Ihn verabredeten Plan auszuführen und Ihn zu Anfang des Jahrs 1757 anzugreifen Willens wären. Dreimal ließ Er die Kaiserin-Königin durch Seinen Minister, Herrn von Klinggräf, um Erklärung darüber bitten. Allein da Er nichts als trokkene lakonische Antworten erhielt, so glaubte Er, der Absicht der drei Höfe dadurch zuvor kommen zu müssen, daß

Er Sachsen und Oestreich angriffe, ehe ihre Armeen in Bereitschaft wären. Er ließ mich den 20sten August insgeheim nach Sanssouci kommen, und übergab mir die Depeschen des Sächsischen Hofes, aus denen ich einen Auszug machte, der allen Höfen mitgetheilt ward, um ihnen die Absichten des Wiener und des Sächsischen Hofes gegen Preussen, denen der König zuvorkommen zu müssen glaubte, zu beweisen. Darauf marschirte Er am Ende des Augusts gegen Sachsen, besetzte das Land, umzingelte das Sächsische Heer bei Pirna, und nachdem Er es gefangen genommen, ward es von Ihm seiner eigenen Armee einverleibt. Er drang in Böhmen ein und gewann die Schlacht bei Lowositz, die jedoch nicht entscheidend genug war, so daß Er demungeachtet genöthigt war, Böhmen zu verlassen und nach Sachsen zurükzukehren, wo er sein Winterquartier nahm. Mitten unter diesen Vorfällen ließ Er das Dresdner Archiv öfnen und schikte Seinen Ministern alle Original-Depeschen dieses Hofes, nach welchen ich das berühmte Mémoire raisonné verfertigte und herausgab, worin aus den Original-Depeschen der Oesterreichischen und Sächsischen Minister die eventuellen Kriegs- und Theilungs-Plane gegen Preussen bewiesen wurden. Es ist ausgemacht, daß diese Plane wirklich existirten; aber da sie nur eventuel waren und die Bedingung voraussetzten, wofern der König von Preussen Gelegenheit

Digitized by Google

gunheit zum Kriege geben würde, so wird es immer unentschieden bleiben, ob diese Plane jemals würden zur Ausführung gekommen seyn, und ob es gefährlicher gewesen seyn würde, sie zu vereiteln, als ihnen zuvor zukommen. Wie dem auch sey, die Neugierde des Königs und der kleine Umstand der Verrätherei eines Sächsischen Obersten sind die zuverlässige Ursache dieses fürchterlichen siebenjährigen Krieges, der Friedrich den Großen und die Preußische Nation unsterblich gemacht, ihnen aber auch beinahe den ganzen Staat zu Grunde richtete und ihn an den Rand des Verderbens brachte. Ich will mich hier in keine ausführliche Geschichte dieses denkwürdigen Krieges einlassen, wozu ich vielleicht mehr als andere im Stande seyn dürfte, die vornehmsten Triebfeder desselben aufzudecken. Da die Zeit und die Umstände dies nicht verstatten, so will ich mich begnügen, in einer blossen Skizze ein politisches Gemälde von diesem Kriege aufzustellen.

Der König, der den Krieg von weitem zu sehen glaubte und ihn für unvermeidlich hielt, schmeichelte sich mit der Hofnung, sich vor Rußland desto eher sichern zu können, daß Er sich mit dem Könige von Engelland durch einen geheimen zu Westminster den 16ten Januar 1756 geschlossenen Traktat vereinigte. Er hofte, daß, da der Englische Hof in enger Verbindung mit dem Russischen stand, jener diesen abhalten könnte, sich zu

dem Feinden Preußens zu schlagen. Der Französische Hof sah damals seine Allianz mit Preußen für erloschen an, und schloß 1756 den berühmten noch itzt bestehenden Versaillertraktat mit dem Wiener Hofe. Frankreich, das damals schon in Krieg mit dem König von Engelland wegen Amerika begriffen war, glaubte nichts bessers thun zu können, als ihn auch in seinen Deutschen Staaten anzugreifen. Da es überdies Sachsen befreien und Preußen von allen Seiten angreifen wollte, so zog es Schweden und den größten Theil des Reichs mit in dis neue System hinein. Es schickte 1757 eine Armee, um die Westfälischen Staaten des Königs und das Kurfürstenthum Hannover zu erobern, und eine andre, um mit der Reichsarmee durch Hessen in Sachsen einzudringen, während die Schwedische Armee das Preußische Pommern überfiel. Der Wiener Hof bewog auch den Russischen, Preußen mit einer Armee von 80000 Mann anzugreifen, und zog seine ganze Macht in Böhmen gegen die Gränzen von Sachsen und Schlesien zusammen. Aus allen diesen Verbindungen entstand jener fürchterliche Krieg, den der König mit Engelland, dem Kurfürsten von Hannover, dem Herzog von Braunschweig, und dem Landgrafen von Hessen, gegen die verbundne Macht von Oesterreich, Frankreich, Rußland, Schweden und dem Deutschen Reich während der Jahre 1757, 58,

59, 60 und 1761 aushielt: zwar mit abwechselndem Glük, aber doch auf eine für die Nachwelt unglaubliche Art. Ich will hier keine besondern Umstände von diesem Kriege anführen; das ist andern Zeiten, und andern Umständen und Schriftstellern vorbehalten. Auch hat der Herr Major von Tempelhof uns schon eine eben so einsichtvolle als interessante Beschreibung von den zwei ersten Feldzügen geliefert.

Der im J. 1761 erfolgte Tod der Kaiserin Elisabeth befreite den König von einem der furchtbarsten Feinde, und verschafte Ihm sogar einen Alliirten in den Personen Peters III. indeß Er auf der andern Seite den Subsidien-Beistand von Engelland durch die Niederlegung des berühmten Pitt und durch den Eintritt eines neuen Englischen Ministeriums verlor, das Preußen auf keine Weise begünstigte. Die Revolution, die in Rußland 1762 durch den Tod Peters III. geschah, bedrohte den König abermals mit einem Kriege von dorther; aber die neue Regentin kannte ihren Vortheil besser und zog die Neutralität vor, und der König, der durch den Verlust der Festungen Schweidnitz und Kolberg von allen Seiten gedrängt war, fand während des Feldzugs im Jahr 1762 Mittel, Schweidnitz wieder zu erobern, und das Uebergewicht sowohl in Sachsen als in Schlesien wieder zu gewinnen. Damals brachte Er es dahin, einen

besondern Frieden mit Rußland und Schweden zu schließen, und endlich auch mit Frankreich, und selbst mit Oestreich und Sachsen. Ich hatte das Glük, diesen Frieden zu Hubertsburg den 15ten Febr. 1763 auf eine eben so ehrenvolle als vortheilhafte Art zu schließen. Denn der König endigte diesen schrekklichen Krieg, ohne auch nur ein Dorf zu verlieren, zwar mit sehr erschöpften Kräften, aber mit einem desto größern Ruhme Seiner Tapferkeit, Seiner Kraft, Seiner Hülfsmittel, und einer innern Stärke, die man bisher der Preußischen Monarchie nicht zugetraut hatte.

Nach dem Friedensschluß zu Hubertsburg, und während der friedlichen Jahre von 1763 bis 1778, die ruhig im Genuß des Friedens, obgleich nicht ohne alle Bewegungen, hinflossen, widmete Friedrich II sich aufs neue gänzlich dem Geschäft, Seine ruinirten Provinzen, seine Finanzen, seinen Schatz, sein Heer, so wie das Glük der einzelnen Unterthanen wieder herzustellen; und es gelang Ihm, das Ganze in einen blühendern Flor zu bringen als vor dem siebenjährigen Kriege, und überhaupt der Preußischen Monarchie jene Konsistenz, jene Kraft und jenen Glanz zu geben, die sie noch in diesem Augenblik genießt, und die ihr einen Platz in der Reihe der ersten Monarchien Europens anweisen, ohngeachtet sie bei weitem nicht den äußern Umfang derselben hat. So brachte Er seine Armee auf mehr als 200000 Mann; ließ alle durch

den

den Krieg verwüsteten Städte und Dörfer wieder aufbauen, richtete eine unglaubliche Menge von Kolonien, neuen Dörfern, Fabriken und Manufakturen; ließ überall, wo es thunlich war, Kanäle anlegen, besonders den großen Kanal bei Bromberg, der die Weichsel mit der Oder verbindet; gab dem Adel beträchtliche Summen, um seine Schulden zu bezahlen, und um seine unbebauten Ländereien urbar zu machen; veranstaltete selbst Urbarmachungen, ließ Moräste austrocknen, und überhaupt alle Verbesserungen des Landes vornehmen deren dasselbe nur fähig oder bedürftig war, wozu Er alle Jahr zwischen 2 und 3 Millionen verwandte. Ich brauche mich hier in kein ausführlicheres Detail einzulassen, weil ich es schon in meinen vorhergehenden akademischen Vorlesungen, ob wol nur im Große und obenhin, so viel meine andern Geschäfte es verstatteten, gethan. Es wäre für das öffentliche Glük Preußens und der Menschheit zu wünschen, daß die Regierungsgeschichte Friedrichs II während des Friedens, ausführlich von einem Mann beschrieben würde, der hinlängliche Hülfsmittel und Talente zu einem solchen Unternehmen hätte.

Während Friedrich II sich gänzlich mit der innern Regierung zu beschäftigen schien, hörte Er nicht auf, unmittelbaren und thätigen Antheil an allen wichtigen Angelegenheiten Europens zu nehmen, und darin eine eben so wesentliche als ruhm-

volle Rolle zu spielen. Kurz nach dem Hubertsburger Frieden schloß Er ein Bündniß mit der Kaiserin von Rußland, das nachher verlängert worden und noch besteht. Diesem Bündniß und dem darauf gegründeten großen politischen System zufolge, würkte der König gemeinschaftlich mit der Kaiserin von Rußland, nach dem Tode König Augusts II. von Polen, um zu dieser Krone den Grafen Stanislaus Poniatowski erwählen zu lassen, und den Polnischen Dissidenten einen Religions- und bürgerlichen Zustand zu versichern. Da sich ein Theil der Nation dagegen setzte, die bekannten Unruhen durch die berüchtigte Bayrr Konföderation erregte, und selbst den Russen einen Krieg von Seiten der Türken zuzog; so stand der König in diesem Kriege Rußland nicht nur mit Geide bei, so wie es in dem Allianztraktat festgesetzt worden, sondern auch durch Sendung einer großen Anzahl von Offizieren, die als Freiwillige den Feldzügen der Russen beiwohnten. Diese innern Unruhen in Polen veranlaßten sogar eine neue Wendung der Staatsangelegenheiten, eine neue bisher unbekannte Scene, nehmlich die Theilung Polens, die auf eine friedliche Art ohne Schwerdtstreich geschah, und der Preußischen Monarchie eine beträchtliche Vergrösserung, und besonders den ihr bis dahin fehlenden genauen Zusammenhang verschafte. Die Veranlassung dazu war zufällig, und ist bis itzt wenig bekannt, indem die fast allgemeine Voraussetzung

des Publikums, daß diese Theilung von weitem projektirt und eingeleitet worden, durchaus ungegründet ist. Die einzige und wahre Ursache und Quelle davon war folgende. Da die Kaiserin-Königin im Jahr 1772 bei Gelegenheit der Polnischen Unruhen die wichtige an Ungarn gränzende Zipser Starostei in Besitz nehmen lassen; die ein alter König von Ungarn an Polen für 400000 Dukaten verpfändet hatte; so kamen der König und die Kaiserin von Rußland zu gleicher Zeit, und während des Aufenthalts Sr. K. Hoheit des Prinzen Heinrichs in Petersburg, auf die Idee, daß, wenn der Wiener Hof aus diesen Unruhen Vortheil ziehen wollte, auch die Höfe zu Berlin und Petersburg auf gleiche Weise ihre etwanigen Ansprüche gegen Polen geltend machen könnten, ja dem Staatsinteresse gemäß geltend machen müßten. Sie schlossen daher einen Theilungstraktat, in den man nachher auch den Wiener Hof aufnahm, und Kraft dessen der König ganz Polnisch Preußen, die Städte Danzig und Thorn ausgenommen, in Anspruch nahm und sich zueignete. Er wollte anfänglich die Rechte Schlesiens auf die Woiwodschaften Posen und Kalisch geltend machen; aber ich ließ Ihn bemerken, es sei wesentlicher, Pomerellen nebst der Stadt Danzig in Anspruch zu nehmen, und, wenn man diese nicht erhalten könnte, ganz Polnisch Preußen: weil dies das Mittel sei, Preußen und Pommern zu ver-

hindern, und dadurch einmal den Hauptschlüssel der Preußischen Monarchie in festen Zusammenhang zu bringen, und sich zum Herrn des großen Weichselstroms, und der vornehmsten Zweige des Polnischen Handels zu machen. Ich bewies in einer Deduktion, daß Pomerellen ein altes Eigenthum der Herzoge von Pommern sei, welches die Polen ungerechter Weise nach Verlöschung der Danziger Linie abgerissen hätten zum Nachtheil der Stettinischen Herzoge, in deren Rechte bekanntlich, so wie in den Besitz von ganz Pommern, die Kurfürsten von Brandenburg getreten, ohne daß die Herzoge von Pommern jemals ausdrüklich auf Pomerellen Verzicht gethan hätten. Ich fand auch unwidersprechliche Gründe, nach welchen der Hafen der Weichsel nicht der Stadt Danzig gehörte, sondern als Eigenthum der Abtei Oliva und in Ansehung der Landeshoheit dem Könige als rechtmäßigen Herrn von Pomerellen. Nach allen diesen Deduktionen und Unterhandlungen, ließ der König ganz Polnisch-Preußen, die Städte Danzig und Thorn ausgenommen, in Besitz nehmen, und der Wiener und Russische Hof thaten ihrerseits ein Gleiches. Der König und die Republik von Polen widersetzten sich durch Protestationen und Schriften; aber endlich vereinigte man sich 1773 über einen Abtretungsvertrag, durch den die Republik Polen dem König von Preußen Polnisch-Preußen, die Städte Danzig und Thorn ausgenom-

kommen, abtrat. Sie mußte zugleich Verzicht thun auf die Oberlehnsherrlichkeit über die Herrschaften Lauenburg und Bütow, und auf den Rükfall des Königreichs Preußen, den sie im Fall einer Erlöschung des Brandenburgischen Mannsstammes Kraft des Welauer Traktats von 1656 fordern konnte; eine gewis sehr schätzbare und wichtige Verzichtleistung, die ich so, wie die Ansprüche auf den Danziger Hafen, zu der Zeit in Vorschlag brachte, da ich den Theilungs- und Abtretungsvertrag mitten in einer sehr kritischen Krankheit, an der ich damals darnieder lag, entwarf. Hier ist nicht der Ort, die Gültigkeit unsrer Ansprüche auseinander zu setzen. Dies habe ich bei andern Gelegenheiten gethan. Sie hatten wenigstens weit mehr für sich als die Ansprüche jeder andern Macht. Der König schloß nachher im J. 1775 einen Handelsvertrag mit Polen, und Er nahm die gerechtesten und wirksamsten Maßregeln, um sich diese neue kostbare Acquisition zu sichern und um sie nutzbar zu machen. Einer von den wesentlichsten Vortheilen derselben war die Vereinigung der Oder und Weichsel durch die Warthe, die Netze und den Bromberger Kanal, deren Möglichkeit ich gegen einen geographischen Irrthum zu retten das Glük hatte.

So wie der König während der friedlichen Periode von 1763 bis 1778 auf eine gleich friedliche Art Polnisch Preußen erwarb, welchem ich den

den Namen Westpreußen zu geben für schicklich hielt; so trug Er zu gleicher Zeit dazu bei, daß 1765 der Erzherzog Joseph zu der Würde eines römischen Königs erwählt ward, und daß dem Hause Oesterreich die Nachfolge in dem Herzogthum Modena zugesichert ward, dem Versprechen gemäß, welches ich demselben im Namen des Königs durch zwei geheime Artikel des Hubertsburger Friedens gegeben hatte.

Der König nahm keinen unmittelbaren Antheil an dem langen blutigen Kriege, den England gegen Nordamerika, Frankreich und Spanien führte; aber Er trat der bewafneten Neutralität bei, die zwischen Rußland und andern neutralen Seemächten geschlossen ward, um von den kriegführenden Mächten die Flaggen ihrer Kauffartheischiffe respektiren zu machen; und Er gab dadurch einem sehr gerechten Grundsatz des Völkerrechts, den Er im Jahr 1748 zuerst geltend gemacht hatte, eine neue Sankion. So war Er auch der erste, der in seinem Handelstraktat mit den vereinigten Staaten von Amerika den großen Grundsatz der Neutralität feststellte, die eine kriegführende Macht gegen die unbewafneten Unterthanen der andern beobachten müßte, dem zufolge alle Feindseligkeiten gegen Kauffahrer und Landbebauer zu verbieten und lediglich nur gegen Bewafnete erlaubt sein sollten. So hat der König von Preußen, ohne eine Seemacht und ohne einen ausgebreiteten Seehan-

del

del, allen Seemächten das Beispiel, den Ton und die Lehre gegeben, zwey große Artikel des Völkerrechts zu ehren und zu beobachten, beide gleich nützlich und nothwendig für das Beste der Menschheit und zur Verhütung eines großen Theils von dem sonst unvermeidlichen Unglück des Krieges.

Der König hat seit 1778 andre noch auffallendere Proben von Seiner großen uneigennützigen Politik gegeben, die gleich nützlich für das Gleichgewicht Europens und Deutschlands, als für das Wohl seiner Mitstände des deutschen Reichs war. Nach dem Tode des letzten Kurfürsten von Baiern machte der Wiener Hof Ansprüche auf die Erbfolge, und besonders auf Niederbaiern. Der König widersetzte sich denselben zu Gunsten des Hauses Pfalz und Sachsen; Er ergriff sogar die Waffen und drang in Böhmen ein. Man pflog vergeblich Unterhandlungen zu Berlin und Braunau; aber endlich endigte sich dieser Streit durch den Teschenschen Frieden zu Anfang des Jahrs 1779, dergestalt, daß der Wiener Hof seinen Ansprüchen auf Baiern entsagte, jedoch den Distrikt von Burghausen behielt; daß dem Kurfürsten von Sachsen ein Aequivalent von 6 Millionen Gülden zugesichert, und dem Hause Brandenburg das Recht zugestanden ward, die Markgrafthümer in Franken nach Erlöschung der itzt regierenden Linie mit der Kurlinie zu vereinigen.

Da der Plan Baierns einzuverleiben im Jahr 1785 erneuert ward, so widersetzte sich der König demselben aufs neue, durch Erklärungen und Protestationen, und um den übrigen desto mehr Gewicht zu geben, schlug Er seinen Mitständen den Deutschen Fürstenbund vor, der zu Berlin am 23sten Julius 1785 geschlossen ward, und welchem eine große Zahl der angesehensten Kurfürsten und Fürsten beitrat, einzig in der Absicht, um das System und das Gleichgewicht des Reichs zu erhalten. So hat Friedrich die große Werke in den zwey letzten Jahren seines Lebens angefangen, vollendet und befestigt, zu einer Zeit, da er schon von den Wassersucht und allen den Uebeln befallen war, die ihn zum Grabe leiteten. Zu eben derselben Zeit nahm Er auch noch großen Antheil an den Holländischen Unruhen, und Er hörte nicht auf so wohl in Holland als am Französischen Hofe zu unterhandeln, um die traurigen Folgen jener Zwistigkeiten aufzuhalten und abzuwenden, und um der Familie Seiner würdigen und unvergleichlichen Nichte die Statthalterwürde und deren Vorzüge zu erhalten.

Mitten in der Wahrung dieser großen auswärtigen Staatsgeschäfte, hörte Friedrich II. nicht auf, Seine vorzügliche Aufmerksamkeit auf die innere Regierung und Verbesserung seiner Länder und Unterthanen zu richten, nach den erhabenen Grundsätzen, wovon ich in meinen vorhergehenden akademischen Vorlesungen ausführliche Nachrichten gege-

nützliche Anstalten gegeben habe. Ich will itzt nur im allgemeinen hinzufügen, daß während dieser Friedensperiode Er die zweite Justizverbesserung durch den Großkanzler von Carmer veranlaßet, daß Er unter der Direktion eben dieses Ministers in Schlesien, Pommern, und in den Marken das berühmte Kreditsystem errichtet, durch welches eine Menge Konkurse und Processe verhütet, der Preis der Landgüter erhöhet, und der Zinsfuß herunterget worden. Er ließ auch zu gleicher Zeit in den Marken und in Pommern jene vortrefliche Feuersocietätsdirektion einrichten, die vermittelst eines unmerklichen Beitrags die Landgüter gegen die unglücklichen Folgen einer Feuersbrunst sichert. Das sind drei Einrichtungen, die schon allein eine Regierung glänzend und unsterblich machen könnten.

Dis ist das kurze historische Gemälde von dem Leben des Großen Friedrich, das ich für meine Pflicht hielt heute hier aufzustellen, in dieser seinem Andenken und dem Andenken der von ihm geschehenen Wiederherstellung dieser Akademie gewidmeten Versammlung. Aus Mangel an Zeit, und aus andern leicht begreiflichen Ursachen, habe ich nur die Oberfläche der vornehmsten Begebenheiten seiner Regierung berührt, und sie in einen politischen Zusammenhang gebracht. Ich hatte weder die Absicht noch die Zeit, Beredsamkeit und umständliche Nachrichten dabei anzubringen. Beides bleibe denen vorbehalten, die dazu die Zeit, Hülfsmittel,

mittel, und Erlaubniß haben? Aber ich bin überzeugt, daß eine Geschichte Friedrichs, mit Unparteilichkeit, mit hinreichenden Hülfsmitteln und von einem Autor geschrieben, der die Fähigkeiten dazu hätte, das interessanteste und für Fürsten Staats- und Kriegsmänner, und überhaupt für die ganze Menschheit lehrreichste Stück der Geschichte sein würde. Man würde darin eine unübersehliche Anzahl von Begebenheiten finden, von Situationen die in ihrer Art einzig wären, von Thaten und in jeder andern Geschichte fast unerhörten Thaten des Kriegs und der Staatskunst, unbegreifliche Fehler, aber auch Verbesserungen derselben, die noch wunderbarer wären, und die Fehler, ja selbst das Andenken derselben, vertilgen.

Friedrich II. hat Seine eigne Geschichte geschrieben, in dem Geist und nach dem Muster eines Thucydides, Polybius, Cäsar. Nachdem er die Brandenburgischen Denkwürdigkeiten bis 1740 vollendet hatte, fing Er seine eigne Geschichte von 1740 bis zum Dresdner Frieden im J. 1745 an. Ich kann hier das Original dieses vortreflichen Werks vorzeigen, das von Ihm ganz eigenhändig geschrieben und mit besondrer Sorgfalt bearbeitet ist. Es findet sich nichts über die friedlichen Jahre von 1746 bis 1756. Aber nachher hat Er eine Geschichte aller Feldzüge des siebenjährigen Krieges entworfen, und endlich hat er die Geschichte seiner Regierung vom Hubertsburger bis zum Dr-

schen

schenschen Frieden mit Inbegrif des Baierschen Krie-ges abgefasst. Diese vortrestichen Werke werden mit Erlaubniß des Königs ohne alle wesentliche Aenderung oder Verkürzung gedrukt werden. Sie enthalten zwar keine vollständige Geschichte der Regierung Friedrichs II, wozu noch ausführlichere und genauere Sammlungen und Untersuchungen erforderlich sein würden; aber sie werden ein neues Licht über die ganze Geschichte unsrer Zeit verbreiten, sie werden aufs neue die ganze Dankbarkeit der Preußischen Nation rege machen, indem sie zu den von Friedrich II während Seines Lebens gesamleten Lorbeern neue hinzufügen. Um eine Probe von dieser Geschichte zu geben, so glaube ich meinen Zuhörern ein Vergnügen damit zu machen, wenn ich ihnen die Einleitung der Geschichte meiner Zeit oder des Zweiten Theils der Brandenburgischen Denkwürdigkeiten vorlese.

E. F. Graf v. Herzberg.

I. Einleitung zur Geschichte Friedrichs des Zweiten. *)

Geschichte haben Viele geschrieben, aber Wahrheit haben nur Wenige gesagt. Einige hatten die

*) Diese Einleitung ist 1746 geschrieben, und steht vor dem ersten Manuskript dieser Geschichte, so wie sie damals eigenhändig vom König geschrieben worden. Sie unterscheidet sich sowol in den Wendungen, als

die Absicht Anekdoten zu erzählen, die ihnen unbekannt waren, und erdachten sich solche; Andre kompilirten Zeitungsnachrichten, womit sie mühsam ganze Bände anfüllten, die bloß eine unförmliche Sammlung von Gerüchten und Volksmährchen sind; noch Andere verfertigten geschmaklose und weitschweifige Kriegsjournale; ja die Schreibsucht verführte sogar einige Schriftsteller, eine Geschichte der Begebenheiten zu verfertigen, die sich mehrere Jahrhunderte vor ihrer Geburt ereignet. Kaum erkennt man in dergleichen Romanen die Hauptbegebenheiten; der Held denkt, spricht und handelt im Geist des Schriftstellers; was dieser erzählt, sind seine eignen Träume, nicht die Thaten der Helden, deren Biograph er sein soll. Unwürdig auf die Nachwelt zu kommen sind alle diese Werke; und doch ist Europa davon überschwemmt: dennoch giebt's Leute die thörigt genug sind, sich von ihrer Glaubwürdigkeit überzeugt zu halten. Außer dem einsichtsvollen Herrn von Thou, einem Rapin Toiras, und höchstens noch zwei oder drei Andern, haben wir nur kraftlose Geschichtschreiber. Man muß sie mit doppelter skeptischer Aufmerksamkeit lesen, und zwanzig Seiten voll Fehlschlüsse überschlagen, ehe man auf einen interessanten Vorfall oder auf Wahrheit stößt. Wahrheit in der Geschichte ist also schon sehr viel; hinreichend ist

in Ansehung der Ausdehnung von der Einleitung, die der König im Jahr 1775 aufs neue bearbeitet hat, und die hinterher folgen wird. Man glaubte, den Lesern ein Vergnügen zu machen, wenn man beide Einleitungen hersetzte, damit sie selbst sehen könnten, wie Friedrich als ein junger Fürst im J. 1746 dachte und schrieb, und wie im J. 1775 als ein schon bejahrter Souverän.

Digitized by Google

ist sie indessen noch nicht: man muß auch unparteiisch sein, mit Auswahl und Beurtheilung schreiben, und hauptsächlich die Gegenstände mit einem philosophischen Augenmerk betrachten und prüfen.

Ueberzeugt, daß es keine Sache für einen der Gelehrten auf ...us, noch für einen Benediktiner des neun und zwanzigsten Jahrhunderts sein kann, die Menschen des Unsrigen zu schildern, noch jene Unterhandlungen, jene Intriguen, jene Kriege, jene Schlachten, und alle jene große Begebenheiten, durch die wir in unsern Tagen die Szene des großen Schauplatzes von Europa verschönert sahn; glaubte ich, als Zeitgenoß und mithandelnde Person, berechtigt zu sein, meinen Nachfolgern von jenen Veränderungen, in der Welt Rechenschaft abzulegen, deren Ereignung ich sah, und an denen ich selbst einigen Antheil hatte. Dir, künftiges Geschlecht, widme ich dieses Werk, in welchem ich eine flüchtige Zeichnung dessen, was die übrigen Mächte betrift, versuchen, aber desto ausführlicher mich über dasjenige ausbreiten werde, was Preußen angeht, als unmittelbar wichtig für mein Haus, welches die Besitznehmung von Schlesien als die Epoche des Wachsthums seiner Größe ansehen kann.

Der Theil der Geschichte, den ich mir vorsetze zu beschreiben, ist um so viel schöner, da er eine Menge Begebenheiten aufstellt, die mit dem Gepräge der Größe und des Sonderbaren gestempelt sind; ja ich möchte behaupten, daß seit dem Umsturz des römischen Reichs, in der Geschichte keine Epoche der Aufmerksamkeit würdiger ist, als das Absterben Kaiser Karls VI. des letzten männlichen Abkömmlings des Hauses Habsburg, und die Folgen jenes berüchtigten Bundes oder vielmehr jenen.

Digitized by Google

Zusammenrottung so vieler zum Verderben des Hauses Oesterreich verschwornen Könige.

Ohne Beweise werde ich nichts behaupten. Meine Bürgen sind die Archive; meine Beweise die Berichte meiner Minister, und die Briefe, welche mir Könige, Fürsten und einige große Männer geschrieben haben: zuweilen erzähle ich auf das Zeugniß glaubwürdiger und ungeachtet ihrer Verschiedenheit dennoch übereinstimmender Personen. Wahrheit läßt sich auf keine andre Art darthun. Die Erzählung meiner Feldzüge wird nur kurz die merkwürdigsten Begebenheiten enthalten; doch werde ich nicht den unsterblichen Ruhm verschweigen, den so viele meiner Offiziere in denselben erworben haben. Ihnen widme ich diesen schwachen Versuch, als ein Denkmal meiner Dankbarkeit. Gleiche Kürze setze ich mir in Ansehung aller eigentlichen Staatsgeschäfte vor; doch werde ich sorgfältig jene unterscheidenden Züge bemerken, die den Geist des Jahrhunderts und der verschiedenen Nationen charaktersiren. Ich werde die gegenwärtigen und die vergangenen Zeiten vergleichen; denn nur durch Vergleichungen kann unser Urtheil vollkommen werden. Ich werde es wagen, Europa aus einem allgemeinen Gesichtspunkt zu betrachten, und im Geist alle jene Reiche und alle Mächte zu mustern; und zuweilen werde mich zu den einzelnen kleinen Umständen herablassen, die zu den größten Begebenheiten Anlaß gaben.

Da ich nur für die Nachwelt schreibe, so wird mir weder Rücksicht aufs Publikum noch irgend eine Art von Schonung Zwang anlegen. Ich werde ganz laut sagen, was viele nur ganz im Stillen denken, werde die Fürsten schildern, so wie sie sind, ohne Vorurtheile gegen meine Feinde und ohne

Vor-

Vorliebe für diejenigen, mit denen ich verbunden war. Von mir selbst werde ich nur dann reden, wenn ich es nicht vermeiden kann. Jeder Mann, er sei wer er wolle, verdient doch immer nur ein kleines Maaß der Aufmerksamkeit künftiger Jahrhunderte. So lange ein König lebt, ist er der Abgott seines Hofes, die Großen streuen ihm Weihrauch, die Dichter besingen ihn, das Publikum fürchtet ihn, nur schwach wird er geliebt. Ist er todt: dann erscheint die Wahrheit; und oft rächt sich der Neid mit zu großer Strenge für all den kriechenden Unsinn, den die Schmeichelei an ihn verschwendete.

Es ist die Sache der Nachwelt, über uns Alle nach unserm Tode zu richten, aber uns selbst kömmt es zu uns zu beurtheilen, so lange wir leben. Wenn unsre Absichten rein sind, wenn wir die Tugend lieben, wenn unser Herz nicht der Mitschuldige an den Irrthümern unsers Geistes ist, und wenn wir überzeugt sind, daß wir unsern Unterthanen all das Gute erzeigt, was uns möglich war, so muß uns dieses befriedigend sein.

Man wird in diesem Werk geschlossene und gebrochene Verträge bemerken. In dieser Rükksicht muß ich sagen, daß wir von unsern Mitteln und unsern Kräften abhängen; ändert sich unser Interesse, so müssen auch wir uns ändern. Unsre Pflicht ist, für das Wohl unsers Volks zu wachen; so bald wir indeß finden, daß ein eingegangenes Bündniß für dasselbe gefährlich oder gewagt ist, so müssen wir es lieber brechen, als unser Volk bloß stellen: hierin opfert sich der Fürst für das Wohl seiner Unterthanen auf. Alle Jahrbücher der Welt liefern uns hiervon Beispiele, und in der That kann man nicht leicht

anders verfahren. Diejenigen, die diese Art zu handeln verdammen, sind Leute, die ein gegebenes Wort als etwas Heiliges ansehen: sie haben Recht, und ich denke, wie sie, als einzelner Mann. Denn, weil Ehre über das Interesse geht, so muß ein Mann sein einem andern gegebenes Wort halten, hätte er auch unüberlegt eine Sache versprochen, die ihm den größten Nachtheil brächte. Allein ein Fürst, der sich verbindlich macht, bindet nicht sich allein, — denn so wäre er mit dem Privatmann in gleicher Lage: nein, er setzt weitläuftige Staaten und große Provinzen tausendfachem Unglük aus. Besser ists also, daß der Fürst seinen Vertrag breche, als daß das Volk zu Grunde gehe. Was würde man von einem Wundarzt sagen, der aus lächerlicher Gewissenhaftigkeit den brandigen Arm eines Menschen darum nicht abschneiden wollte, weil das Armabschneiden eine schlimme Handlung sei? Begreift man nicht, daß es noch weit schlimmer ist, einen Bürger umkommen zu lassen, den man retten konnte? Ich behaupte, daß man nur nach den Umständen einer Handlung und nach allem dem, was sie begleitet und aus ihr folgt, beurtheilen muß, ob sie gut oder böse sei: aber wie Wenige urtheilen auf diese Art aus eigentlicher Sachkenntniß? Der Mensch hat etwas vom Schaf; blind folgt er seinem Führer. Ein verständiger Mann darf ein Wort reden, und es ist genug, um von tausend Dummköpfen wiederholt zu werden.

Ich kann mir nicht das Vergnügen versagen, noch einige allgemeine Bemerkungen beizufügen, die ich in Rükſicht auf die großen Begebenheiten, die ich beschreibe, gemacht habe. Ich finde, daß

die

die mächtigsten Staaten diejenigen sind, in denen mehr Verwirrung herrscht, als in den kleinen; doch macht die Größe der Maschine, daß sie bestehn, und daß man die innere Unordnung nicht bemerkt. Ich sehe, daß die Fürsten, die ihre Heere zuweit von ihren Gränzen entfernen, stets unglüklich sind, weil sie diese gewagten Truppen weder unterstützen, noch ergänzen können. Ferner beobachte ich, daß alle Nationen weit mehr Herzhaftigkeit zeigen, wenn sie für ihren eigenen Heerd fechten, als wenn sie ihre Nachbarn angreifen. Sollte dies nicht aus einem dem Menschen natürlichen Grundsatz herrühren, daß es recht sei, sich zu vertheidigen, aber nicht, seine Nachbarn anzugreifen? Ich sehe, daß Frankreichs und Spaniens Flotten der Engländischen nicht widerstehen können, und erstaune, daß zur Zeit Philipps des Zweiten die Spanische Seemacht allein der Engländischen und Holländischen überlegen war. Mit Verwunderung bemerke ich, daß Ausrüstungen zur See keine andre Wirkung haben, als den Handel zu stürzen, den sie beschützen sollen. Hier zeigt sich der König von Spanien, Herr von Potosi, in Europa mit Schulden beladen, und als Schuldner seiner Kron-Officianten, seiner Bedienten und der Handwerksleute in Madrid; dort die Englische Nation, die mit Einem Wurf die Guineen hinwirft, die sie durch dreißigjährige Betriebsamkeit erwarb. Ich sehe die Pragmatische Sanktion, die halb Europa verwirrt, und Ungarns Königinn, die ihre Provinzen zergliedert, um die Untheilbarkeit derselben zu behaupten. Der Krieg, der sich in Schlesien entzündet, wird epidemisch, und er erlangt, je mehr er sich ausbreitet, einen höhern Grad von Bösartigkeit.

keit. Die Hauptstadt der Welt öfnet sich jedem, wer zuerst kömmt; der Papst segnet diejenigen, die ihn Beiträge abnöthigen, weil er sie nicht mit seinen Anathemen zerschmettern darf. Italien ist unterjocht und verloren. Das Glük ist unbeständig, keine Macht genießt hinter einander lauter Wohlstand: schnell folgen Unfälle auf glükliche Ereignisse. Die Engländer reißen gleich einem gewaltigen Strom in ihrem Lauf die Holländer mit sich fort; und diese bedächtigen Republikaner, die Abgeordnete als Feldherrn abschikten, wenn die größten Männer von Europa, Eugene und Marlborroughs, an der Spitze ihrer Heere standen, senden keine, wenn der Herzog von Kumberland und der Fürst von Waldek sie anführen. Der Norden geräth in Brand, und bringt den Schweden einen traurigen Krieg; Dännemark regt sich, murrt, und beunruhigt sich; und Polen erhält sich; weil es keine Eifersucht erregt. Zweimal verändert der Sachse sein System, und beide Mal wird sein Ehrgeiz getäuscht; er gewinnt nichts mit der einen Partei, und wird mit der Andern zertreten. Aber das Traurigste von allem ist die schrekliche Verschwendung so vieles Menschenbluts. Europa gleicht einer Schlachtbank; überall blutige Schlachten; man mögte sagen, daß die Könige sich vorgenommen, die Erde zu entvölkern. Die Verwikkelung der Begebenheiten hat die Ursachen der Kriege geändert, die Wirkungen bleiben, und der Bewegungsgrund hört auf. Ich glaube Spieler zu sehen, die in der Wuth des Spiels die Partie nicht eher verlassen, als bis sie alles verloren, oder ihre Gegner gänzlich zu Grunde gerichtet haben. Wenn man einen engländischen Minister fragte: warum setzt ihr

den

den Krieg fort? Darum, würde er sagen, weil Frankreich die Kosten zum künftigen Feldzug nicht wird aufbringen können. Und wenn man eben diese Frage an einen Franzosen thäte, so würde die Antwort die nämliche sein. Gesetzt, daß Einer von beiden Rechte zu Beschwerden hat, und daß man die Gewinnung von zwei oder drei Gränzplätzen, von einem kleinen Strich Land, von einer um etwas erweiterten Gränze, als Vortheile betrachten muß; wenn man nun aber dagegen den ungeheuern Aufwand berechnet, den der Krieg gekostet, wie sehr das Volk durch Auflagen, um jene großen Summen zusammen zu bringen, gedrükt, besonders aber daß diese Eroberungen mit dem Blute so vieler Tausend Menschen erkauft wurden, wer sollte nicht beim Anblik einer so großen Menge von Unglüklichen gerührt werden, welche die Schlachtopfer dieser traurigen Zänkereien sind? Wenn euch aber schon das Unglük eines einzelnen Mannes rührt, wenn der Unfall, der eine ganze Familie ins Elend stürzt, euer Herz erweicht; wie viel mehr muß dis der Fall sein, wenn ihr den Glükswechsel der blühendsten Reiche und der mächtigsten Monarchien von Europa bemerkt? Und dieß ist die schönste Lehre der Mäßigung, die man euch geben kann. Die Klippen, die Schiffbrüche, die Trümmer des Ehrgeizes betrachten, heißt das Ohr für die Stimme der Erfahrung öfnen, die euch zuruft: Könige, Fürsten, und ihr Regenten der Zukunft, daß die Fabel vom Ikarus, die uns die Bestrafung des Ehrgeizigen schildert, euch auf immer ermunterte, diese unersättliche und ungestüme Leidenschaft zu fliehen! Noch mehr: wenn ein Ludwig der Große außerordentliche Widerwärtigkeiten erfuhr, wenn ein Karl der Zwölfte beinahe seiner Staaten

beraubt ward, wenn König August in Polen entthront und sein Sohn in Sachsen abgesetzt ward, wenn der Kaiser aus seinen Staaten verjagt ward: welcher Sterbliche kann denn sich über ein gleiches Geschik erhaben glauben, und sein Glük gegen die Ungewißheit der Ereignisse, die Dunkelheit der Zukunft, und jene unvermutheten Zufälle aufs Spiel zu setzen wagen, welche in einem Augenblik allen Scharfsinn der überlegtesten und klügsten Plane über den Haufen werfen? Die Geschichte der Leidenschaft ist die Schule der Tugend; der Ehrgeiz macht Tyrannen, die Mäßigung macht Weise!

II. Einleitung.

Geschichte meiner Zeit *).

Die meisten Geschichtbücher, welche wir haben, sind zusammengestoppelte Lügen, mit einigen Wahrheiten untermischt. Unter der ungeheuren Menge von Thatsachen, die uns überliefert worden, können wir nur diejenigen als bewährt annehmen, welche Epoche in den Reichen, es sei zu deren Erhebung oder zum Sturz, gemacht haben. So scheint es ausgemacht, daß die Schlacht bei Salamin erfochten, und die Perser von den Griechen besiegt worden. Es ist kein Zweifel, daß Alexander der Große das Reich des Darius überwältigt, und daß die Römer die Karthager und den Antiochus und Perses überwunden haben. Dies wird desto gewisser, da sie alle diese Länder besessen

*) Diese Einleitung steht vor dem Manuskript der Geschichte Friedrichs II, die Er eigenhändig im J. 1775 revidirt und verbessert hat.

sen haben. Noch mehr Glaubwürdigkeit gewinnt die Geschichte, in dem, was sie von den Bürgerkriegen zwischen Marius und Sulla, Pompejus und Cäsar, August und Antonius berichtet, aus der Authentizität der gleichzeitigen Schriftsteller, die uns diese Begebenheiten aufgezeichnet haben. Man kann an dem Untergange des westlichen und des östlichen römischen Kaiserthums nicht zweifeln; denn man sieht, wie sich aus dem zerstükkelten römischen Staate Königreiche entwikkeln und bilden. Aber, treibt uns der Vorwitz, uns in die genauere Untersuchung der Begebenheiten aus entfernterm Zeiten einzulassen; so stürzen wir uns in ein Labyrinth voll Dunkelheit und Widersprüche, wo uns der Faden fehlt um den Ausweg zu finden. Die Liebe zum Wunderbaren, das Vorurtheil der Geschichtschreiber, ihr blinder Eifer für ihr Vaterland, ihr Haß gegen die Nationen, welche ihnen widerstanden, alle diese verschiednen Leidenschaften, die ihre Feder leiteten, und die so sehr große Entfernung der Zeit, worin sie schrieben, von den Begebenheiten: haben die Thatsachen so verändert und entstellt, daß man itzt selbst mit den Augen eines Lynx die Hälle nicht zu durchschauen vermöchte.

Indeß entdekt man, unter der Menge der alten Geschichtschreiber, mit Vergnügen: die Beschreibung des Xenophon von dem Rükzuge der Zehntausend, die er selbst befehligte und nach Griechenland zurük brachte. Thucydides zeichnet sich fast auf gleich vortheilhafte Art aus. Mit Entzükken finden wir in den uns übrig gebliebenen Bruchstükken von Polyb, dem Freunde und Gefährten des Scipio Afrikanus, die Thaten, die er uns als Augenzeuge berichtet. Cicero's Briefe

an seinen Freund Attikus haben dasselbe Gepräge; Er spielte selbst eine Rolle in den großen Szenen, wovon er redet. Ich werde Cäsar's Denkwürdigkeiten nicht vergessen, die ganz mit der edlen Einfalt eines großen Mannes geschrieben sind. Was auch Hirtius davon sagt, so stimmen doch die Berichte der andern Geschichtschreiber völlig mit den von Cäsar beschriebenen Begebenheiten überein. Aber nach Ihm enthält die Geschichte nichts als Lobreden oder Satiren. Die Barbarei der nachfolgenden Zeiten hat aus der Geschichte des spätern Kaiserthums ein wüstes Chaos gemacht; und nur die Nachrichten der Tochter des Kaisers Alexius Komnenus sind wichtig, weil diese Prinzessin schrieb, was sie selbst gesehen hat. Seitdem haben Mönche, die allein noch einige Kenntniß besaßen, Chroniken hinterlassen, die man in ihren Klöstern gefunden, und zur deutschen Geschichte benutzt hat; aber was geben sie für Materialien zu einer Geschichte? Die Franzosen haben einen Bischof von Tours, einen Joinville, und das Tagebuch des de l'Estoile gehabt: schwache Werke von Stopplern, die aufschrieben, was sie durch den Zufall erfuhren, aber die schwerlich recht unterrichtet sein konnten. Seit der Wiederherstellung der Wissenschaften hat sich die Schreibelust in eine Wuth verwandelt. Wir haben nur gar zu viel Memoiren, Anekdoten, und Berichte; unter denen man sich bloß an die kleine Zahl von Schriftstellern halten muß, die Aemter bekleideten, die mithandelnde Personen waren, die zum Hofe gehörten, oder denen von Fürsten erlaubt ward, die Archive durchzusuchen So schrieb der einsichtsvolle Präsident de Thou, Philipp von Comines, Vargas, der Fiskal bei der Kirchenversamm-

lung

lung zu Trient war, Mademoiselle d'Orleans, der Kardinal Rhez, und Andere. Dazu kann man die Memoiren der Herren von Estrades und von Torcy rechnen: merkwürdige Denkmäler, vornemlich das letztere, welches uns die Wahrheit des so sehr bestrittenen Testaments König Karls II von Spanien entwikkelt.

Diese Betrachtungen über die Ungewißheit der Geschichte haben mich oft beschäftigt, und in mir den Gedanken hervorgebracht: die wichtigsten Begebenheiten auf die Nachwelt zu bringen, woran ich Theil gehabt, oder wovon ich doch Zeuge gewesen bin; damit diejenigen, welche künftig diesen Staat regieren werden, die wahre Lage der Sachen zur Zeit als ich die Regierung antrat, die Ursachen, wornach ich handelte, meine Hülfsmittel, die Plane unsrer Feinde, die Unterhandlungen, die Kriege, und vorzüglich die trefflichen Thaten unsrer Offiziere, wodurch sie sich so gerechte Ansprüche auf die Unsterblichkeit erworben haben, können kennen lernen.

Seit den Revolutionen, die zuerst das westliche und hernach das östliche römische Reich umstürzten, seit dem unermeßlichen Glük Karls des Großen, seit der glänzenden Epoche der Regierung Karls V; nach den Unruhen, welche die Reformation in Deutschland verursachte, und die dreißig Jahre durch dauerten, endlich nach dem Kriege, der über die spanische Erbfolge ausbrach, — ist keine Begebenheit merkwürdiger und wichtiger, als die durch den Tod Kaiser Karls VI, des letzten Mannes aus dem Habsburger Stamme, veranlaßt ward.

Der Wiener Hof sah sich von einem Fürsten angegriffen, den er nicht für mächtig genug hatte

konnte,

konnte, eine so schwierige Unternehmung zu wagen. Bald entstand eine Verschwörung von Königen und Fürsten, die alle an dieser großen Erbschaft Theil haben wollten. Die Kaiserkrone kam in das Haus Baiern. Aber, als schon alle Begebenheiten zum Untergange der jungen Königin von Ungarn zusammenzutreffen schienen; rettete sich diese Prinzessin durch ihre Standhaftigkeit und Geschicklichkeit aus dieser gefährlichen Lage, und erhielt sich die Monarchie durch Aufopferung Schlesiens und eines Theils von Mailand. Dies war alles, was man von einer jungen Fürstin erwarten konnte, die, kaum auf den Thron gestiegen, sogleich den Geist der Regierung faßte und die Seele ihres Staatsrathes ward.

Dieses Werk ist für die Nachwelt bestimmt; und dies entbindet mich von dem Zwange, die lebende Welt zu achten, und gewisse Rücksichten, die mit der Freimüthigkeit der Wahrheit unverträglich sind, zu beobachten. Ich werde ohne Zurückhaltung und ganz laut sagen dürfen, was man ganz leise denkt. Ich werde die Fürsten schildern, wie sie sind: ohne Vorurtheil für die, welche meine Bundsgenossen, und ohne Haß gegen die, welche meine Feinde waren. Ich werde nur da von mir reden, wo es die Nothwendigkeit erfordert; und werde hierbei Cäsars Beispiel nachahmen dürfen, und das, was mich betrifft, in der dritten Person erzählen, um das Gehässige der Eigenliebe zu vermeiden. Der Nachwelt kömmt es zu, uns zu richten; aber, wenn wir weise sind, müssen wir ihr zuvorkommen, und uns selbst strenger beurtheilen. Das wahre Verdienst eines guten Fürsten besteht in seiner unerschütterlichen Neigung zur gemeinen Wohlfahrt, in Kenntniß des

Kam-

Vaterlandes, und des Ruhmes. Ich sage, des Ruhmes: denn der glükliche Instinkt, der den Menschen die Begierde nach gutem Ruf einflößt, ist die wahre Triebfeder zu Heldenthaten, ist die Kraft der Seele, die sie aus ihrer Trägheit erwekt, und sie zu nühlichen, nöthigen und löblichen Unternehmungen begeistert.

Alles, was in diesen Nachrichten behauptet wird, es betreffe Unterhandlungen, Briefe der Fürsten, oder unterzeichnete Traktaten, beruhet auf Beweisen, die in den Archiven aufbewahret werden. Für die Kriegsbegebenheiten kann der Verfasser, als Augenzeuge, bürgen; manche Erzählung von einer Schlacht ist zwei bis drei Tage aufgeschoben worden, um sie genauer und zuverlässiger zu liefern.

Die Nachwelt wird in diesen Nachrichten mit Erstaunen die Erzählung von geschlossenen und wieder gebrochenen Bündnissen lesen. Aehnliche Beispiele sind freilich gemein; aber, das würde den Verfasser dieses Werkes nicht rechtfertigen, wenn er nicht bessere Gründe zur Entschuldigung seines Betragens hätte.

Der Vortheil des Staats ist Regel für die Fürsten. Die Fälle, wo Bündnisse können gebrochen werden, sind: 1) wenn der Bundesgenosse seine Verpflichtung nicht erfüllt; 2) wenn der Bundesgenosse uns hintergehen will, und uns kein Ausweg übrig bleibt als ihm zuvorzukommen; 3) wenn eine stärkere Macht uns niederdrükt, und uns zwingt unser Bündniß zu brechen; 4) wenn es uns unmöglich fällt, den Krieg länger fort zu führen. Es ist nun einmal das Schiksal so, daß das unglükliche Geld auf alles wirkt: die Fürsten sind die Sklaven ihrer Mittel; die Wohlfahrt des

Staats

Staats ist ihr Gesetz, und dies ist unveränderlich. Ist ein Fürst verpflichtet, selbst seine Person zum Besten seiner Unterthanen aufzuopfern; so muß er ihnen noch vielmehr Verbindungen aufopfern, deren Fortdauer ihnen schädlich werden könnte. Beispiele von solchen gebrochnem Verträgen finden sich allgemein; ich will sie nicht alle entschuldigen; aber das behaupte ich: es giebt Fälle, wo die Noth, oder die Ueberlegung oder die Klugheit, oder die Wohlfahrt des Landes, Fürsten dazu zwang, indem ihnen kein ander Mittel blieb, sich vom Untergange zu retten. Hätte Franz I den Madrider Vertrag erfüllet; so hätte er durch Hingebung des Herzogthums Burgünd, sich selbst einen Feind im Innern seiner Staaten gesetzt; und Frankreich wäre in den unglüklichen Zustand zurükgesunken, worin es unter Ludwig XI und XII war. Hätten die protestantischen Bundsverwandte in Deutschland, nach Karls V. Siege bei Mühlberg, sich nicht durch den Beitritt Frankreichs verstärkt; so hätten sie die Ketten tragen müssen, die der Kaiser ihnen seit lange bereitete. Hätte England nicht das seinem Interesse so nachtheilige Bündniß gebrochen, wodurch sich Karl II. mit Ludwig XIV. vereinigt hatte; so hätte es um so gewisser an seiner Macht verloren, da in dem Gleichgewichte der europäischen Staaten, Frankreich bei weitem würde England überlegen gewesen sein. Der Weise, der in den Ursachen die Folgen voraus sieht, muß sich zu rechter Zeit jenen Ursachen, wenn sie seiner Wohlfahrt im Wege stehen, entgegen setzen. Man erlaube mir, mich über diese delikate Materie, die noch gar nicht gründlich abgehandelt worden, genauer zu erklären. Es scheint mir offenbar und ausgemacht, daß ein Privatmann gewissenhaft seinem Worte getreu bleiben muß:

muß; hätte er es auch unbedachtsam gegeben. Bricht der Andere sein Versprechen, so kann Jener Schutz bei den Gesetzen finden; und endlich, was auch daraus komme, so ist es nur immer ein Einzelner der leidet. Aber bei welchen Gerichtshöfen soll ein Landesherr klagen, wenn ein andrer Fürst gegen ihn sein Versprechen bricht? Das Wort eines Privatmannes zieht nur das Unglük eines einzelnen Menschen nach sich; das Wort der Regenten aber eine allgemeine Noth für ganze Nationen. Die Sache läßt sich auf folgende Frage bringen: Ist es besser, daß das Volk umkomme, oder daß der Fürst seinen Vertrag breche? Wer ist so schwachköpfig, um bei der Entscheidung dieser Frage noch anzustehn? Die angeführten Fälle zeigen, daß, um über die Handlungen eines Regenten zu entscheiden, man zuvor reiflich erwägen muß, in welchen Umständen er sich befand, wie sich seine Bundsgenossen betrugen, welche Hülfsmittel ihm zu Dienste standen oder fehlten, um seine Versprechungen zu erfüllen. Denn, wie gesagt, der gute oder üble Zustand der Finanzen sind gleichsam der Puls eines Staates; und haben, in politischen und Kriegsgeschäften, mehr Einfluß, als man glaubt und weiß. Das Publikum, welches diese genauen Umstände nicht kennt, urtheilt nur nach dem äußern Schein, und muß sich folglich in seinen Entscheidungen irren. Die Klugheit verhindert, ihm diesen Irrthum zu benehmen; denn es wäre die höchste Unvernunft, aus eitler Ruhmsucht selbst die Schwäche des Staats bekannt zu machen: die Feinde würden sich über eine solche Entdekkung freuen, und nicht säumen sie zu nutzen. Die Ueberlegung fordert also, dem Publikum die Freiheit seines dreisten

Urtheils zu lassen; und, da man sich bei Lebzeiten nicht rechtfertigen kann, ohne den Vortheil des Staats in Gefahr zu bringen, damit zufrieden zu sein, daß man vor den uneingenommenen Augen der Nachkommenschaft seine Vertheidigung anbringt.

Vielleicht mißfällt es nicht, wenn ich einige allgemeine Betrachtungen über die Begebenheiten meiner Zeit hinzufüge. Ich habe gesehen, daß kleine Staaten sich gegen die größten Monarchien halten können, wenn jene Staaten Fleiß und viel Ordnung in ihren Geschäften haben. Ich finde, daß es in den großen Reichen höchst verkehrt zugeht, daß sie voll Verwirrung sind, und sich nur durch ihre außerordentlich vielen Hülfsmittel und durch die innere Kraft ihrer Größe erhalten. Minder mächtige Fürsten würden durch die Hofkabalen ganz zu Grunde gerichtet werden; diese Kabalen schaden immer, aber sie heben doch das Gewicht zahlreicher Armeen nicht auf. Ich bemerke, daß alle Kriege, die man fern von seinen Gränzen führt, nicht den nehmlichen Erfolg haben, als die in der Nachbarschaft des Vaterlandes geführt werden. Kömmt dies nicht aus einem dem Menschen natürlichen Gefühl, welches ihm sagt, daß es rechtmäßiger ist, sich zu vertheidigen, als seinen Nachbar zu berauben? Allein vielleicht ist der physische Grund noch stärker als der moralische; durch die Schwierigkeit nehmlich, in zu großer Entfernung von der Gränze für die Lebensmittel zu sorgen, und zu gehöriger Zeit neue Truppen, neue Pferde, Kleidungsstükke, und Kriegsgeräthschaften herbeizuschaffen. Dazu kömmt, daß, je weiter die Kriegsvölker sich in fremde Länder wagen, sie desto mehr fürchten, vom Rükwege ganz abgeschnitten, oder doch mit Beschwerden darauf

über

überhäuft zu werden. Ich sehe, welche ausgezeichnete Uebermacht die Englische Flotte über die verbundene Französische und Spanische hat; und erstaune, daß, da ehemals Philipps II. Seemacht den Engländern und Holländern überlegen war, sie diesen großen Vorzug nicht hat behalten können. Noch bemerke ich mit Verwunderung, daß alle diese großen Ausrüstungen zur See mehr Prunk als Wirklichkeit zeigen, und daß sie, statt den Handel zu beschützen, seine Zerstörung nicht hindern können. Auf der einen Seite sehe ich den König von Spanien, Herrn von Potosi, — in Europa verschuldet, und Gläubiger seiner Staats- und Hofbedienten in Madrid; auf der andern Seite, den König von England, der mit vollen Händen die während dreißig fleißiger Jahre in Großbrittanien gesammelten Guineen austheilt, um die Königin von Ungarn und die Pragmatische Sanktion aufrecht zu erhalten; dessen ungeachtet diese Königin doch einige Provinzen aufgeben muß, um das Uebrige zu retten. Die Hauptstadt der christlichen Welt öfnet sich jedem, der hin kömmt; und der Papst wagt nicht, die welche ihm Schatzungen auflegen, in den Bann zu thun, sondern muß sie segnen. Italien wird von Ausländern überschwemmt, die sich um die Oberherrschaft darüber schlagen. Das Beispiel der Engländer zieht stromweise auch die Holländer in diesen Krieg, der ihnen ganz fremd ist; und diese Republikaner, die zu den Zeiten, als Helden, wie Eugen und Marlborough, ihre Heere befehligten, Deputirte zu diesen Heeren schikten, um die kriegerischen Unternehmungen anzuordnen, schikken itzt keine hin, da ein Herzog von Kumberland an der Spitze ihrer Völker steht. Auch der Norden entzündet sich, und erregt Schweden einen unglüklichen Krieg. Dännemark wird

aufmerksam, geräth in Bewegung, und wird wieder ruhig. Sachsen ändert zweimal sein System; aber gewinnt bei dem einen, und bei dem andern nichts als daß es die Preußen in seine Staaten zieht und sich ins Verderben stürzt. Ein Zusammenfluß von Begebenheiten ändert die Ursachen des Krieges, aber die Wirkungen bleiben, obgleich die erste Triebfeder aufgehört hat. Das Glük geht schnell von einer Seite zur andern über; aber Ehrgeiz und Rachsucht ernähren und unterhalten das Feuer des Krieges immer gleich stark. Es ist als sähe man einen Haufen Spieler, die ihr Geld wieder haben wollen, und das Spiel nicht eher verlassen, als bis sie sich ganz zu Grunde gerichtet haben. Fragte man einen Englischen Minister: aus welchen Ursachen zieht ihr den Krieg so in die Länge? so würde er antworten: weil Frankreich die Kosten des nächsten Feldzuges nicht mehr wird aushalten können. Thäte man einem Französischen Minister dieselbe Frage, so würde die Antwort ungefähr die nehmliche sein. Das Traurigste bei dieser Politik ist, daß sie mit Menschen-Leben ihr Spiel treibt; und daß so verschwenderisch vergossenes Menschenblut ganz unnütz vergossen ist. Denn, könnten endlich durch den Krieg die Gränzen dauernd bestimmt, und das unter den Regenten Europas so nöthige Gleichgewicht der Macht festgesetzt werden; so ließen sich noch die Umgekommenen als Schlachtopfer zum Besten der öffentlichen Ruhe und Sicherheit betrachten. Aber, man mißgönne sich nur Provinzen in Amerika; sofort wird Europa in entgegen gesetzte Partheien getrennt, und man schlägt sich zu Lande und auf der See. Die Ehrgeizigen sollten doch vorzüglich bedenken, daß, da die Waffen und die Kriegskunst in Europa so ziemlich dieselben sind, und da die Bündnisse

nisse gewöhnlich eine Gleichheit an Macht unter die kriegführenden Theile bringen, daß alles daher, was zu unserer Zeit die Fürsten von ihren glüklichsten Erfolgen erwarten können, darauf hinauslauft, durch wiederholte Siege ein kleines Städtchen an der Gränze oder ein Stadtgebiet zu erobern, das die Zinsen der Kriegskosten nicht einbringt, und dessen ganze Bevölkerung der Anzahl Bürger, die in den Feldzügen geblieben sind, nicht gleich kömmt.

Wer noch ein fühlendes Herz hat und mit Nachdenken diese Gegenstände betrachtet, den muß das vielfache Unglük rühren, welches die Staatsregierer aus Mangel an Ueberlegung, oder aus Leidenschaft, über die Völker bringen. Die Vernunft schreibt uns hierüber ein Gesetz vor, von dem, meiner Meinung nach, kein Politiker abweichen darf, nehmlich: die Gelegenheit zu ergreifen, und so lange sie günstig ist, etwas zu unternehmen; aber nicht sie zwingen zu wollen, indem man alles aufs Spiel setzt. Es giebt Augenblikke, wo man seine ganze Thätigkeit aufbieten muß, um sie zu nutzen; aber es giebt auch andre, wo die Klugheit uns befiehlt, unthätig zu bleiben. Diese Materie verdient das tiefste Nachdenken; denn man muß nicht nur die Lage der Sachen reiflich überlegen, sondern auch alle Folgen einer Unternehmung voraussehn, und die Mittel, die man selbst hat, gegen die Mittel seiner Feinde abwägen, um zu beurtheilen, wohin sich das Uebergewicht neigt. Entscheidet nicht die Vernunft allein, sondern mischt sich Leidenschaft darin; so kann unmöglich eine solche Unternehmung einen glüklichen Erfolg haben. Die Staatskunst erfordert Geduld; und das Meisterstük eines geschikten Mannes ist: jede Sache zu rechter und gehöriger Zeit zu thun. Die Geschichte liefert uns nur zu viele Beispiele von leichtsinnig unternommenen

Kriegen. Man braucht sich nur an das Leben Franz des I. zuerinnern, und an das, was nach Brantome's Angabe, die Bewegursache zu dem unglüklichen mailändischen Feldzuge war, wo dieser König zu Pavia gefangen ward. Man braucht nur zu sehen, wie wenig Karl V die Gelegenheit nuzte, welche sich ihm nach der Schlacht bei Mühlberg darbot, Deutschland zu unterjochen. Man braucht nur die Geschichte Kurfürst Friedrichs V von der Pfalz anzusehn, um sich zu überzeugen, wie übereilt er sich in eine Unternehmung einließ, die über seine Kräfte ging. Und aus unsern neusten Zeiten erinnere man sich an das Betragen Maximilians von Baiern, der in dem Erbfolgekrieg, als sein Land gleichsam von den Verbündeten umzingelt ward, sich auf die Seite der Franzosen wandte, um den Verlust seiner Staaten zu bewirken. Noch neulicher giebt uns König Karl XII von Schweden ein noch auffallenderes Beispiel von den traurigen Folgen, die Eigensinn und fehlerhaftes Betragen der Fürsten über die Unterthanen bringen. Die Geschichte ist die Schule der Regenten; sie müssen sich aus den Fehlern der vergangenen Jahrhunderte unterrichten, um sie zu vermeiden, und um zu lernen: daß man sich ein System entwerfen, und dasselbe Schritt vor Schritt befolgen muß, und daß nur derjenige, der sein Betragen zum richtigsten geordnet hat, denen überlegen sein kann, welche weniger planmäßig verfahren als er.

Digitized by Google

5.

Von dem nunmehr auch im römischen Staatskalender befindlichen Preußischen Königstitel.

Im August der Berl. Monatsschrift 1786 (S. 101, folgg.) ist von des Königl. Staats- und Kabinetsministers Herrn Grafen von Herzberg Excell. gründlich und genau ausgeführt worden, daß die Römischen Päpste seit einiger Zeit angefangen haben, den ehemals von ihnen bestrittenen Preußischen Königstitel in ihren Bullen und Breven an die Preußischen Bischöfe anzuerkennen. Nur ward ebendaselbst (S. 116, f.) angemerkt, daß selbst in den neuen römischen Staats-Kalendern der König von Preußen noch immer unter dem unschicklichen *) und anstößigen Titel: Marchese von Brandenburg, stehe. Als nun der Königl. Preußische Agent, Abbate Ciofani zu Rom, dem Päpstlichen Ministerium dies bemerklich gemacht; so ist itzt, in dem römischen Staatskalender für das Jahr 1787, welchen der Königliche Staatsminister Herr Graf von Herzberg mir zur Ansicht gütigst mitgetheilt hat, dies geändert worden: zur wahren Ehre des römischen Hofes; denn nur diese, und nicht die Würde der Preußischen Monarchen war, wie Herr von Dohm sehr richtig bemerkt, dabei interessirt.

*) Die Unschicklichkeit hiervon gestand auch der päpstliche Nuntius in Cöln, Monsignor Pacca, dem Herrn Geheimenrath von Dohm ein, und versprach deren künftige Abstellung; s. Dezemb. 1786, S. 514, f.

Jetzt also zumerstenmal findet sich in diesem Staatskalender der Artikel: Preußen; und zwar lautet er wörtlich übersetzt, so: "43 (nehmlich, 43 Jahre alt) "Friedrich Wilhelm II, Marchese von "Brandenburg, zum König von Preußen pro"klamirt d. 17 August 1786, geboren d. 25. Sep"temb. 1744." Dann folgen die Königin, und die Königlichen Kinder. Die Prinzen Heinrich und Ferdinand K. K. H. H. sind nunmehr, wie es sich gebührt, auch als Oheime des Königs aufgeführet *). — Man sieht leicht das Unrichtige.

*) Etwas seltsam klingt es aber, daß die verwittwete Königin, nicht Wittwe des vorigen Königs, sondern nur: „Wittwe von Karl Friedrich, Oheim „des itzigen Königs "heißt. — Die Gemahlin des „Stadolter der Staaten von Holland" ist auch noch keine königl. Preußische Prinzessin, sondern: Federica Sofia di Brandenburg. So auch die verwittwete Herzogin von Braunschweig: Filippa Carlotta di Brandenburgo. — König von England ist noch: „Karl Odoardo, Sohn des verstorbnen „Königs von Großbritannien Jakobs III."; und unter Hannover findet man nur: „Georg Wil„helm, Herzog;" also nicht einmal Kurfürst, geschweige König. — Unter den Bischümern steht Osnabruch nella Vestfaglia, als vakant; denn eine nicht katholisch besetzte geistliche Stelle ist nach den hier herrschenden Begriffen, so gut wie gar nicht besetzt. Unter den Weihbischöfen aber steht nachher: Suffraganeo d'Osnabruch: Giov. Adolfo de Horde, nato nella Dioc. di Colonia 1690, fatto Vescodo di Flaviopoli *in partibus*, 15 Mar. 1723.— Ganz auffallend aber ist es, daß, nach dem angeführten Artikel: Preußen, S. 107, es nun am Ende der Regentenliste unter der Rubrik: Gestorbene fürstliche Personen, S. 116, doch noch heißt:

tige, was auch hier sich noch findet: indem die unanständige Benennung Markis anstatt Kurfürst wiederum vorkömmt; imgleichen wie unschiklich der Ausdruk ist: proclamato Re di Prussia, da hier in einem Erbkönigreiche keine Proklamirung nöthig noch gebräuchlich ist. Diese Fehler der Unwissenheit werden ohne Zweifel auch im künftigen Jahre verbessert werden. Denn der römische Hof scheint allerdings, zu seiner Ehre, itzt nicht mehr nach so vollkommen strenger Logik zu handeln, um durch seinen Anspruch auf Unfehlbarkeit sich hindern zu lassen, ehemalige Fehler zu verbessern, wenn Zeit und Umstände es rathsam machen. Auch bemüht man sich itzt, wie es scheint, von mehrern Gegenden, ihm noch wichtigere Veranlassung zu verschaffen, um Beweise von seiner Perfektibilität geben zu können.

Ich kann, bei dieser Gelegenheit, hinzufügen: daß Hr. Abt Ciofani, der bisher bloß als königl. Agent ohne förmliche Akkreditirung zu Rom gestanden, nunmehr durch ein von Sr. Königlichen Majestät und dem Kabinetsministerium förmlich unterscheiedenes Patent und Beglaubigungsschreiben, vom 12ten Februar dieses Jahrs, (in welchem dem Papste der Titel: Supremus

heißt: "*Carlo Federico, Marchese di Brandem-*"*burgo*, nato 24 Gennar. 1712, morto in Pots-"dam 17 Agosto 1786." — Der Kalender hat den gewöhnlichen Titel: Notizie per l'Anno 1787, in Roma, nella stamperia Cracas. In den Mortalitätslisten, vorne (s. August 1786, S. 117, die Note) sind die 2 letzten Jahre so aufgeführt: 1785, geboren 5375, gestorben 6034, ganze Summe der Einwohner 162,457. 1786, geboren 5406, gestorben 6741, Einwohner 163,956.

Digitized by Google

Ecclesiae *Romanae* Pontifex, gegeben ist) akkreditiret worden. Dieses war nöthig, da in den gesammten Staaten des Königes mehr als eine Million katholischer Unterthanen leben, für welche der königl. Agent beständig viele Angelegenheiten zu besorgen hat. — Es ist bekannt, daß diesen Winter die drei Bischöfe: von Ermeland, von Kulm, und von Kujavien, und der Weihbischof von Breslau in Berlin gewesen sind. Bei der von des Königs Majestät am 19ten Septemb. vorigen Jahres im Königreich Preußen angenommenen Huldigung, haben sechs Bischöfe: von Ermeland, Kulm, Gnesen, Posen, Kujavien, und Ploc, — die zwei erstern in Person, die vier letztern durch Bevollmächtigte — den, ihnen von dem Herrn Grafen von Hertzberg vorgelesenen, Huldigungseid dem Könige geleistet. Biester.

6.

An die Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift.

Vielleicht finde ich doch so viel Platz, da ich freilich über 14 Blätter nicht gebieten kann, wie Akatholikus; auf dessen Deklamation ich anderswo antworten will. Zuerst schreibe ich etwas ab, aus einer überaus gütigen Antwort des Hrn. Assessor Klaproth, an den ich sogleich das corpus delicti mei eingeschikt hatte. „Bei Ihrem öffentlich abgeleg„ten Bekenntniß, die wichtige physische Erfahrung „gemacht zu haben, daß sich Gold aus Stoffen, „worin zuvor kein Gold zugegen war, erzeugen „könne

„könne: war wol nichts gewisser zu erwarten, als „daß Sie starken Widerspruch erfahren würden. „Sie erweisen mir die Ehre, mich zum Schiedsrich„ter aufzufordern, und haben die Güte, durch Ue„bersendung der beiden, das corpus delicti enthal„tenden Gläschen, mich dazu in Stand setzen zu „wollen. Das Resultat meiner damit vorgenom„menen Untersuchungen, wobei ich die Erschei„nungen mit Vorsicht, ohne alle vorgefaßte Mei„nung beobachtet habe, bestehet mit wenigem darin: „daß ich die darin von außen schon sichtbare Gold„flitterchen gesammlet, gereinigt, geprüft, und in „der That als wirkliches Gold gefunden habe.— „Es bleibt also die große Frage: wie ist das Gold „ins Glas gekommen? Daß Sie Selbst wissentlich „es nicht dazugethan, dafür bürgt Ihr Wort über„flüssig. Daß doch aber auch das Gold darin nicht „gewachsen sein kann: dafür wollen wieder auf „der anderen Seite die einstimmigen Grundsätze „und Erfahrungen aller Chemisten und Physiker „von Profession bürgen. Es bleiben noch zwei Fälle, „als möglich übrig. Der erste ist, daß Sie Selbst „ohne Wissen und ganz unschuldig das Gold als „Gold hineingebracht haben könnten. Wie leicht „ist es nicht, sich zu irren! Ein Loos der Sterbli„chen, dem auch unsre größten Meister, ein — — „nicht immer auszuweichen vermochten. Jedoch „dieser Fall findet wahrscheinlich hier nicht statt, „weil das Gold in völlig kenntbarer Gestalt, nem„lich als Flittern feines Blattgoldes, zugegen ist, „und es doch in dieser Gestalt schwerlich anders „als vorsätzlich hineingebracht sein kann. Der „zweite Fall ist dieser: haben nicht vielleicht fremde „Hände zu Ihren Gläsern kommen und das Gold „heimlich hinein praktisiren können? — Ich be„kenne

„kenne also ganz offen, daß ich bei dieser auffallen-
„den, und mit allen sonstigen anerkannten Natur-
„gesetzen im offenbarsten Widerspruch stehenden
„Behauptung (nemlich, es wird Gold in diesem
„Fluido selbst sichtbar, so doch vorher, geraume
„Zeit, es nicht war; d. i. es wird als Metall
„generirt;) durch Nichts, als durch eine mit mei-
„nen eigenen Sinnen zu machende, täuschungslose
„Erfahrung, zur Ueberzeugung gebracht werden
„kann; alles, was ich außerdem ehrlicher Weise
„thun kann, ist, die Sache dahin gestellt sein zu
„lassen.“

Viele Leser werden sich in Danksagung und neuer Hochachtung mit mir vereinigen, da dieser gelehrte Mann so edelmüthig mit mir umgegangen ist; und ich will alles thun, um das Zeugniß eines solchen Chemikers weiter zu gewinnen. Ich will suchen, Ihn in diesen Stand eigner Erfahrung zu setzen; so weit ich nur es kann, ohne das Arcanum selbst zugleich öffentlich an jedermann bekannt zu machen. Will jemand indeß schon wieder spotten, so ist es in der That ihm selbst, nicht mir nachtheilig. – Noch eine schöne Stelle schreibe ich ab:
„Daß es Ihnen, würdigster Herr Doktor, um
„Nichts als lediglich nur um die Ehre der Wahr-
„heit zu thun ist: davon bin ich lebendig überzeugt.
„Ich darf es daher dreist wagen, Sie hiemit auf-
„zufordern, denjenigen Weg einzuschlagen, wodurch
„ich in den Stand gesetzt werden könnte, aus einem
„Stoffe, (worin ich mich zuvor von der Abwesen-
„heit des Goldes durch eigene Proben überzeugt
„habe) unter meinen Augen auch das Gold ent-
„stehen zu sehen, oder doch nach einer gewissen Zeit
„darin auffinden zu können; alsdann will ich von
„ganzer Seele ein öffentliches Zeugniß dieser Wahr-
„heit

„heit ablegen.“ Ich küsse Ihnen, vortreflicher Mann, die reine edle Hand, welche so erhaben, so unparteiisch schreiben konnte! Ich will Sie in den Stand setzen, wie ich schon in einer Antwort, die ich damalen mit umgehender Post schrieb, mich ganz ehrlich erklärt habe. Akatholikus wird hier sehen, was es heißt, Aufklärung wird in königlichen Staaten befördert. Es ist gar nicht daran zu denken, daß ich Aberglauben, oder Schwärmerei, oder Unsinn, unterstützen würde; man thut mir sehr unbilliger Weise, sogar im Publikum, viel zu viel. Es kann mit Herrn Prof. Garve wol auch so gehen, welchen großen Mann der — — Casimir Lauge gar durch 48ger Wein beschimpfet; und der Mann darf gar keinen Wein trinken, wie ich schon lange weiß. Dies sind keine Beiträge zur Aufklärung; außer wenn es wirklich in dieser Monatsschrift auch gerade hin gilt: audiatur et altera pars. *)

Das

*) Dieses Anhören des andern Theiles hat ja bis izt noch immer in der Monatsschrift gegolten; wie kömmt Hr. Semler also zu solchen Aeußerungen? — Uebrigens braucht Akatholikus, der sich der Freundschaft des Herrn Assessor Kaproth rühmen kann, nicht erst hierdurch zu lernen, was es heißt, Aufklärung zu befördern; zu deren Beförderung hat er selbst seit lange gearbeitet. Wenn ein pseudonymer Kasimir Lauge einen Mann wie Garve, der unser beider Freund ist, unanständig behandelt; was können die Herausgeber der Monatsschrift dafür? Und Hr. Semler will doch wohl nicht offenen und anständigen Widerspruch mit unanständigen Neckereien vergleichen? oder gar zu verstehen geben, als sei eine Verbindung zwischen den Herausgebern der Monatsschrift und dem Verfasser des Kätzeralmanachs?

die Herausgeber.

Das andre vilum repertum ist von unserm Hrn. D. Green, der so gefällig gewesen ist, seine chemische Untersuchung also zu beschreiben, wie nun folget.

Halle. Semler.

* * *

Das, in Rüksicht eines Goldgehalts, zu untersuchende, Gemenge bestand in einem bräunlichen Salze, über welchem eine bräunliche, kaum durchsichtige, mit gelben glänzenden durchscheinenden Körnern vermengte, empyreumatisch riechende, Flüssigkeit schwamm. Auf dem Boden des Gläschens, worin das Gemenge war, und zwischen dem Salze lagen außer mehreren Sandkörnern und Steinchen, *) viele glänzende gelbe Flitterchen, wie zerstüktes Blattgold, die sich beim Schüttein des Glases sogleich in die Höhe begaben, und sichtbar wurden. Um dieses vorgegebne Gold in Absicht seiner Aechtheit zu prüfen, war es nöthig, dasselbe erstens von den andern nicht dazu gehörigen Theilen zu scheiden. Ich schüttete daher alles auf ein Filtrum von Drukpapier, und übergoß es mit distillirtem Wasser so lange, bis alle Salztheile ausgelaugt waren. Den Rükstand spülte ich hierauf aus dem durchstochenen Seihepapier, das in einem gläsernen Trichter lag, in ein anderes Gefäß mit reinem distillirtem Wasser ab, wo ich denn durch gelindes Schütteln die leichten Metalltheilchen mit dem Wasser vermengen und damit in ein andres Filtrum abschlemmen konnte, in welchem sie nun rein zurüklieben. Ihr Gewicht mochte wohl noch keinen Gran betragen; und es blieb mir natürlicherweise nur der nasse Weg zur Untersuchung übrig.

I)

*) Diese Steinchen oder Körner haben sich selbst also congelirt. Semler.

1) Ich übergoß sie in dem Filtrum mit reinem gefällten, mäßig starken Scheidewasser. Sie wurden nicht davon angegriffen, und verloren nichts von ihrem metallischen Glanze.

2) Ich schüttete nun nach vorhergegangenem Aussüßen mit distillirtem Wasser, gemeinen Salzgeist darauf, und sie blieben ebenfalls unaufgelöst zurük.

3) Ich süßte sie nun wieder von allen daran hängenden Säuren (2) aus, und tröpfelte von einem, aus 3 Theilen Salpetersäure und 1 Theil Salzsäure bereiteten, Königswasser darauf. Sie lößten sich hier gänzlich und vollkommen auf, und ich spühlte diese Auflösung mit etwas distillirtem Wasser in ein reines Glas aus dem Filtrum völlig aus; die Auflösung war gelb gefärbt. Ich theilte sie in drei Theile.

4) Einen Theil (3) verdünnte ich sehr stark mit noch mehrerem distillirten Wasser, und that einige Tropfen einer, mit Vorsicht frisch bereiteten Auflösung des Zinnes in Königswasser hinzu; die Mischung blieb durchsichtig, wurde aber nach und nach röthlich, und nach mehreren Stunden sonderte sich endlich ein sehr lokkerer rother Niederschlag (der Purpur des Cassius) daraus ab. Um sicher zu gehen, verdünnte ich etwas von meinem, zur Auflösung (3) gebrauchten Königswasser, allein mit distillirtem Wasser, und tröpfelte hiezu von der Zinnauflösung. Aber ich erhielt nach mehreren Stunden nur eine weiße Wolke, als Niederschlag.

5) Den andern Theil der Auflösung (3) verdünnte ich ebenfalls mit noch mehrerem distillirten Wasser, und tröpfelte von der Auflösung des Eisenvitriols, welches frisch gemacht worden war, hinzu. Ich erhielt einen schwärzlichgrauen Niederschlag, der aber zu wenig betrug, als daß ich

ihn

ihn hätte ausglühen können. Er lößte sich weder in der Salpetersäure, noch in der gemeinen Salzsäure allein auf.

6) Zu dem dritten Theile (3) that ich etwas vitriolischen Aether. Er entfärbte die Auflösung sogleich beim Zusammenschütteln damit, und sie blieb nach der Absondrung desselben ungefärbt zurük. Ich ließ den aufgegoßnen Aether in einem engen Gläschen verdünsten, wo ein feines Häutchen von Golde zurük blieb.

7) Dies Goldhäutchen (6) lößte sich im Wasser, das mit dephlogistisirter Salzsäure lange in Berührung gestanden hatte, und damit angeschwängert war, sogleich auf.

Ob mir gleich die geringe Menge des zu untersuchenden Stoffes nicht erlaubte, mehrere Versuche anzustellen; so sind die angeführten doch völlig hinreichend. Denn die Farbe, die Unauflösbarkeit in der gewöhnlichen Salzsäure und in der Salpetersäure, die Auflösbarkeit im Königswasser und dephlogistisirter Salzsäure, die Niederschläge durch Zinnsolution und Eisenvitriol, und ihr Verhalten, sind unwidersprechliche Beweise, daß es — ächtes Gold war, was ich aus solcher zu untersuchen erhielt. Die übrigen damit vermengten Theile waren Glaubersalz, etwas Bittersalz, Sand, Bernsteinkörner, *) und eine inkrystallisable Lauge, die beim Zutröpfeln des milden feuerbeständigen Laugensalzes, einen urinösen Geruch verbreitete, deren weitere Untersuchung ich aber für unnütz hielt, da ich mich überzeugt hatte, daß sie keinen Goldgehalt bei sich führt.

Halle. Febr. 1787. D. Green.

*) Bernstein war durch einen Zufall ins Glas gekommen; alles übrige, Salz oder Steinchen, hat sich hier erst congelirt. Semler.

Berlinische Monatsschrift.

1787.

Viertes Stük. April.

Rede bey Eröffnung des neuen Nationaltheaters in Berlin. (*)

Den 4. December. 1786.

— ∪∪ — ∪∪ — ∪∪ — ∪∪
— ∪ — ∪ — ∪ — ∪) — ∪∪ — ∪

Dank sey dem Vater des Volkes, der alles durchdenket, der huldreich
Jedem Bedürfnis abhilft! Auch dieß war sein früher Gedanke,
Deutschlands gesunkene Bühne zu stützen. — Im goldenen Alter

Des

(*) Diese Rede ist nicht gehalten worden, weil man sie zu spät eingesandt hatte.

Digitized by Google

Des, Perikles, Augustus, und Ludewigs, blühten die Bühnen.
Damals unterstand man sich, auf den Theatern der Griechen
Griechisch zu reden, Römisch mit Roms erhabenen Helden,
Und mit Frankreichs Söhnen die Sprache des eigenen Landes.
Sophokles dichtete nicht dem großen Monarchen der Perser
Artaxerxes zu Liebe Persisch; Terentius suchte
Nicht dem Bürger Athens, noch Moliere dem Britten
Zu gefallen. Und so wird dieser Ort in der Zukunft,
Ausser den Vaterlandsdichtern, die besten Werke der Alten,
Und vom Tagus und Arno, der Themse und der Seine, die Neuern
In der Sprache Germaniens hören, die keiner an Reichthum
Weicht, an Erhabenheit keiner, und keiner an deutlicher Einfalt,

Die

Die sich vom Hirtenliede bis zum Orakel hinauf-
schwingt.
Welch Dankopfer sollen wir nun dem Genius
Deutschlands
Bringen? — Das beste von allen sey dieses: den
weisesten Willen
Unseres theuren Monarchen getreu zu befolgen:
geprüfte
20. Meisterstücke der Bühne durch unser Spiel zu
verschönern.
Fern sey von diesem Theater forthin bösartige
Schelsucht,
Aber Nacheiferung nicht! und fern die Tücke, des
Andern
Spiel zu verderben! und fern die Thorheit,
unpassende Rollen
Bloß aus Eitelkeit an sich zu reissen! Der Bey-
fall des Einen
25. Kränke den Andern nie! Großmüthig freue sich
jeder
Ueber die Ehre des würdigen Nebenbuhlers, wie
jeder

Grieche sich über die Siege des größern Themi-
stokles freute.
Durch das reiche Füllhorn unseres mildesten
Königs
unterstützet, können wir nun aus Deutschlands
Provinzen
Alle Kunstgenossen an uns ziehen, die ruhmvoll
Hier auf Melpomenens Bühne herrscheten, dort
auf Thalens.
Gern wird jeder biedere Künstler uns folgen,
von unsern
Sitten ein Zeug' und ein Zeuge von unserm Eifer,
vollkommen
In der Kunst des Roscius, Baron, und
Garrik zu werden. —
Dann wird der edle Bewohner Berlins, von
Geschäften erlöset,
Gern ein erhitzendes Spiel, das immer mit ähn-
lichen Bildern
Wiederkehrt und den Abend ihm tödtet, verlas-
sen, und unser
Spiel zu seinem reinern Vergnügen erwählen;
der Arbeit
Unseres

unſerer Spieler ohne verbitternde Leidenſchaft zuſehn.

Dann wird jeder erfahrene Dichter Deutſchlands erwachen,
Wann er ſieht, daß ein weiſes Gedicht durch die Künſte der Meiſter
Neue Reize gewonnen hat. Dann wird Germaniens Bühne
Bald den verlornen Wunder erhalten, den Britiſchen Dichter
Wahre Sitten und rührende Scenen, mit Ordnung, mit Anſtand,
Mit ſchwulſtloſer Kürze verbinden. Ein ſtudirte Geiſter
Werden neue Wege ſich öffnen, den Geiſt und das Auge
Zu vergnügen; und Völker von beiden Enden Europens
Werden die Thore Berlins begrüßen, die Sprache des Landes
Auch von unſerer Bühne zu lernen, und freudig mit ſeinem

50. Volke dem Preussischen Titus danken, der
unter den ernsten
Sorgen des Staates dem Staat auch diese Freu-
den verschafft hat!

Anmerkungen.

V. 11–13. Und so wird dieser Ort in der Zu-kunft . . . in der Sprache Germaniens.] Das neue Komödienhaus, welches von des jetzt regierenden Königes Majestät den Deutschen Schauspielern eingeräumet ward, hatte der höchstseelige König für die Französischen Schauspieler erbauet, die aber bereits seit einigen Jahren zu spielen aufgehört hatten.

V. 12. 13. Ausser den Vaterlandsdichtern die besten Werke der Alten, und vom Tagus und Arno, der Themse und der Seine die Neuern.) Bey dem Mangel an Deutschen Meisterstücken hat man seine Zuflucht bisher zu der Bühne Spaniens, Italiens, Englands und Frankreichs genommen. Durch ausgesetzte ansehnliche Preise, oder, was dem gleich kömmt, durch Theilnehmung an den Einkünften des aufgeführten Schauspiels, kann diesem Mangel vielleicht abgeholfen werden.

V. 22. 23. Die Tücke, des Andern Spiel zu verderben.) Wie man des Andern Spiel verderben kann, ist den Schauspielern und den Freunden der Schaubühne zur Genüge bekannt. Ein sehr gemeines Mittel ist, den Spieler ganz nahe an dem Orte, wo er auf dem Theater steht, durch Unverschämte Hören zu lassen, so daß er die Besonnenheit verliert, die seine Rolle erfordert. Des niederträchtigen Mittels nicht zu gedenken, ihn von bestellten und unter die Zuschauer wohl vertheilten Personen, durch Pochen und Pfeifen bey gewissen Stellen seiner Rolle kränken zu

zu lassen. Von Schauspielern oder Schauspielerinnen, die zu wenig von der Action verstehen, wird das Geberdenspiel einem Andern dadurch verderbet, daß sie ihm mit dem ihrigen nicht zu Hülfe kommen, sondern ihm so widersinnig entgegenagiren, daß er sein besseres Gebeerdenspiel abzuändern gezwungen wird. Dieses geschieht, zum Exempel, wenn man bey der Stelle, wo er nöthig findet, uns recht ins Auge zu fassen, ihm ganz nachlässig den Rücken zukehrt, so daß er mit unserm Hinterkopfe reden muß; oder daß man seine Hand ergreift, wenn er einen andern Gestus damit machen will; oder, daß man ihn nöthigt, seinen Monologen geschwinder zu deklamiren, als es schicklich ist, indem man mit Fleiß zu früh auf der Bühne erscheint; oder, im Fall man die Direction über die Gesellschaft hat, wenn man sich selbst zwar vortheilhaft kleidet, aber der spielenden Person, die in einer gewissen Rolle mehr Beyfall erhalten hat, als man ihr gönnt, schlechte oder unschickliche Kleidungsstücke giebt, wodurch sie bey manchen einen grossen Theil des Beyfalls verliert, oder auch so erbittert wird, daß sie in der That schlechter spielt. Von zwey Uebersetzungen, oder zweyerley verschiedenen Ausgaben Eines Stückes, dem Einhelfer mit Fleiß die unrechte zu geben, damit der Abgott der Zuschauer irre werden, und wenigstens dieses mahl kein Händeklatschen erhalten soll, ist eine Tücke, die vielleicht nur Einmahl gebraucht worden ist.

V. 34. In der Kunst des Roscius, Baron und Garrik.) Drey vortrefliche Schauspieler: Roscius in dem alten Rom, Baron zu Molierens Zeiten in Paris, und Garrik zu unserer Zeit in London.

V. 40. Dann wird jeder erfahrne Dichter.) Geht die Erfahrung des dramatischen Dichters nicht weiter, als bis auf den Zirkel seiner Universitätsfreunde, oder auf die Sitten, die er in seinem Städtchen findet, oder aus halb schlechten, halb guten Komödien und Tragödien schöpfet: so muß er die bürgerlichen Pflichten der großen Welt aus den Schriften

weiser Männer kennen lernen. Dieß ist Homers Lehre, und die Lehre der gesunden Vernunft.

Wer gelernt hat, was Vaterland und wahre Freundschaft erfodert,
Wie man Aeltern lieben muß, wie den Bruder und Gastfreund,
Was des Richters Amt und die Pflicht des Rathes erheischet,
Oder des Feldherrn, der Heere zum Kriege führen soll: der wird
Sicher jeder Person die gebührenden Sitten ertheilen.

Dichtkunst, V. 312—316.

V. 43. Den verlornen Menander.) Dieser Griechische Dichter, von dessen zahlreichen Komödien uns nur wenige Bruchstücke übrig geblieben sind, und dessen Nachahmer Terenz gewesen ist, mußte, daß der Ausdruck von selbst kömmt, wenn man erst Gedanken gesammelt und in Ordnung gebracht hat. So bald er dieses gethan hatte, pflegte er zu sagen: Mein Stück ist fertig. Er bekam nur achtmahl den Preis, ob er ihn gleich weit öfter verdienet haben soll.

V. 44. Der Brittischen Dichter wahre Sitten und rührende Scenen.) Die Sitten der Englischen Komödien sind nicht bloß Theatersitten, die ein Poet von dem andern abschreibt, sondern sind nach dem Leben gezeichnet; und die Tragödien der Engländer sind die rührendsten unter allen.

V. 46. Werden neue Wege sich öffnen, den Geist und das Auge zu vergnügen.) Zu den neuen Wegen Geist und Auge zu vergnügen, gehören auch Pantomimenspiele von ernsthafter und lustiger Art, die Zusammenhang, Verstand, Mannigfaltigkeit, und Deutlichkeit besitzen.

Kamler.

Digitized by Google

2.

Ueber die frühe Beerdigung der Juden. *)

Ein Brief aus Prag an die Herausgeber, nebst einigen Urkunden.

Ich schikke Ew. Wohlgebohren beigehend zwei vidimirte Abschriften Landesherrlicher Verordnungen, die Beerdigung der Juden betreffend; zufolge welchen dem Landrabbiner zu Prag, bei schwerer Verantwortung und Strafe, aufgegeben wird: "keinen Verstorbenen eher als nach "Verlauf von 48 Stunden beerdigen zu lassen." — Ich bin es von Ew. W. Willfährigkeit überzeugt, daß Sie diesen Verordnungen und gegenwärtigem Briefe, durch Einrükkung in Ihre beliebte Monatsschrift, diejenige Publizität verschaffen werden, die diese die Menschheit interessirende Sache verdient.

*) Dieser wichtige Gegenstand ist schon einmal in der B. Monatsschr. (1785, Febr. S. 109, f.), vom Herrn Oberkonsistorialrath Büsching, mit der Wärme und dem Nachdruk, welche er verdient, behandelt worden. — Gegenwärtiger, durch Herrn David Friedländer hieselbst uns zugekommener, Aufsatz ist um desto merkwürdiger, da er nicht nur die Meinungen jüdischer Gelehrten selbst, sondern auch landesherrliche Verordnungen über diese Sache, beibringt. Die Herausg.

Digitized by Google

Dem Ewigen sei es gedankt, daß der alte verjährte und grobe Mißbrauch, die Todten am Tage ihres Abscheidens unter die Erde zu bringen, endlich bei meinen Glaubensgenossen in unsern Landen nun auf immer abgeschaft ist! Meine aufgeklärten Mitbrüder erkennen diese landesväterliche Sorgfalt für unser Bestes mit Dank. Es ist ein neuer Sieg über ein altes Gefühl-empörendes Vorurtheil; so wie es uns ein neuer Beweis der väterlichen Huld unsers Erhabenen Monarchen und Seiner weisen Räthe ist. — Wahr ist es, dieser erfochtene Sieg ist nicht von der edlern Art; er ist nicht mit überzeugenden Gründen, sondern mit Gewalt, von der einen, und nicht ohne einige Widersetzlichkeit von der andern Seite, erlangt worden. Allein das zu überwindende Vorurtheil war auch von der unedelsten und schädlichsten Art, das, ohne allen Zeitverlust und ohne alle Rüksicht, mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden mußte. Wer weiß es sonst nicht, daß es religiöse Vorurtheile giebt, die dem Menschenfreund heilig sind, und die er nur mit der äußersten Behutsamkeit, so wie mit der weisesten Mäßigung, anzugreifen wagen wird? Wer weiß es nicht, daß auf diesem Dornstrauch Vorurtheil manche Rose wächst, die des Sittenverbesserers Schonung, wo nicht Wartung, verdient! Wenn aber das Vorurtheil von so verderbter Natur ist, daß es geradezu die menschliche Glükseligkeit und

Sicher-

Digitized by Google

Sicherheit untergräbt; wenn man im voraus einsehen kann, daß es auch in der entferntesten Aussicht keinen wohlthätigen Einfluß auf dieselbe haben wird; mit einem Wort, wenn es von der Art ist, als das vorschnelle Beerdigen bei meinen Glaubensgenossen: wer segnet da nicht die landesherrliche Macht, die diesem Greuel ein Ende schafft? Wer segnet nicht unsern erhabenen Menschenfreund, den Kaiser — der, wie Saladin*), „lieber Gottes „Gärtner wäre" — dafür, daß durch Sein weises Gubernium dieses Unkraut ausgerottet worden; und in unsern Landen nicht wieder Wurzel fassen und schädlich werden kann?

Ich würde mich glüklich schätzen, wenn diese Verordnungen und gegenwärtiger Brief die Aufmerksamkeit Ihrer hohen Obrigkeit erregen und sie veranlassen möchte, die Gemeinden meiner Mitbrüder in den Preußischen Staaten, allenfalls durch landesherrlichen Befehl, zu ihrem wahren Besten zu zwingen: daß auch bei ihnen dieser empörende Mißbrauch abgeschaft werde, und sie sich einer gottseligen und vernünftigen Verfügung unterwerfen. Ich sehe es um so vielmehr als meine Pflicht an, diesen Dienst vorzüglich meinen Mitbrüdern in den Preußischen Staaten zu erzeigen, da wir eben ihnen die gegenwärtige Verordnung zu verdanken haben. Die Sache ist nehmlich bei uns durch

*) In Nathan dem Weisen.

durch eine hebräische Denkschrift, die zu Königsberg in Preußen erschien, rege geworden und zur Sprache gekommen. Es wird Ihnen, Wohlgeborne Herren! nicht unangenehm seyn, das Detail davon zu vernehmen. Dieses Detail kann auf der einen Seite dazu dienen, allen den Einwürfen im Voraus zu begegnen, die ängstliche Anhänglichkeit an alten hergebrachten Gebräuchen und Gewohnheiten dagegen erheben könnte; so wie auf der andern Seite, den frommen und besser gesinnten Theil meiner Nation zu überzeugen, daß es nicht allein nicht wider unsre Gesetze, sondern vielmehr ganz den Sitten unserer ältesten Vorfahren gemäß ist, die Verstorbenen nach ihrem Verscheiden eine zeitlang unbegraben, und durch bestellte Wächter bewachen zu lassen. Und in dieser Rücksicht stehe ich nicht an, es Ihnen, meine Herren, nach der strengsten Wahrheit mitzutheilen.

Schon im Jahr 1772 erging in den Herzoglich Meklenburg-Schwerinischen Landen an die sämtlichen dortigen Schutzjuden, wie beigefügtes abschriftliches Reskript nachweiset, der Befehl: „sich „der frühen Beerdigung zu enthalten, und die „Todten wenigstens drei Tage unbegraben zu „lassen.“ — Die Aeltesten zu Schwerin schrieben darauf, in Gemeinschaft mit ihrem Rabbi, an den seligen Herrn Moses Mendelssohn nach Berlin; und beschworen ihn auf das dringendste: seine

Bered-

Beredsamkeit und sein Ansehen dahin zu verwenden, daß dieser Befehl von ihrem Landesfürsten zurückgenommen werde. Ich lege Ihnen aus dem ganzen Briefwechsel, der über diese Sache hernachmals in hebräischer Sprache geführt wurde, nur die erste Antwort des Herrn Moses, in einer getreuen Uebersetzung, bei. Diese Antwort ist in so fern ein wichtiges Aktenstük, als sie die Ritualgesetze der Juden in Betreff der Beerdigung der Todten aus den Quellen gezogen, und zugleich die deutliche Meinung des großen philosophischen Rabbi über das frühe Begraben derselben, enthält. Allein die Schweriner Gemeinde, statt sich an dem Ausspruch des Herrn Mendelssohn, der so übereinstimmend mit unsern Gesetzen, mit der gesunden Vernunft, und mit dem menschlichen Gefühle ist, zu begnügen, wendete sich an einen wegen seiner Talmudischen Gelehrsamkeit unter uns berühmten Rabbi, Namens Jakob Hirschel, der in Hamburg lebte. Dieser schrieb sogleich an Herrn Moses, unterstützte den üblichen Misbrauch der frühen Beerdigung, und widerlegte die Gründe des Weltweisen, mit der Spitzfindigkeit eines Sophisten, und mit dem anmaßenden Tone eines stolzen Theologen. Der vielleicht allzubescheidene Mendelssohn verfocht umsonst die Sache der Wahrheit mit dem Gesetze und der Vernunft. Der Rabbi und die Schweriner Gemeinde waren nicht zu überzeugen; und es ist mir nicht bekannt geworden, wie die Sache

Ende zu Pellenmorgiſchen ſich gemeinſchaft. Bey
[illegible]

Indeſſen [illegible] Jahre 1[illegible], nach dem To-
de des [illegible] Dannen, die damalige geſchickte
Regierungsform in dem Stammhaus [illegible] eben ei-
nigen [illegible] Veränderungen, von der
Regierung [illegible] Prinzen und Grafen zu ei-
nem [illegible] [illegible] und dadurch allgemein
[illegible]. Ein junger [illegible] Edelherr empfing
die Grafen wieder in [illegible] Regierung aus den
Vormundſchaftlichen Händen, und dem Gubernio
allein, dem die Grafen [illegible], wurde vorge-
legt, die Sache dem [illegible] Landesadminiſtrator zu
Bonnenburg aufzutragen. Wie dieſe Bonnen-
burg aufgefallen, werden Ew. W. H.! am beſten
aus dem Eingange der alten Verordnung unſers
Grafen Hugo[1] zu erſehen belieben. Es
war aber [illegible] in dieſer Verordnung dem Befehl
[illegible], binnen Jahr und Tag eher als nach Verlauf
von 24 Stunden zu Ende zu kommen; ſo wurde
ebenmäs von Seiten des Oberadminiſtrators die Ein-
wendung gemacht: daß der Inderſtadt zu klein
und zu eng [illegible], als daß, wenn man den Verſtor-
benen 2 Tage im Hauſe behalten wollte, bis ſie
zu Grabe [illegible] übergangen, [illegible]
Freundſchaften noch ſich finden, und geſchwind nur
den

[1] Der Grafen, Herr Johann, zu Oſtfrie-
[illegible], S. 270, f.

den dürfte. Das weise Gubernium begegnete aber auch diesem Einwurf durch die zweite näher bestimmte Verordnung, die auf den Lokalumständen unserer Stadt gegründet ist; ohne jedoch dadurch im mindesten die erste Verordnung umzustoßen.

So genießen wir nunmehr die Glükseligkeit, diesen Mißbrauch abgeschaft zu sehen; und können unserer Auflösung ruhig entgegen gehen, da vorhin viele unter uns nicht ohne Schauder und Schrekken an das Grab denken durften. Ich hoffe, daß auch mehrere Menschenfreunde, durch das Beispiel von Ew. W. aufgemuntert, diese Verordnungen so viel als möglich auszubreiten bemühet sein werden; und ich unterstehe mich, namentlich die Verehrungswürdigen Herausgeber der bekanntesten Zeitschriften hiermit öffentlich dazu aufzufordern. Auch bin ich gewiß überzeugt, daß keine Landesherrliche Obrigkeit anstehen wird, die Verfügung zu treffen, daß diesem Unfug in allen ihren Ländern, auf alle mögliche Weise, durch Gewalt oder Gründe, gesteuert werde.

Ich bin mit der uneingeschränktesten Hochachtung

Ew. Wohlgebohrten

Prag, den 15. Jänner
1787.

gehorsamster und ergebenster
N.

I.

Reskript

an die sämmtlichen Schutzjuden in den Herzogl. Meklenburgischen Landen, die Beerdigung ihrer Todten betreffend.

Friederich von Gottes Gnaden Herzog zu Meklenburg, Fürst zu Wenden, Schwerin und Ratzeburg, u. s. w. u. s. w.

Wir fügen Euch, den sämmtlichen Schutzjuden in Unsern Herzoglichen Fürstenthümern und Landen, hierdurch zu wissen: was maßen der unter Euch mehrentheils beobachtet werdende Gebrauch, die Todten keine Nacht in dem Sterbehause zu lassen, sondern sie gleich am Tage ihres Absterbens zu beerdigen, sehr oft die Folge haben könne, daß eine nur in einer schweren Ohnmacht, oder durch andere Zufälle verursachten Unempfindlichkeit liegende Person, als wirklich verstorben angesehen, und also gewissermassen lebendig begraben werde.

Da eine so eilfertige Beerdigung der Todten gleichwohl zu Euren Glaubensgesetzen nicht gehört; so werdet Ihr, nach Unserer hiebei auf Euer eignes Beste und auf Eure eigne Lebenssicherheit gerichteten höchsten Absicht, hiedurch samt und sonders befehligt: Euch solcher frühen Beerdigung künf-

künftig zu enthalten, und von nun an Eure Todten wenigstens drei Tage unbegraben zu lassen. Wonach ihr Euch zu achten habet. Datum auf Unserer Festung Schwerin, den 30sten April 1772.

II.

Schreiben des Herrn Moses Mendelssohn.

An die achtbare Gemeinde zu Schwerin.

Ihre angenehme Zuschrift vom vergangenen Monat habe ich wohl erhalten. Ich ersehe daraus, daß Ihr Landesherr Ihnen befohlen, die Todten drei Tage aufzubewahren, ehe Sie sie unter die Erde bringen lassen. Sie, Meine Herren! scheinen darüber so bekümmert und gekränkt zu sein, als wenn der Landesherr Sie zwingen wollen, die Religion unserer Väter zu verlassen, oder ein mosaisches Gesetz, oder doch wenigstens eine Vorbauungsregel der Rabbinen, zu übertreten. Ich gestehe gern meine Unwissenheit, daß ich das nicht einsehe, und die Ursache zu den großen Anstalten, die Sie dawider treffen wollen, nicht begreifen kann. Ob ich nun schon weiß, daß Ihr Rabbi selbst ein Gesetzgelehrter ist, und auch mit Gesetzlehrern hinlänglich umgegangen ist, um selbst diese Sache zu entscheiden: so will ich doch nicht unterlassen, Ihnen meine Meinung darüber zu eröffnen. Wenn ich irre, nehme ich Zurechtweisung gern an. Nach meinem Dafürhalten also, liegt in der Folge

leistung dieses landesherrlichen Befehls nicht die mindeste Gesetzübertretung, wie Sie zu finden vermeinen.

Unsere Weisen lehren zwar, daß derjenige, der einen Todten bei sich übernachten läßt, ein verneinendes Gesetz*) übertritt. Allein, diese Lehrer erlauben doch auch das Uebernachten des Todten, wenn es zur Ehre des Verstorbenen geschieht, oder wenn es der Zeit bedarf, um für ihn Sarg und Sterbekleider, oder wehklagende Weiber, die die Bahre begleiten sollen**), holen zu lassen, oder es seinen Verwandten und in den großen Städten bekannt zu machen. (Siehe Jore Dea, §. 357). Haben sie nun das Uebernachten des Todten um solcher geringfügigen Ursachen halber nachgegeben; um wie viel weniger darf er weggeschaft werden, wenn der entfernteste Zweifel vorhanden ist, daß er noch zu sich kommen und wieder aufleben könne? Ist es doch fundamental bei uns, daß kein Gesetz statt findet, wo Lebensgefahr dabei obwaltet!

Wenn indeß unsere Lehrer die Besorgniß, daß der Abgeschiedene wieder aufleben könne, nicht mit unter den das Begräbniß aufschiebenden Ursachen angeführt haben, so muß uns das nicht wundern.

Denn

*) Ein verneinendes Gesetz ist ein Gesetz, das etwas zu unterlassen befiehlt.

**) Eine morgenländische Sitte, die jedoch im Judenthum so unwesentlich ist, daß sie schon längst unter uns abgestellt worden.

Denn der Fall: jemand lebendig zu begraben, konnte bei ihnen nie eintreten, war ganz unmöglich. Sie setzten nehmlich ihre Verstorbenen in unterirdischen Höhlen und Gewölben bei, und ließen sie da drei Tage bewahren, um zu sehen ob sie noch lebten, oder etwa wieder erwacht wären. So heißt es ausdrüklich in dem Traktat Smachoth: „Auf dem Begräbnißort bewacht man „die Todten 3 Tage, ohne zu besorgen, daß man „dadurch den Sitten der Emoriter nachahme. Einst „bewachte man einen vermeinten Todten der wie„der auflebte, und erst nach 25 Jahren wirklich „starb. Auch von einem andern weiß man, daß „er wieder zu sich kam, hernach fünf Kinder „zeugte, und alsdann erst starb.“ — Auf diese Weise konnten unsre Gesetzlehrer wohl verordnen, daß, wer mit der Wegschaffung des Abgeschiedenen aus dem Hause eilt, lobenswerth sei, da bei ihnen nicht die mindeste Gefahr vorhanden war. Wir aber, die wir unsere Todten auf eine Art bestatten, die keine Bewachung zuläßt, müssen sie freilich so lange unbeerdigt lassen, bis wir von ihrem wirklichen Ableben die überzeugendsten Beweise haben. Wenn uns der Fall begegnete, daß wir hinterher, und wenn es schon zu spät ist, das Wiederaufleben eines vermeinten Todten (dessen Möglichkeit uns doch die angeführte Stelle beweiset) erführen; womit könnten wir unsre Sorglosigkeit verantworten?

Ein bewährtes Kennzeichen eines wirklich erfolgten Todes giebt es, nach dem einstimmigen Zeugniß der weisesten Aerzte, nicht. Der Mensch kann oft in eine solche Ohnmacht versinken, daß Pulsschlag und Athemholen gänzlich mangeln, so daß die Umstehenden ihn für todt halten, ob schon er demungeachtet noch lebt; und man muß also durchaus warten, bis der Körper wirklich zur Verwesung übergegangen, um vor dessen Nichtwiederaufleben sicher zu sein. Daß unser Gesetzkehrer hierin mit den Aerzten einerlei Meinung gewesen, erhellet nicht nur aus dem schon oben angeführten, wo sie ausdrüklich Fälle erzählen, da man vermeinte Todte in den Gewölben beigesetzt, die hernach aufgelebt sind; sondern auch aus folgender Stelle des Talmuds.*) — — —

Ich sende Ihnen also beiliegend ein Schema zu einer Vorstellung**), die Sie meines Bedünkens, Ihrem Landesherrn zu überreichen hätten. Wahrscheinlicher Weise wird Er mit dem Vorschlag zufrieden sein; und jeder Sterbliche wird dadurch in Frieden zu seinen Vätern versammelt werden. Sollte aber der Landesherr auf Seinen Befehl bestehen: so können Sie nichts bessers thun, als nach dem

*) Die ich unübersetzt lasse, weil sie ohne genaue Kenntniß unserer Zeremonialgesetze doch immer unverständlich bliebe.

**) Abschrift dieser Vorstellung ist nicht vorhanden.

Digitized by Google

dem Beispiel unserer Vorfahren auf Ihrem Begräbnißplatz ein Gewölbe bauen, wo die Abgeschiedenen nach hergebrachter Sitte können gereinigt, drei Tage lang bewacht, und alsdann erst begraben werden. Dieses zu thun, ist nach meiner Meinung die Pflicht einer jeden frommen Gemeinde; nicht aber, von jenen Verordnungen, die vernünftig sind, abzugehen. Die Rabbinen unserer Zeitgenossen sollten sie dazu anhalten, und die Sache befördern.

Ich weiß zwar auch, daß Sie mir nicht folgen werden: denn die Macht der Gewohnheit ist stark, ja, vielleicht werde ich Ihnen gar als ein Irrlehrer durch meinen Vorschlag erscheinen. Immerhin! Habe ich doch mein Gewissen von der Schuld befreiet. Ich bin u. s. w.

Berlin, im Mai 1772. Moses Mendelssohn. *)

*) Zur Ehre der hiesigen Judenschaft verdient es angemerkt zu werden, daß sie bei dem Tode des Weltweisen selbst, der oben stehenden Brief schrieb, in so weit von der Gewohnheit abging, daß derselbe erst 24 Stunden nach seinem Ableben beerdigt ward. — Bekanntlich hat Ramler in seiner rührenden Kantate auf Mendelssohns Tod auch diesen Umstand benutzt.

„Begrabt ihn spät, damit er noch erwache!"
So rief man durch die Stadt.

S. Berl. Monatsschr. Junius 1786, S. 484. — Die Freunde des Seligen drangen nehmlich darauf,

Digitized by Google

III.

Erste Verordnung des kais. kön. Guberniums.

An den Prager Stadtrath.

Ueber eine wider die schleunige Beerdigung der verstorbenen Juden in Vorschein gekommene Schrift hat der hiesige Herr Oberrabbiner Jachaska Landau eine sehr weitschichtige, und hauptsächlich auf ihr sehr falsch ausgedehntes Gesetz sich gründende Vorstellung eingebracht, welche man nach genauer Prüfung aus allerhand seichten, der gesunden Vernunft und der Erhaltung der Menschen nicht angemessenen Anwendungen, zum Theil auch aus steifen Nationalvorurtheilen, und abergläubischen Auslegungen des Talmuds zusammengesetzt, mithin auch nicht so geartet befunden, daß man von der allgemeinen die Begräbnißzeit bestimmenden Verordnung abweichen, und den schädlichen Misbrauch genehmigen sollte.

Vielmehr ist gedachtem Oberrabiner unvorzüglich anzudeuten: daß er keinen Verstorbenen unter schwerer Verantwortung und Strafe vor Verlauf 48 Stunden beerdigen, im nöthigen Falle aber

rauf, daß er wenigstens so lange unbeerdigt bleiben müsse, zumal da er plötzlich und an einem Schlagfluß gestorben. Auch bewilligte es der hiesige Oberrabbiner sogleich ohne Widerrede, als Herr Friedländer ihn darum ansprach. B.

Digitized by Google

aber durch den Stadt- und auf dem Lande durch den Kreisphysikus die genaueste Untersuchung pflegen zu lassen habe. Endlich wird der Magistrat das von ihm nicht zurükgestellte Kommunitat abfodern, und hieher übergeben.

Ex consilio Gubernii.

præs. 12. Jul. 1786. Prag, d. 3. Jul. 1786.
relat. 14. Jul. 1786. Joseph Hardy.

Kollationirt, und ist gegenwärtige Abschrift mit seinem Originali von Wort zu Wort gleichstimmig. Prag, den 5. Dezember 1786.

Wenzel Fr. Chadoba,
(L. S.) Registrator.

IV.

Zweite Verordnung des kais. königl. Guberniums,

Prager Stadtrath.

Einige hauptsächlich bei den Juden sich äussernde Umstände, welche auf die nach dem allgemeinen Landesgesetz auch ihnen vorgeschriebene Beerdigungszeit einen wichtigen Einfluß haben, erfordern gewisse Maaßregeln, die man in folgende Punkte zusammen getragen hat.

1) Muß vor allem, um der Furcht vor der Ansteckung der bekanntermaßen sehr eng zusammen wohnenden Familien zu begegnen, ein eigener abgesonderter Ort ausersehen und dazu bestimmt

werden, die Todten gleich nach ihrem Hinscheiden bis zum Verlauf der festgesetzten 48 Stunden in Sicherheit zu bringen.

2) Kann zwar in Fällen, wo die Fäulniß eines Körpers in der Natur der Krankheit, oder aus was immer für einer andern Ursache überhand nehmen dürfte, von der Vorschrift abgewichen, und nach der Erkenntniß des ohnehin in den Prager Städten angestellten Leichenbesehers, welcher für allen Mißbrauch und die dadurch etwa entstehen mögen, den Folgen unter eigner schwerer Verantwortung zu haften hat, ein kürzerer Termin zur Beerdigung ausgemessen werden. Damit aber

3) Der bevollmächtigte Leichenbeseher in Stand gesetzt werde, die bevorstehende Gefahr einer Ansteckung zu beurtheilen; so wird unter einem sämtlichen Aerzten und Wundärzten durch die medicinische Fakultät anbefohlen, die Dauer und Beschaffenheit der Krankheit, an welcher der ihrer Besorgung sich vertrauende Patient gestorben, im Hause auf einem Zettel angemerkt zurük zu lassen. Und da es sich

4) Auch ereignen kann, daß die Beerdigung gerade an einem Sabbath, oder sonst an einem Feste vor sich gehen sollte, an welchem den Juden nicht erlaubt ist, dergleichen Verrichtungen zu vollziehen; so wird eben dieser Leichenbeseher angewiesen, den Bedacht darauf zu nehmen, ob es der Zustand des Todten zulasse, mit der Bestattung zu verzögern,

oder

oder diese vielmehr zu beschleunigen, in welchem Falle auch die Abkürzung des gesetzmäßigen Termins genehmigt wird.

5) Ist es ganz die Sache des Magistrats, durch ununterbrochene Wachsamkeit die Beobachtung des Zwischenraums vor der Begräbniß eines Verstorbenen zu erzielen; auf der andern Seite aber zu verhindern, daß nicht etwa durch zu ofte und unnöthige Eilung mit dem Leichnam, die wahre Absicht verfehlt, zum wenigsten aber so was ohne das ausdrükliche Gutheißen des sogenannten Visitators zugegeben werde.

Diese Verordnung ist endlich dem jüdischen Oberrabbiner, so wie den Prager Judenältesten, auf ihre gemachte Vorstellungen kund zu machen; den Landesdeputirten aber zu bedeuten, daß eben in Ansehung der übrigen Judenschaft die den von ihnen angeführten Beschwerden angemessenen Verhaltungsbefehle an die königl. Kreisämter erlassen werden.

Ex consilio Gubernii.

præs. 22. Aug. 1786. Prag, 14. Aug. 1786.
relat. 23. Aug. 1786. Anton Franz Hochhaus.

Kollationirt, und ist gegenwärtige Abschrift mit seinem Originali gleichstimmig. Prag, den 5. December 1786.

Wenzl. Fr. Chadoba,
(L. S.) Registrator.

werden, die Todten gleich nach ihrem Hinscheiden bis zum Verlauf der festgesetzten 48 Stunden in Sicherheit zu bringen.

2) Kann zwar in Fällen, wo die Fäulniß eines Körpers in der Natur der Krankheit, oder aus was immer für einer andern Ursache überhand nehmen dürfte, von der Vorschrift abgewichen, und nach der Erkenntniß des ohnehin in den Prager Städten angestellten Leichenbesehers, welcher für allen Mißbrauch und die dadurch etwa entstehen mögen, den Folgen unter eigner schwerer Verantwortung zu haften hat, ein kürzerer Termin zur Beerdigung ausgemessen werden. Damit aber

3) Der bevollmächtigte Leichenbeseher in Stand gesetzt werde, die bevorstehende Gefahr einer Ansteckung zu beurtheilen; so wird unter einem sämtlichen Aerzten und Wundärzten durch die medicinische Fakultät anbefohlen, die Dauer und Beschaffenheit der Krankheit, an welcher der ihrer Besorgung sich vertrauende Patient gestorben, im Hause auf einem Zettel angemerkt zurük zu lassen. Und da es sich

4) Auch ereignen kann, daß die Beerdigung gerade an einem Sabbath, oder sonst an einem Feste vor sich gehen sollte, an welchem den Juden nicht erlaubt ist, dergleichen Verrichtungen zu vollziehen; so wird eben dieser Leichenbeseher angewiesen, den Bedacht darauf zu nehmen, ob es der Zustand des Todten zulasse, mit der Bestattung zu verzögern,

oder

Digitized by Google

oder dieſe vielmehr zu beſchleunigen, in welchem Falle auch die Abkürzung des geſetzmäßigen Termins genehmigt wird.

5) Iſt es ganz die Sache des Magiſtrats, durch ununterbrochene Wachſamkeit die Beobachtung des Zwiſchenraums vor der Begräbniß eines Verſtorbenen zu erzielen; auf der andern Seite aber zu verhindern, daß nicht etwa durch zu ofte und unnöthige Eilung mit dem Leichnam, die wahre Abſicht verfehlt, zum wenigſten aber ſo was ohne das ausdrükliche Gutheißen des ſogenannten Viſitators zugegeben werde.

Dieſe Verordnung iſt endlich dem jüdiſchen Oberrabbiner, ſo wie den Prager Judenälteſten, auf ihre gemachte Vorſtellungen kund zu machen; den Landesdeputirten aber zu bedeuten, daß eben in Anſehung der übrigen Judenſchaft die den von ihnen angeführten Beſchwerden angemeſſenen Verhaltungsbefehle an die königl. Kreisämter erlaſſen werden.

Ex conſilio Gubernii.

præſ. 22. Aug. 1786. Prag, 14. Aug. 1786.
rolat. 23. Aug. 1786. Anton Franz Hochhaus.

Kollationirt, und iſt gegenwärtige Abſchrift mit ſeinem Originale gleichſtimmig. Prag, den 5. December 1786.

Wenzl. Fr. Chadoba,
(L. S.) Regiſtrator.

3)

Der Ruhm.

Eine Epistel an Geßner.

Du, den die Grazie mit welchem Arm umschlingt,
Um dessen Haupt der Ruf die goldnen Flügel schwingt,
O Geßner! lehre mich nach richtigen Gesetzen
Der wägenden Vernunft den Werth des Ruhmes schätzen;
Du Stolz der Söhne Teuts! Als einst um deine Gunst
Die Muse des Gesangs, und die der Zeichnungskunst
Sich stritten—Phöbus hieß, um ihren Zwist zu schlichten,
Dich malen im Gesang, und im Gemälde dichten—
Da wars, als Hebe dir mit rosenfarbner Hand
Das Götter-Diadem um deine Schläfe wand.
Da eilte, deinen Ruhm durch den Olymp zu tragen,
Der Fama rascher Flug zuvor dem Sonnenwagen
Des feinen Galliers entzücktes Ohr verschlang
Mit dürstender Begier den himmlischen Gesang;
Des deutschen Geistes Kraft in deinem Lied zu ehren,
Mußt' er, des deutschen Geists Verächter, Deutsche lehren.

Und

Und wo die Sonne hin ins Meer des Atlas sinkt,
Wer sich im Tago wascht, wer aus der Themse trinkt,
Die weiche Römerinn, und Moskaus rohe Söhne,
Ergözt der Zauberklang noch nie gehörter Töne.
Sprich Freund! wie war dir da? An Seligkeiten reich,
Warst du in deinem Sinn nicht selbst den Göttern gleich?
Schien dir am Himmel jezt nicht freudigerdie Sonne?
Nicht traulicher der Mond? Und laseſt du nicht Wonne
Am Baum auf jedem Blatt; und war der kühle Wald
Dir nicht noch kühlender? — Allein, nicht wahr? nun bald
War nichts von Wonne mehr auf keinem Blatt zu leſen,
War Sonne, Mond und Wald, was ſie zuvor geweſen.
So iſts: des falſchen Glüks betrügeriſcher Schein
Nimmt oft, doch lange nie, den Weiſen ſelber ein.
Wie wer durch Kunſt von Wachs verſchiedne Früchte machet,
Den Klugen oft berükt, der ſeiner Täuſchung lachet;
Das Kind beharrt, und ob der hohle Apfel bricht,
Fühlt es den Irrthum wohl und glaubt ihn dennoch nicht.

So

So mag dich immerhin der Pöbel glüklich schätzen,
Wenn Wandrer ohne Zahl dir Thür und Thor besetzen;
Wenn manches Blatt dich als der Musen Liebling preiß,
Und dir nur schlechter sagt, was du schon besser weißt.
Ja wol ein seltnes Glük: berühmt zu sein! Ich wette,
Wenn zwischen dir und mir ich auszuwählen hätte,
So tauschte — lächle nur! — ich armer kleiner Wicht
Wol meinen kleinen Ruhm um deinen großen nicht.
Wahr ists, für Hunderte, die bald in stolzen Wagen,
Um dich zu sehn, und bald auf schnellen Rossen jagen,
Kehrt etwa Einer nur zu Fuße bei mir ein.
Recht gut! der schlechtesten wirds wol nicht einer sein.
Mein Thun und Name drang nie zu des Pöbels Ohren:
Dich kennt und liest und sucht, was hoch und tief gebohren.
Von dummem Stolze wird mein Hüttchen nie gedrängt,
Und wer mich sucht, der giebt so viel, als er empfängt.
Dich glaubt, was lesen kann — warum nicht? — zu verstehen;
Und wer es glaubt, der hält sich würdig, dich zu sehen.
Weißt du, daß jener Narr, der in dem Sessel gähnt,
Durch den Besuch dich mehr, als sich zu ehren wähnt?

Die

Die Fräulein, die sich ihm zur Seite ziert und windet,
Mißt dich und deine Frau mit gnädgem Blik, und findet
Dich gut, und Sie geschemt genug; nur Eines ist
Ihr nicht so recht — daß du nicht Herr von Geßner bist.
Wird aber einst, um dich ein wenig zu vexieren,
Der Zufall den Marquis und Graf zusammenführen,
Dann treibt ein innrer Zug den Gek dem Gekken zu;
Dann hat der weise Mann vor beiden gute Ruh.
Der neugereiste Prinz wird nun von tausend Dingen
Dem Franzmann, was er kann, mit deutschem Schnabel singen.

Te Mouſſié te la Rif, qui fait in pon acter,
Et te Mouſié Linguet, qui a in méchant quér.
Ti Tic, te la Tiches, te la Reine, et tés Princes,
Ti pon ton te Paris, ti mauvais tes provinces.

Dies alles sei dir nun ein deutlicher Beweis,
Daß er Französisch spricht, und sein zu leben weiß.
Wofür sonst kam er auch zu dir herbeigefahren?
Er hat dich ja gesehn, kennt dich mit Haut und Haaren;
Herr Geßner, weiß er, sei ein Mann, der wenig spricht,
Und seine Nase trag er mitten im Gesicht.

Jedoch

Jedoch Geduld! wer sich nur so bei dir bekommen,
Bei dem bist du davon wolfeilen Kaufs gekommen.
Allein, wenn bald dein Lied ein butterweiches Kind
Mit Glossen kommentirt, die süß wie Manna sind;
Wenn in die Zauberwelt, die uns dein Pinsel schafft,
Ein fader Süßling aft, und oft ein Schwätzer gafft,
Da würd' ich wahrlich nicht — du magst es mir
verzeihn —
Für deiner Muse Gunst, die meine Ohren leihn.
Der kleine schlaue Schelm, der mit dem Ziegenbein
Und mit dem spitzen Ohr, dein Freund, und auch
der meine,
Der im Gebüsche laurt, und gern ein wenig lacht,
Und gerne Sprünge, doch nicht Affensprünge, macht,
Sich aus dem Schlauch zum Tanz, zum Schwindel
nie, berauschet,
Hat euch von hintenzu oft ungesehn belauschet.
Nicht wahr? da giebts für dich zu lächeln überdik.
Der lobt ein Schneckenhaus, der einen Blumenstiel
Und an der Nymphe dort gefällt im kühlen Bade,
Dem einen ihr Gewand, dem andern ihre Wade.
Doch wer en connoisseur dich recht zu schätzen weiß,

Da

Der lobet den Effekt, und rühmt des Künstlers Fleiß;
Bewundert den Detal im Baum und in der Blume;
Spricht viel vom Klairobscur, vom Stil, und vom Kostume,
Von Ton, und Kolorit, und Haltung, und Kontrast,
Und was im Sulzer du sonst mehr zu finden hast;
Und laurt, daß ihm von dir ein stilles Lächeln sage,
Wie sehr dir, guter Mann, sein Kennerloh behage.
Ja wol ein Kennerloh, das jeden Pinsler ehrt!
Und hast du denn von ihm gelobt zu sein begehrt?
Den Geist, der in dein Blatt den Götterodem hauchet,
Es in das Rosenlicht der griechschen Sonne tauchet,
Hat den sein Kennerauge gesehn? — Ach dieser Geist
Ist weder blau noch grün, und läßt sich, wie du weißt,
Von jedem Gecken nicht so bei der Nase fangen.
Wer diesen Geist erblikt, wird der am Körper hangen?

Ob auch ein guter Geist einmal den seltnen Mann
Zu deiner Thüre führt, deß Lob dich kitzeln kann;
Für diesen seltnen Mann bedienen hundert Thoren
Vollauf mit Ekel dich, und foltern dir die Ohren.
Fleuch in die Wildniß hin, wo deine Sile rauscht
Und rings ein frischer Wind im Tannenwipfel saust;

Auch

Auch da findt dich der Sohn der ungestümen Britten,
Und kömmt auf müdem Gaul durch Strauch und Strom geritten.
Bald treibet Belzebub in deine stille Ruh
Paket' und Briefe dir auf sieben Posten zu.
Ein strenger Junker wünscht, so schreibt er im Vertrauen,
Sich einen Gänsestall nach deinem Plan zu bauen.
In Versen schikt dir hier ein Bruder in Apoll,
Den trauten Gruß zuvor, zweimal sechs Bogen voll.
Verheißt, wenn du befiehlst, von seinen eignen Händen
Gemacht, fünfmal so viel mit erster Post zu senden.
Dort stekt sub rosa dir ein junges holdes Kind,
Daß deine Schriften halt ihr liebstes Büchlein sind;
Daß sie den Daphnis küßt, und immer die Idyllen
Bei Tage mit ihr gehn, und sie im Bette trillen.

So quält dich immerfort dein Ruhm, und nirgends hast
Du hochbeglükter Mann, vor deinem Glükke Rast.
Doch welcher Sterbliche ist frei von aller Plage?
Hält deinem Uebel denn dein Gutes nicht die Wage?
Zwar drükt dein Ruhm dich oft: doch weil du Gesner bist,

Digitized by Google

Und ganz Europa dich in sieben Sprachen liest,
Wird Jung und Alt, wohin du kömmst, um deinen Wagen
Gedrängt Hosanna schrein, die Köpfe sich zerschlagen. —
Die große Königslust, sagst du, ich danke schön! —
Sei'ruhig, Freund! laß sich die Räder immer drehn.
Kenn ich den Pöbel recht, so werden seine Haufen
Nach Cagliostro's mehr als deinem Wagen laufen.
Siehst du den Militär, der sich wie Mavors trägt,
Beim Schlagbaum Wache hält, und nach dem Namen frägt.
„Herr Gessner ist's, — Ganz gut! und was Ihr Thun und Treiben? —
„Ein bischen Zeichnen, und auch wol ein bischen Schreiben."
„Was schreiben Sie mein Herr? — Was frommen Seelen nützt. —"
„Parblen," so sagt dein Freund, der dir zur Seite sitzt,
„Sie lesen doch wol deutsch, und kennen die Idyllen?" Der

Der Held bedekt sein Haupt, und fragt: was denn
für Pillen?
So ists: der Pöbel liebt und sucht den Charlatan,
Und wer bescheiden ist, wird nie Jan Hagels Mann.
Und desto besser! — Doch in deinem Vaterlande
Nicht kennen dein Verdienst, wär jedem Bürger
Schande,
Es ehren, jedem Lust. Da wird, ich wette fast,
Der reiche Wechsler dir, was du vonnöthen hast,
Der arme Handwerksmann umsonst mit eignen
Händen
Dir thun; was du bedarfst, in Hof und Küche
senden. —
Ja wol! für baares Geld wird der und dieser dein
Ergebner Diener, so als wie der meine, sein.
Stieß er im Bükling auch die Nase zu den Steinen,
Den Rathsherrn wird er wohl, und nicht den Dichter meinen.
So viel begreif ich gut: des reichen Kaufmanns Sohn,
Der Frankreichs Sitte kennt, ein Mann vom besten Ton,
Wird immer, um durch dich ein wenig zu brilliren,
Wenn Freunde von Paris und Genf bei ihm soupiren,
Wasser

Wofern es dir beliebt, mit Speis' und auch mit Trank
Dir gerne gütlich thun. Doch fehlt dirs, Gott sei Dank!
Nun daran eben nicht; noch hast du's je vonnöthen,
Für deinen Leib den Geist durch Langeweil zu tödten.

In deinen Lobgesang, auch dieses laß ich sein,
Stimmt mancher Ehrenmann mir vollen Backen ein.
„Ja, ja, Herr Geßner ist ein Mann, der macht uns Ehre;
„Auch wenn er weiter nichts, als nur ein Bürger wäre.
„Zu machen, daß man euch in Ost und Westen kennt,
„Um euch zu sehn herbei aus jedem Winkel rennt;
„Daß Grafen nach euch gehn und euch Marquise küssen,
„Müßt ihr schon etwas mehr, als alle Tage, wissen."
Darauf betheurt er hoch, daß du zu dieser Frist
An Erudition ein wahres Monstrum bist.
Doch kömmt er erst nach Haus: er wird, was soll es gelten?
Bald' auf den Wahn der Welt und ihre Blindheit schelten.
"Hm!" sprichts er zu sich selbst, und schlägt auf seinen Bauch:

„Er ist vom kleinen Rath — nun gut! das bin ich auch.
„Er schreibt ein reines Deutsch — ich spreche desto besser.
„Er ist als Belletrist — und ich als Staatsmann grösser.
„Mir liegt es hier im Kopf — ihm steht es in der Hand.
„Er hat ein wenig Witz — ich habe mehr Verstand.
„Ist er ein Theokrit — so bin ich Aristides
„Den Flitzstatz kenn' ich nicht, und liebe was solides.
„Häuft er dey Fiskus an? dient er der Polizei?
„Und was gewinnt der Staat, die Kirche was dabei?"
So wird die Dummheit stets, was sie nicht kennet, tadeln,
Und am verkannten Werth selbst ihren Unwerth adeln.
Allein, damit ich einst des Zieles eingedenk,
Aus ofner See den Kahn zum nahen Ufer lenk,
Es wird das hohe Glük, das tausende beneiden,
Die Summe deines Ruhms sich in zwo Hälften scheiden.
Die eine Hälfte giebt dir weder warm noch kalt;
Die andre Hälfte macht dich vor den Jahren alt.
Und dennoch wird dein Glük, o Freund! kein Narr dir rauben:
Dein Glük und Ruhm ist nicht, was sonst die Thoren glauben. —

Digitized by Google

Daß dich die Phantasie aus ihrem Becher tränkt,
Und göttliche Gefühl' in deinen Busen senkt;
Dich in Elysiums beglükte Thäler leitet,
Wo sanft der klare Quell durch Rosenbüsche gleitet,
Wo grünender die Flur, der Himmel reiner ist,
Und silberner der Mond, — kurz, daß du Geßner bist:
Dieß, Geßner, ist dein Glük, das du in dir nur findest!
Daß du, doch ohne Stolz, den eignen Werth empfindest,
Den dir des Edlen Hand und Blik verbürgen mag,
Den Neid beneiden will und doch es nicht vermag:
Dieß, Geßner, ist dein Ruhm! — Das Loben oder Schelten
Der Thoren mag gleich viel zu deinem Ruhme gelten.

Helvetien. — — —

4.

Vorlesung

in der feierlichen Versammlung der Akademie am 25sten Januar 1787.

Durchlauchtigste Prinzen *)
Hochzuehrende Herren,

Mein Stillschweigen würde in diesem Augenblik beredter sein als alles, was ich werde sagen können. Mein Geist ist so betroffen, mein Herz so durchdrungen von allen Gegenständen, deren Andenken ihm dieser Tag zurükruft, daß alle Beredsamkeit, wenn sie mir gleich noch so sehr zu Gebote stände, dennoch, wenn ich mich so ausdrükken darf, nicht durch die Menge und Stärke meiner Ideen und Empfindungen hindurch zu dringen vermöchte.

Doch, kann ich gleich nicht reden wie ich wünschte, so kann ich doch noch weniger schweigen; und da ich so oft meine schwache Stimme an unsern feierlichen Tagen vor Ihnen erhoben, so schmeichle ich mir, daß Sie auch heute noch, vielleicht und wahrscheinlich zum letzten mal, mir die Nachsicht und Aufmerksamkeit vergönnen werden, womit Sie mich stets beehrten.

Man

*) J. K. H. die beiden ältesten Söhne Sr. K. M., und der älteste Sohn Sr. K. H. des Prinzen Ferdinand.

Digitized by Google

Man hat wohl Ursache, das Leben einen Traum zu nennen. Die Menge und Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die von der Wiege bis zum Grabe vor unsern Augen vorbeigleiten, bewirken in unsrer Seele eine Reihe von Veränderungen, die denen sehr ähnlich sind, welche das Spiel der Fantasie ihr im Traume verschaft.

Zuförderst kann man die Träume der Wachenden überhaupt in drei Klassen theilen: Träume des Jünglings, des Mannes, des Greises. Horaz und Boileau haben das Gemälde dieser verschiedenen Alter mit allen Reizen der Dichtkunst ausgeschmükt. Aber außer den charakteristischen Unterschieden derselben giebt es oft im menschlichen Leben gewisse Perioden, die die Folge einer Reihe von Lagen und Begebenheiten sind, die für sich eine vollständige und von allem vorhergehenden und nachfolgenden verschiedne Gruppe formiren.

In diesem Fall bin ich heute. Ich durchschaue gleichsam mit einem Blik den seit dem Tage der Wiederherstellung der Akademie verflossenen Zeitraum. Drei und vierzig Jahre sind seitdem bis auf diesen Tag verschwunden, an dem ich eine neue Epoche erlebe, die man als eine zweite Wiederherstellung betrachten kann. Aber ach! wo sind meine damaligen Mitbrüder? Alle sind sie dahin, und nur ich allein bin noch übrig von allen Mitgliedern der Akademie, die die Feier jenes Tages begingen. Ich hatte keinen Grund zu glauben, daß dieses

Digitized by Google

Glük, wenn es anders eines ist, mir aufbehalten wäre. Eine von Natur schwache Konstitution, eine seit mehr als einem halben Jahrhundert fortdaurend erschütterte Gesundheit, ließen mich bei jeder von mir verlesenen Denkschrift eher hoffen als fürchten, daß es die letzte sein würde.

Doch was rede ich von mir, und selbst von meinen Mitbrüdern, Schlachtopfern der Patze? Sie hat einen Schlag geschlagen, der jeden andern Gedanken verschlingt, und auf den man den erhabnen Ausdruk des Generallieutenant von St. Hilaire anwenden kann, der, als die Kanonkugel, durch die Tränne fiel, auch ihm einen Arm raubte, seinem über diesen Unfall in Thränen zerfließenden Sohn den zu Boden gestrekten Helden mit den Worten zeigte: Nur das, mein Sohn, das hier mußt Du beweinen.

Die Anwendung ist leicht. Der Beschützer unsrer Akademie, der sie wiederherstellte, der sie fast ein halbes Jahrhundert blühen machte — wo ist Er? Ach! Er hat gelebt. Mich dünkt, als sähen wir Ihn noch in diesem Augenblik im Kampfe begriffen mit dem letzten und furchtbarsten seiner Feinde; auch hier sehen wir ihn, wie er noch eben den unerschütterten Muth beweist, der ihn nie verließ, und wie er sich auch durch diese Art des Heroismus, der keine andre gleich kömmt, auszeichnet. Er hat nie die Grundsätze verleugnet, die er einmal

Digitized by Google

angenommen; bis zum letzten Seufzer hat er die Bahn, die er sich vorgezeichnet hatte, verfolgt.

Erwarten Sie M. H. heute vielleicht von mir seine Denkschrift? Sie ist völlig fertig: — fertig in Ihren Herzen. Wenn jeder von Ihnen in diesem Augenblik reden wollte, so bin ich überzeugt, daß aus dem, was Sie sagen würden, ein Denkmal daurender als Erz entstehen würde; ein Denkmal, dessen Ausführung meine Kräfte übersteigt.

Ein Künstler, mit Namen Stasikrates, kam nach Plutarchs Erzählung, zum Alexander, und sagte ihm: „Ich habe den Entwurf gemacht, „Deine Bildsäule aus einem immerdauernden und „unzerstörbaren Stoff zu verfertigen. Ihr Fundament wird ewig sein, und auf einer unzu„erschütternden Grundveste wird sie ruhn. Der „Berg Athos in Thrazien bietet durch seine Größe, seine Höhe und durch die Anlage seiner Theile, „die Mittel dar, eine Bildsäule zu verfertigen, der „die Kunst eine vollkommene Aehnlichkeit mit Dir „geben kann. Mit ihren Füßen wird sie das Meer „berühren, in der einen Hand eine Stadt halten, „deren Umfang zehn Tausend Einwohner fassen „kann, und in der Andern eine Urne, aus der „sich ein nie versiegender Strom ins Meer ergießen „wird. Weg also Bronze, Elfenbein, Gold, „Malerei, Bildhauerkunst, und alles, was Zeit „und andre Verwüstungen vernichten und zerstören „können.“

Digitized by Google

Bei dieser Gelegenheit äußerte der mazedonische Held mehr Philosophie als bei andern, wo ihn ein falscher Begriff von Größe in die Thorheit eines eiteln Stolzes stürzte, eine Thorheit, von welcher der Preußische Held stets ganz frei war. Nachdem er den Stasikrates angehört, lobte er das Genie dieses Künstlers, bewunderte seinen Unternehmungsgeist, sagte aber zu ihm: „Laß den Berg „Athos, so wie er ist: es ist genug, daß er bereits „das Denkmal der Thorheit eines Fürsten ist. Der „Berg Kaukasus, das Gebirge Emodus, der Tanais, „und das kaspische Meer, werden mich hinreichend „bekannt machen. Meine Thaten werden meine „Bildsäulen sein."

Man errichte eine Pyramide ohne allen Schmuk, und nur das einzige Wort FRIDERICO sei darauf eingegraben. Alle itzt und alle nach uns Lebende werden jeder nach seinen Fähigkeiten und seinem besondern Gesichtspunkt diese Inschrift ergänzen. Die Zunamen des Großen, des Einzigen, und alle die prunkvollen Ausdrükke, welche die Gegenstände verkleinern, indem man sie vergrößern will, sind hier vollkommen unnütz.

Der Name Friedrich wird den Patrioten an den Vater des Vaterlands erinnern, den Krieger an den größten Feldherrn unsers Jahrhunderts und vielleicht aller Jahrhunderte, den Staatsmann an den vollkommensten Meister in seiner Kunst, die Gelehrten an den, der ihren

Werth

Digitized by Google

Werth zu schätzen, und ihnen nebst dem Unterricht das Beispiel zu geben verstand, — und uns, M. Herrn, besonders an einen Beschützer, der mitten unter den bedenklichsten Lagen, nie aufhörte, sein Auge auf uns zu richten, und uns mit eben der Aegis zu dekken, die er undurchdringlich gegen alle Pfeile gemacht hatte. Da er Schmeicheley haßte, und den Spott verachtete, so konnte man nur seinen Beifall erhalten, wenn man mit festem Schritt auf der Bahn der Wahrheit fortging.

So großen Werth auch die Werke haben mögen, die seine Muße beschäftigten, oder die vielmehr diesen das Bedürfniß der verzehrenden Thätigkeit seines Geistes zu befriedigen; Werke die, nebst den Reizen seines Umgangs, allein hinreichend wären sein Andenken unauslöschlich zu machen; so sind doch seine eigentlichen Werke: die Vertheidigung seiner Staaten gegen Feinde, eben so sehr überlegen an Menge, als eifrig auf sein Verderben; der ruhmvolle Friedenschlüsse nach den furchtbaren Kriegen; seine Städte, seine Länder, bereichert mit allem, was zu ihrem Glanz und zu ihrem Glükke beitragen kann; die Gesetzgebung bis zum nächsten Grad der Vollkommenheit gebracht; die kriegerische Verfassung und die Operationen der Taktik, von allen Mächten bewundert und zum Muster gewählt; der Anwachs und die Befestigung einer Monarchie, die in weniger als

einem

einem Jahrhundert durch das Zusammentreffen von vier Regierungen, wovon die vorhergehende immer der fruchtbare Keim der folgenden war, die Sehne, das Band und das Bollwerk des deutschen Staatskörpers geworden — dies, dies sind die unsterblichen Werke Friedrichs, auf dessen Altar ich zum letzten male Weihrauch dufren lasse.

Unsre Enkel werden diese Pflicht für den Monarchen erfüllen, dessen Regierung eben unter den frohesten Ahndungen beginnt. Schon seh ich eine glükliche Zukunft, in welcher der Ruhm des Preußischen Namens und das Glük aller Stände des Staats, unter dem vierten Nachfolger eines großen Kurfürsten, dessen Namen Er führt und dessen Tugenden Er besitzt, einen Zuwachs bekommen werden, der eine neue Pyramide für Friedrich Wilhelm den Zweiten zu errichten Gelegenheit geben wird.

Ich sehe selbst schon in der Ferne einen Gegenstand, auf den bereits mehrere glänzende Züge meinen Blik heften. Es ist Askanius, der seinem Vater folgt, zwar Anfangs mit ungleichen Schritten, aber doch so, daß er ihn erreicht und von unsern Urenkeln gleiche Ehrfurcht verdienet.

Die Zukunft verhüllt sich meinen Augen. Ich höre auf zu ahnden und voraus zu sagen; aber dennoch halte ich diese Orakelsprüche für weit zuverläßiger als die Weissagungen des Kalchas.

Berlin. Formey.

Digitized by Google

§.

Ueber das itzige Streiten mancher Schriftsteller, besonders Lavaters, gegen die Berliner.

Es erzeigen seit einiger Zeit mehrere Schriftsteller den Herausgebern der Berlinischen Monatsschrift, und — mit einem etwas seltsam gebrauchten Kollektivnamen — den Berlinern überhaupt, die Ehre, sie zum Gegenstand ihres Streites auszusehn, ja selbst sie in ganz fremde Streitigkeiten, worin jene Schriftsteller eben begriffen sind, hineinzuziehn. Daß Zweifel und Widerspruch, Betrachtung eines Gegenstands von allen Seiten, genaue Untersuchung der behaupteten Thatsachen, strenge Prüfung der beigebrachten Gründe, u. s. w. nützlich sind, weil nur dadurch die Wahrheit erkannt und erlangt werden kann, ist wohl ausgemacht; und wenn jenes ohne Streit nicht sein kann, nun so wollen wir auch gerne dies kleine Uebel hinnehmen, um jenes größere Gut zu gewinnen. Es ist schon an sich fast unmöglich, daß vernünftige Leute über einen Gegenstand streiten, ohne daß eine Menge Ideen dabei entwikkelt, und der Gegenstand selbst in helleres Licht gesetzt werde, so daß, wenn auch nicht die Streitenden selbst, doch wenigstens die Zuschauer ihn genauer kennen lernen. Je wichtiger daher der Gegenstand, desto interessanter der Streit,

Digitized by Google

Streit, desto nützlicher die Folgen. Nur, wie gesagt, streite man mit Gründen, und auf eine Art, wodurch die Kenntniß der Dinge vermehrt, und der Geist eigner freier Untersuchung lebendig erhalten wird!

Streitet man hingegen, ohne Gründe anzuführen, ohne die Beschaffenheit der Umstände genau anzugeben, ohne die Thatsachen zu erzählen und nach ihrem Zusammenhange zu entwikkeln; so ist dies wohl eine der unnützesten und für das Publikum unwichtigsten Beschäftigungen, wozu ein Schriftsteller seine Feder gebrauchen kann. Es muß daher in der That Wunder nehmen, wie neulich ein sonst sehr einsichtsvoller Gelehrter in Deutschland, auf den Vorschlag verfallen konnte: gelehrte „Streitigkeiten durch Schiedsrichter entscheiden zu „lassen, welche dem Publikum, mit Zurükhaltung „der Akten, nur das Resultat ihrer Untersuchung „bekannt zu machen hätten.“ Man sollte vielmehr glauben, daß nur die Vorlegung der Akten von Nutzen sein könnte; wenigstens müßten doch alle Entscheidungsgründe angegeben werden; das Resultat der Entscheidung aber könnte füglich zurükgehalten werden: denn urtheilen kann und mag und muß das Publikum selbst. Es wäre überflüssig, alles was diesen sonderbaren Vorschlag unthunlich macht, aus einander zu setzen. Wo ist, um nur dies Eine anzuführen, ein achtungswürdiger Gelehrter zu finden, der hart genug

Digitized by Google

mug sein könnte, um der Welt öffentlich, mit Angabe des Namens der Personen, aber mit Verschweigung der nähern Umstände, in einem kurzen Urtheilsspruche zu sagen: "NN." — dieser sei nun ein apokalyptischer Seher in Zürch, oder ein sogenannter Naturalist in Berlin — "NN. "ist kindisch eitel, ist phantastisch eingebildet, "handelt höchst unüberlegt und unbesonnen, läßt "sich in die seltsamsten Hirngespinste ein, hängt "den absurdesten, der reinen Vernunft und der "bessern Religion geradezu widersprechenden "Sätzen an, ist wegen Mangel an Kraft, welche "der Schein eines auflodernden Strohfeuers "nicht ersetzen kann, wegen Mangel an Einsicht, "Studium, Kenntniß, Ueberlegung, sehr leicht "verführbar, und wird auch von den thätigen "Leuten NN." — dieses seinen nun proselytenmachende Jesuiten, oder die angeblich das Christenthum stürzenden Naturalisten — "wirklich verlei"tet und gemißbraucht." Wer, sage ich, würde die Gehässigkeit auf sich laden wollen, dies, wenn auch wahre, Urtheil richterlich auszusprechen, ohne zu seiner eigenen Rechtfertigung die vor ihm liegenden Nachrichten und Aktenstükke bekannt zu machen, welche ihn zu der innern Ueberzeugung von der Wahrheit seines Urtheils gebracht hätten? Zu einer Zeit, wo man selbst in den politischen Begebenheiten auf Publizität dringt, wo ein ganzer Staat, wenn er einen Bürger ohne Bekannt-

kanntmachung der Gründe verdammt *), sich der freiesten Beurtheilung auswärtiger Schriftsteller bloß stellt, wo man das öffentliche Verfahren bei Kriminalprozessen in England zum Muster aufstellt, und wirklich nachzuahmen sucht, wo die Deklamationen gegen Despotismus und Geistes-zwang immer lauter werden; zu eben dieser Zeit will man in der Republik der Gelehrten ein Verfahren einführen, welches der bisherigen öffentlichen Verhandlungsart ganz entgegen steht, welches für den Verurtheilten noch drükkender, und für den Richter höchst lästig wäre, und wobei das Publikum um den einzigen Nutzen alles Bücherlesens, das Selbstprüfen, und Selbstdenken, käme! Sonderbar!

Den gedachten Vorschlag thut Hr. Hofrath Schlosser in einem gedrukten Briefe an Hr. Rath Leuchsenring (im Deutschen Museum, Jänner 1787, S. 22). Dieser Brief betrift Hrn Lavater, und — die Berliner. Was Herr Lavater, und noch mehr, was das Publikum, bei dem öffentlichen Ausspruche eines solchen bei verschlossenen Thüren gehaltenen Gerichts über seine Sache, gewinnen soll: ist nicht wohl einzusehn. Wahrscheinlich würde die Entscheidung dahin ausfallen: daß Lavater kein heimlicher Katholik

*) Wie z. B. Zürch bei der Verurtheilung Wasers.

Digitized by Google

tholik ist; welches aber auch Niemand behauptet hat*) Ob aber nicht manche seiner seltsamen Aeußerungen mit katholischen Ideen übereinstimmen, und der Verbreitung katholischer Ideen den Weg bahnen können: ist eine andere Frage. Sehr lehrreich würde ohne Zweifel hierüber das Urtheil der von Hrn. Schlosser vorgeschlagenen vortreflichen Männer, eines Jerusalem, eines Leß, sein; und um desto lehrreicher, weil jeder denkende Mann mit dem auktoritätvollen Ausspruche dieser Schiedsrichter die Lavaterschen Behauptungen, welche in seinen Schriften offen da liegen, selbst vergleichen kön-

*) Zwar ist im Deutschen Museum Februar 1787 S. 186, zu lesen: man habe, wegen Lavaters seltsamer Lobpreisung des katholischen Mönchsgottesdienstes (s. Berl. Monatsschr. 1786. Oktob. S. 348, und Novemb. S. 456) Lavatern beschuldigt: er sei ein heimlicher Katholik. Und weiter hin heißt es gar: „Guter Lavater, laß dich immer „von ihnen (den protestantischen Eiferern) verkätzern! Den Joh. Huß verbrannten Katholiken des „funfzehnten Jahrhunderts; dich verfolgen Leute „des achtzehnten Jahrhunderts, und nennen sich „Protestanten.“ Die poetische Licenz, welche in diesem etwas starken Gleichniß herrscht, ist desto auffallender, da in keiner der bekannten Schriften, worauf hier gezielt sein kann, L. des wirklichen Uebertritts zur kathol. Religion beschuldigt worden ist, Joh. Huß aber, der Geschichte zufolge, wirklich verbrannt ward.

Digitized by Google

könnte. *) Ob nun Jesuiten ihn zu einem unwissenden Werkzeuge ihrer Absichten wirklich gebrauchen? darüber werden die Richter wohl nie positiv ent-

*) Eben, weil er öffentlich so viel seltsames thut und redet, hat auch wohl jeder das Recht, ihn öffentlich zu beurtheilen. Ist ihm nun die Meinung der verständigen Leute im lesenden Publikum etwas wehet; so wird er allerdings, wenn er kann, sich rechtfertigen. Es fällt etwas auf, wenn Hr. Schlosser sagt (S. 21): "An sich ist L. „nicht schuldig, über sein Thun und Lassen Je„mand, als Gott und seiner Obrigkeit und sei„nen Freunden, Rechenschaft zu geben." Ueberhaupt will Herr Schlosser das deutsche Publikum, an das Er doch selbst in dieser Sache durch den Abdruk seines Briefes appellirt, als sehr unbedeutend, und fast verächtlich vorstellen. Er sagt unter andern S. 8: „Er stehe dann vor Ge„richt, der Mann, wenn die Sache so wichtig „ist, nur sei das Publikum sein Richter nicht!" Dagegen stelle er Lavatern, als einen vom Publikum nicht wohl zu beurtheilenden Mann vor. S. 19: „Viele theologische, philosophische „Sprachkenntniß muß der haben, welcher Lava„tern beurtheilen will; viele Gelehrsamkeit, „und doch noch vielen geraden Sinn; viele — „u. s. w" Man sagt, Lavater sei eitel; aber so eitel ist er wohl schwerlich, daß er nicht bei dieser Stelle selbst erröthet wäre. Sprachkenntniß, in irgend einem Fache! Vielleicht versteht aber Hr Schlosser nur die Kenntniß der freilich etwas seltsamen Lavaterschen Sprache und Terminologie in den genannten Fächern. Wie aber Gelehrsamkeit vollends mit Lavatern zusammen käme, ist schwer zu begreifen. Hr. Schlosser würde ihn doch wohl selbst nicht im Ernst dei sei-

nen

entscheiden; Hr. Schlosser möchte denn ein Mittel wissen, die Jesuiten zu vermögen, daß auch sie ihre Papiere vorlegten. Bis dahin wird man sich mit Wahrscheinlichkeiten behelfen müssen; aber mich dünkt, daß eben die Angabe dieser wahrscheinlichen Umstände lehrreich für das Publikum ist. Es kann zur Warnung wichtig sein, bloß zu wissen, ob ein protestantischer Prediger den Katholiken anhängt; belehrender ist es aber sicherlich, zu erfahren, durch welche Vorstellungsarten er sich der alleinseligmachenden und allein Wunderthuenden Kirche näherte, und durch welche Wege Jesuiten an ihn zu kommen suchten? Es ist — um nur Eines anzuführen — wenn man nicht ungerecht sein will, die bei dieser Gelegenheit gemachte Entdekkung des seltsamen Instituts der Zirkelbriefe sehr wichtig zu nen-

 nen,

nen Ideen über das römische Recht, seinen Aufsätzen über die Weltgeschichte, seinem englisch geschriebenen Gedichte, und vollends bei seinen Uebersetzungen aus dem Griechischen, als einen gelehrten Kenner der Geschichte und der Politik und der Sprachen, um Rath gefragt haben? — Es ist übrigens Lavaters Gelehrsamkeit neulich ein kleines Unglük begegnet: daß er nemlich den Superintendent Demarees, der in der Chronologie und im Hebräischlesen nicht weit gekommen ist (s. Tellers sehr ernsthafte Beherzigungen für d. H. S. Demarees. Berlin, 1786, S. 28, f.), nicht bloß für einen Gelehrten hält, sondern gar für „einen Mann mit Erasmus Gelehrsamkeit angezogen." S. Lavaters Rechenschaft, Blatt 2, S. 60.

nen, durch welche seit mehrern Jahren Lavaters Anhänger von seinem vertrautesten Herzensfreunde (wie Er ihn selbst nennt) alles Wichtige und alles Geringfügige, was L. denkt und spricht und treibt, pünktlich genau erfahren. Dies Institut wirkt unglaublich weit bis in den entferntesten Orten, wird mit unsäglicher Geschäftigkeit betrieben, und war doch bis vor kurzem so geheimnißvoll und unbekannt, daß — man möchte es fast ein Wunder nennen — Lavater selbst (den diese Zirkelbriefe doch allein betreffen, dessen Herzensfreund sie doch an seine andern Freunde schreibt, aus dessen Hause sie doch ausgehen,) nach seiner neuesten Erklärung kaum davon etwas gewußt zu haben scheint. Wenn irgend Mensch Ursache gehabt hat, der Publizität gewisser Streitigkeiten zu danken, so ist es Lavater. Denn er hat auf diese Art die Existenz einer Sache erfahren, die ihm höchst wichtig sein muß, und zu deren Abstellung er gewiß die rechten Maßregeln gegen seinen Freund Pfenninger ergreifen wird, obgleich er itzt noch nichts davon bekannt gemacht hat. Aber auch alle übrigen Leser werden die Nachricht von diesem höchst seltsamen heimlichen Institut mit Dank gelesen haben. Hr. Schulser will zwar alles, was bis itzt über die Lavaterischen Sachen geschrieben ist, mit dem Ausdruk (S. 6): „ein Journalen- Pamphlets- und Broschüren-kampf“ verächtlich machen. (So auch S. 7, 8 u. s. w.) Allein, wenn die Sachen nur wichtig sind

Digitized by Google

so kann wohl unmöglich soviel auf das Format einer Schrift oder den Titel einer Sammlung ankommen. Ein Aufsatz von Hrn. Schlosser kann ja unmöglich dadurch von seinem Wehrte etwas verlieren, daß Er ihn in einem Journal, z. B. im deutschen Museum, abdrukken läßt.

Was nun die Berliner betrift, deren Hr. Schlosser auch in diesem Briefe erwähnt, so ist die Art, wie er dieselbe hier hineingezogen hat, in der That sehr befremdend. Der Brief ist an Hrn Leuchsenring gerichtet, welcher manches, was ihm an Lavatern tadelnswürdig vorgekommen sein mag, demselben und seinen Freunden freimüthig gesagt zu haben scheint. Hiemit verbindet nun Hr. Schlosser das, was einige Gelehrte in Berlin (viele aber auch außer Berlin) über Jesuitismus und über Lavater geschrieben haben, und redet fast immer Hrn Leuchsenring gemeinschaftlich mit seinen Freunden, oder seinen Berlinischen Freunden an, nennt auch S. 12 namentlich: Nikolai, Biester, Gedike. Man sollte glauben, was so leicht zu sondern wäre, bliebe besser gesondert. Hr. Leuchsenring hat mündlich gesprochen; Hr. Nikolai schreibt bekanntlich mit Vorsetzung seines Namens; und auch wir zuletzt Genannte nennen uns bei der Herausgabe jedes Stüks der Monatsschrift. Warum soll nun Einer verantworten, was der Andere frei und öffentlich thut? Indem ist es unmöglich, daß wir wissen

Digitized by Google

können, was Hr. Leuchsenring in Zürch gesagt hat. Wir haben diesen gelehrten Mann immer hochgeschätzt; aber nie mit ihm in Briefwechsel (weder unmittelbar, noch mittelbar) gestanden; nie mit ihm — wie mit keinem Menschen in der Welt — einen Bund gemacht zur Verbreitung einer Idee. Hierüber hat neulich Hr. Nikolai sich in seinem, und auf unsre Bitte, auch in unserm Namen, weitläuftiger erklärt *). Nur antworten wir hier Hrn. Schlosser noch: daß Hr. Leuchsenring, eben, weil wir in keiner nähern Verbindung stehen, uns nicht, Seinem Auftrage gemäß, von Seinem Vorschlage der schiedsrichterlichen Entscheidung ohne Mittheilung der Akten, etwas gemeldet hat; daß wir auch nie uns auf diese Entscheidungsart einlassen können; und daß wir erstaunen, wie ein so einsichtsvoller und frei denkender Mann als Hr. Schlosser, „diese Methode einmal überhaupt bei allen Gelehrten, und „Religionsstreitigkeiten eingeführt" wünschen kann (D. Mus. S. 26). Die wichtigste Wahrheit für die Welt soll also nicht öffentlich mehr vor der Welt erörtert werden! Der Nutzen, den die öffentlichen Religionsdispute zur Zeit der Reformation hatten, kann so sehr mißkannt werden, da die gesegneten Folgen der dadurch beförderten

Selbst

*) In seinen Anmerkungen über Lavater und P. Sachler, S. 187—191.

Digitized by Google

Selbstprüfung und Denkfreiheit doch in den protestantischen Ländern so sichtbar sind?

Genug von der Idee, die Gründe bei gelehrten Streitigkeiten zu verschweigen. — Leider giebt es noch eine Art, Streit zu führen, wobei man auch keine Gründe angiebt, aus der kleinen Ursache, weil man keine hat; sondern wo man, statt zu widerlegen, schimpft, und die härtesten gehässigsten Beschuldigungen gegen die Absichten seiner Gegner, oder gar erdichtete Nachrichten von ihren angeblich geheimen Planen vorbringt. Dies ist ganz verächtlich, und es ist ein trauriger Beweis, wohin stolze Anmaßung und Rechthaberei einen Schriftsteller bringen kann. Niemand hat sich dieser verächtlichen Waffen in unsern Tagen mehr bedient, als Herr Pfarrer Lavater in Zürch, in seinen Beschuldigungen gegen die Berliner; obgleich auch andre Gelehrte, und darunter sonst hochachtungswürdige Männer, sich bis dahin erniedriget haben. Hierzu kann der ehrliche Mann schweigen, und seine Gegner bedauren. Indeß, wenn dies wilde Schimpfen immer fortgesetzt wird, wenn es Punkte betrift die wichtig genug sind, um die Aufmerksamkeit jedes ehrlichen Bürgers zu verdienen, wenn es so triumphirend vorgebracht wird, als müßte der Beschuldigte bloß aus Furcht verstummen; so kann der ehrliche Mann auch einmal auftreten, und das unedle

Verfahren solcher Streiter, und ihre Unwahrheiten, aufdekken.

Die Berlinische Monatsschrift hat, um nützlich zu sein, gern alles, was in den wichtigsten Stükken des Denkens und Erkennens das Neueste und Auffallendste war, berührt; hat in solchen Punkten die Auswüchse und Verirrungen des menschlichen Verstandes angezeigt, und so gut sie konnte, widerlegt. Sie hat sich auf der einen Seite dem Aberglauben und der Schwärmerei, und auf der andern Seite dem dogmatischen Unglauben und Atheismus widersetzt. Sie hat sich nie eines Angrifs auf die christliche Religion schuldig gemacht; aber wol hat sie sich zuweilen den stolzen Anmaßungen derer widersetzt, die ihre eignen verworrnen Vorstellungen der einfachen wolthätigen Religion Jesu unterschieben, und diese letztere dadurch verdunkeln und verunstalten. — Moses Mendelssohn war unser Freund, und wir priesen seine Bemühungen in dem edelsten und wichtigsten Fache der Philosophie, in der Erkenntniß Gottes aus der Natur- und Vernunft. Thomas Akatholikus ist unser Freund, und wir stimmten mit ihm ein, wenn er die Wunderkuren unsrer Zeit: das Denorganisiren, und das Luftsalzwasser, ungereimt und schädlich, und den vernünftigen Begriffen der Arzeneikunst widersprechend, nannte. Hr. Semler ist unser Freund, und wir drukten mit Vergnügen seine

Para-

Parodie eines längst öffentlich gedrukten Lavaterischen Gedichtes ab. Das, das sind unsre Verbrechen! Hierüber entstand ein Streit, wie er kaum noch sonst bei deutschen Gelehrten geführt worden; hierüber mussten wir Vorwürfe hören, als seien wir „Spionen und Spionenhalter, Hierarchen und Inquisitoren, Bibel- und Christenthumsstürmer, Hyper-Krypto-Jesuiten, philosophische Päpste," und wie es weiter hieß. — Wir fragen Herrn Pfarrer Lavater und Herrn Geheimen Rath Jakobi öffentlich und frei: was war es anders, als das bisher erzählte, weshalb sie gegen uns aufgebracht wurden, und weshalb sie auf die seltsamste Art alles durch einander mischten, und uns auf das gehässigste verunglimpften?

Es ist bekannt, daß die B. Monatsschrift auch von heimlichen Machinationen der Jesuiten geredet hat. Dies kann, soviel wir einsehn, Hrn. Jakobi gar nicht, und Hrn Lavater nur in so weit angehn, als zugleich die Wahrscheinlichkeit behauptet worden, daß er ein unwissendes Werkzeug zu den Absichten der Jesuiten sei. Diese Wahrscheinlichkeit, und die Gründe dazu, hat aber, wie Jeder weiß, der von diesen Sachen etwas weiß, nicht die B. Monatsschrift, sondern Herr Nikolai bekannt gemacht. Warum mischt man nun vorsetzlich alles durch einander? Warum zieht man, wenn von Philosophie und Desorganisation die Rede ist, die Frage von der Macht und Gefähr-

fährlichkeit der Jesuiten mit hinein? Warum deklamirt man gegen diese von uns aufgeworfne Frage mit einer Bitterkeit, die nur bei persönlichen Beleidigungen Statt zu haben pflegt? Warum häuft man die härtesten Vermuthungen und die gehässigsten Beschuldigungen im wildesten Korybantentone durch einander gegen Nicolai, gegen Thomas Akatholikus, gegen die Monatsschrift, gegen Ungenannte, ja gegen Leute, die in unsern Gegenden völlig unbekannt *) sind, — ohne anzugeben, was Jeden trift, und worüber Jeder sich zu rechtfertigen habe? Warum endlich, wenn von einem philosophischen Beweise das Daseins Gottes, wenn von der Universalkur und der Prophetenbegeisterung des anstößigen Manipulirens, wenn von den übertriebenen Lobsprüchen mönchischer Ceremonien die Rede ist; warum sucht man da, statt zu widerlegen, ganz sanft zu verbreiten: die Berlinischen Gegner seien Spionen und Spionengenossen, seien Feinde des Christenthums, machten Komplotte zur Emporhebung des Naturalismus, und gäben schon ziemlich laut zu verstehen, sie würden die Religion Jesu

*) Hr. Lavater spricht ein ogarmal, mitten in seinen Deklamationen gegen die ungläubigen Berliner, die an ihn nicht glauben wollen, — auch von den Grundsätzen einiger Mitbürger in seiner Vaterstadt (also Zürcher): welche Grundsätze er, nach seiner höflichen und frommen Art, „ganz infam" nennt. S. s. Rechenschaft, Blatt 2, S. 16.

Jesu binnen zwanzig Jahren in polizirten Staaten stürzen?? Gleichsam, als wenn dies zur Sache gehörte, als wenn das Manipuliren dadurch wirksamer würde, oder auch nur als wenn diese ungeheuren Absurditäten wahr *), oder nur möglich wären, sein könnten!

Alles dies thut Herr Lavater in seiner „Rechenschaft an seine Freunde". (Eigentlicher wäre er wohl dem Publikum von seiner seltsamen und anstößigen Aufführung Rechenschaft zu geben schuldig; die Freunde werden so schon durch Pfenningers Zirkelbriefe und Lavaters gedrukte Manuskripte das Nöthige erfahren haben.) — Man erstaunt in der That über die bittern Ergüsse der sprudelnden Galle, welche sich in diesen Schriften, genannt "Rechenschaft" finden. Wir heben davon nur das heraus, was näher die B. Monatsschrift anzugehen scheint; indem Lavater, nach seiner bekannten unklaren und unfesten Manier, alles so durcheinander mengt, daß nicht nur die Leser, sondern die Gegner selbst nicht einsehen können, welche Beschuldigung gegen jeden von ihnen gerichtet sein soll. Ueber dies Durcheinandermengen drükt er sich (Blatt 2, S. 14) sehr seltsam so aus: „Damit man mir ja nicht bloß „alles

*) Hr. Lavater hat die beneidenswürdige Dreistigkeit, auf dem Titel des 2ten Blatts seiner Rechenschaft, die Worte zu setzen, welche den Charakter seiner Schrift angeben sollen: "wahr und „klar, sanft und fest".

Digitized by Google

„allgemeine Deklamation vorwerfe, so will ich „mich, ohne Jemand durch persönliche Nennung zu beleidigen und verdächtig zu machen *), „klar genug erklären, was ich meine. Es „versteht sich aber, daß" (von den nun folgenden Beschuldigungen der Thaten oder vielmehr der Unthaten seiner Gegner) „nicht Alles, von „Allen gilt." — O des klaren Erklärers!

1) H. Lavater beschwert sich, daß Briefe von ihm gedrukt sind. In der B. Monatsschrift ist ein Brief von ihm, der an H. Marcard, die Desorganisation betreffend, gedrukt worden (1785, Novemb. S. 434). Die Sache selbst betreibt Lavater übrigens, wie bekannt, nicht heimlich: er vertheidigt das Desorganisiren öffentlich (s. Rechenschaft, 1stes Blatt); ja verbreitet es, wie er es denn im vorigen Jahre in Bremen gelehrt und eingeführt hat (s. B. Monatsschr. 1787, Febr. S. 135, f.). Den Brief nun, der die Erzählung des sein sollenden Faktums und Lavaters Glauben daran enthält, schikte er selbst (wie er gewöhnlich mit seinen Briefen, entweder selbst oder durch Pfen-

* Das heißt doch wol nur: ohne durch persönliche Nennung mich bestimmt auszudrükken! Denn es ist ja lächerlich, eine solche Nichtnennung für Schonung ausgeben zu wollen, da er seine Gegner sonst genug bezeichnet. Auch nennt er ja S. 40 „Nicolai und Biester", und an andern Orten mehr. — Welche Grimasse! welche Winkelzüge!

Digitized by Google

Pfenninger, thut) an viele seiner Freunde *). Und wir bezeugen hiermit auf Ehre und Gewissen, daß wir den Brief von einem rechtschaffenen und gegen L. gar nicht feindselig gesinnten Manne (keinem Berliner) erhalten hatten, welchem L. selbst ihn zugesandt hatte, mit welchem wir vorher nie in Korrespondenz gestanden hatten, und welcher, ohne von uns im Geringsten, weder mittelbar noch unmittelbar darum ersucht zu sein, uns diesen Brief mit dem Auftrage ihn abzudrukken, zusandte.

Die-

*) Dies wird H. L. doch nicht vergessen haben? Fast scheint es so. Er sagt (Rechenschaft, erstes Blatt S. 6): „Um die Sache nicht doppelt schreiben „zu müssen" (nun, wahrlich, er oder sein Kopist hat sie wohl zehnfach geschrieben) „und weil ich „nicht eigentlich wußte, wo Marcard sich aufhielt, „schloß ich den Brief offen ein an Freund Spal„ding, der damals in Lausanne war, wo ich M. „vermuthen konnte." Gleich der Anfang von Marcards Antwort hätte Lavaters Gedächtniß zurecht helfen können. (Novemb. 1785, S. 438): „Ihr — Brief hat ein sonderbares Schikſal ge„habt. In der Schweiz bin ich beinahe einer „von den letzten gewesen, in dessen Hände er „kam. Am Tage vor meiner Abreise aus Bern „erfuhr ich zwar schon, durch eine von Ihnen „dahin geschikte Abschrift desselben," (also doch nicht bloß nach Lausanne!) „daß ein solcher Brief „vorhanden sei und begierig gelesen werde. — „Ich erhielt endlich diesen Brief in Lausanne aus „den Händen des H. Spalding." Für das feinen Spottton, womit M. von dem betriebsamen Herumsenden der Briefe hier redet, scheint L. schon den

Dieser Mann war rechtmäßiger Besitzer des Briefes, seine Absicht war gewiß gut; und wir hielten die Bekanntmachung des Briefes für nützlich. — So ist die Sache. H. Lavater muß sich in der That abgewöhnen, zu glauben: als wohnten die Leute, die nicht alle seine Phantasieen unbedingt annehmen, sämtlich in Berlin; und als wären alle, die seine seltsamen Aeußerungen öffentlich zur Sprache gebracht

den Sinn verloren zu haben. — Lavater erzählt weiter: „Ohne mein Wissen und wieder meine Absicht“ (nun, die Absicht des fleißigen Herumschikkens war doch wohl nicht Geheimhaltung) „ward dieser Brief, ich will nicht wissen, wie und von wem?“ (durch obige Erklärung wird L. und das Publikum nun wohl genug wissen) „der der „liebten B. Monatsschrift, wie ich höre, mit men„schenfreundlichen!!! Anmerkungen, eingerükt, „wovon ich, wie natürlich, keine Notiz nehme, „u. s. w.“ — Es wäre wirklich natürlicher, von einer Sache Notiz zu nehmen, von der man reden will. Freilich haben wir das Unglük mit mehrern ehrlichen Leuten gemein, nicht an die Desorganisation zu glauben; weshalb L. uns auch von Rechtswegen Ungläubige und Naturalisten nennt. Indeß der Vorwurf, daß Zweifel bei einer medizinischen und physischen Sache nicht menschenfreundlich (noch dazu mit drei Ausrufungszeichen) wären, klingt etwas seltsam. Man sollte glauben, diese Forderung finde nur bei persönlichen und moralischen Beschuldigungen Statt. Dem zufolge halte man die Zweifel im November 1785 gegen die menschenfreundliche Art, wie sich L. über das erträumte Aufsuchen seines Briefes, äußert.

bracht wünschen, gleich seine Feinde. — Gegen diese simple redliche Erzählung höre man nun des engelreinen und sanften Lavaters Vorstellung der Sache. (Rechensch. Blatt 2, S. 14, 15) „das „gefliſſentliche Ausſtellen von Spionen; Das „Herauslocken von Privatbriefen aus den Hän„den derer, für die ſie allein geſchrieben ſind; die „Frechheit, nicht nur in Privatgeſprächen, ſon„dern öffentlich, ſich auf dieſe erlauerte, erſchli„chene, oder anvertraute" (nun, dann ſind ſie ja nicht erlauert oder erſchlichen) „Privatbriefe „berufen zu dürfen; das höchſtwahrſcheinliche „Siegelerbrechen und Oefnen anvertrauter „oder nicht anvertrauter Briefe: mir wenigſtens „ſind eigne ſo geöfnete Briefe wieder zugekommen, „und meine Freunde erhielten gewiſſe Briefe ſo, „oder gar nicht." (Der Fall von einem nicht gut verſiegelten oder gar verloren gegangenen Briefe iſt freilich ſo unerhört und außerordentlich, daß man nichts anders dabei vermuthen kann, als daß die Berliner die Poſten in der Schweiz beſtochen haben.) Und S. 73: „Nun dieſer neue Spio„nen-Orden — wie anders kann die Wahrheit „und warnende Liebe ihn nennen? —" (o über die Liebe, welche ſo niedrig ſchimpft!) „erlaube „ſich die bisher von aller honnetten Welt ſchänd„lich geachtete Aufhaſchung geheimer, erlaube ſich „die Publikation geheim aufgehaſchter, belauerter, „und in fremden Händen liegender Briefe!" — —

Wen

Digitized by Google

Wen trift diese wüthige Deklamation? Soll sie etwa, wie L. sich immer aushelfen kann, auf andre, als uns gehen; so ist es abscheulich, solche Beschuldigungen von wahren Infamien nicht deutlicher zu bestimmen, sondern so hinzuwerfen, daß der Leser denken kann oder denken muß, alles treffe seine Berlinischen Gegner. Auch kennen wir wirklich, und wohl die meisten Leser mit uns, keine publizirten Briefe Lavaters, die er hätte meinen können, als: seinen Brief an Marcard, den wir gedrukt haben; und Pfenningers Kreisschreiben, welches Nicolai bekannt gemacht hat, und welches Er von Einem derjenigen, an die es gerichtet war, selbst zur Bekanntmachung erhalten*). — Ein freundschaftliches sehnsuchtsvolles Schreiben Lavaters an den elenden Teufelsbanner Gassner, welches in vieler Händen ist, — wie ja so viele Briefe Lavaters, durch seine und seiner Freunde rastlose Betriebsamkeit, — besitzen auch wir seit lange; wirklich ohne Diebstahl und Spionen und Siegelerbrechen; und haben es doch nie, was auch L. von uns denken mag, drukken lassen wollen. Itzt steht es, wie wir hören, in Moritzens Magazin, unter der Rubrik von Seelenkrankheiten, wohin es auch sehr wohl gehört.

2) L

*) S. Nicolai's Anmerkungen über Lavater und P. Sailer, S. 11.

2) Lavater beschwert sich: daß Sachen (wohl zu merken, aus längst gedrukten Büchern) von ihm erzählt werden, die er doch widerlegt habe. Es sind in der Monatsschrift mehrere seiner abergläubischen Behauptungen und Handlungen angeführt worden: sein Glauben an die Viehmagd, an Gassner, an Cagliostro, an Gablidon und Maffon, an die Desorganisation, und fast an jede aufkommende Thorheit. Ueber einige derselben hatte Prof. Hottinger in seinem bekannten "Sendschreiben" *) zuerst geredet; wogegen sich Lavater, freilich etwas unklar und unfest, erklärt hat. Nun muß es wohl jedem Gelehrten frei stehen, nach den vorliegenden Schriften seine Meinung zu bestimmen. Das haben auch wir gethan. Wir hatten mit mehrern das Unglük, Lavaters Gründe nicht bündig zu finden; wir drükten uns dieser unsrer Ueberzeugung gemäß aus: aber wir haben ja seine Widerlegungen dadurch nicht aus der Welt geschrieben. Wie wäre das bei der Vielschreiberei Lavaters und seiner thätigen Freunde auch möglich! Jeder kann denn selbst urtheilen, ob Lava-

*) Welches er niemals, in Absicht der erzählten Thatsachen, zurükgenommen, oder bereuet hat. S. B. Monatsschr. 1786 Decemb. S. 575, und 1787 Febr. S. 191, f.

Lavaters so oft gedrukte *) sein sollende Erklärung deutlich und befriedigend ist. — Ueber dies simple Verfahren drükt der sanfte Mann sich so aus (Rechensch. Bl. 2. S. 15): „Das geflissentliche „Wiederholen nie bewiesener, nie beweisbarer, „namentlich und umständlich widerlegter, gehäs„siger Anekdoten" (vielmehr! nie bestimmt widerlegter öffentlicher Geschichten) — „eine zehnmal „wiederholte wahre Barbarei und völlig scham„lose Unmenschlichkeit!" — Welch ein Toben darüber, daß man seine Widerlegung nicht bündig findet; zumal da er, durch immer neue Geschichten des lächerlichsten Aberglaubens, selbst diese sein sollenden Widerlegungen entkräftet!

3). Es ist bekannt, daß viele vernünftige Leute, welche Lavater wiederum größtentheils in Berlin wohnhaft glaubt, mit Befremden es ansehn, wenn er jedem Tande von Magie und Aberglauben nachläuft, der ihn unglüklich weit führen kann, da er weder Studium noch leidenschaftlose Unparteilichkeit genug besizt, um bedächtlich zu untersuchen. Diese Männer bedauren es, daß er sogar mönchische Ceremonien schon lieb gewinnt und lobpreist; und sie zweifeln, wenn er aufs neue ein Wunder

*) In Pfenningers Appellation an den Menschenverstand, S. 81. Lavaters sämtl. kleinere prosaische Schriften, Bd III S. 253. Reichardts Schreiben an den Grafen von Mirabeau, S. 44.

Digitized by Google

der ankündigt, nachdem es nun schon so oft damit verunglükt ist. Es ist hart, daß er diese Zweifler an seiner Wunderkraft Ungläubige und Unchristen schilt; aber es ist doch zu erklären. Hingegen die unerklärlichste seltsamste Seltsamkeit ist es, daß er ihnen nun selbst Schwärmerei, ja Intoleranz und pfäffische Denkungsart vorwirft. Er sagt: diese seine prüfenden, zweifelnden, kalten Gegner stifteten (Rechensch. Blatt 2, S. 13) „ein „Saint-Office, (S. 35) eine geheime Hierarchie, „(S. 43) Intoleranz, ein Tribunal in Berlin „gleich dem in Lissabon, (S. 44) einen lauren„den Inquisitionsgeist, (S. 45) eine wirkliche „Sklaverei, in welche diese neue Vernunfts„und Gewissenstyrannei" (oben auf derselben Seite hieß es: „die Inquisitoren, welche Sanft„muth kann sie sanfter nennen?" O über Lavaters schekende Sanftmuth!) „Deutschland stür„zen, kann und wird, (S. 58) einen wahrhaft„folternden Inquisitionsgeist; ja nach S. 56 gar „eine untersuchungsscheue Schwärmerei!" — Wer sollte es glauben, wenn man es nicht deutlich gedrukt läse? Wie! diejenigen, welche durchaus auf freie eigene Untersuchung dringen, welche lange prüfen, ehe sie entscheiden, welche lieber zweifeln als sich etwas Ungewöhnliches annehmen, welche bei angeblichen Wundergeschichten Nachrichten von Augenzeugen und Urtheile von Aerzten und Naturforschern bekannt machen; diese

Leute sind — Schwärmer, sind untersuchungsscheu! Wie, diejenigen, welche Denkfreiheit das höchste Gut und Glük erklären, welche mit Recht die eigene freie von keiner Autorität abhängige Prüfung und Untersuchung für den Vorzug und den wahren Geist des Protestantismus halten *), welche keinen Menschen im ausschliessenden Besitze der Wahrheit glauben, aber jedem das natürliche Recht des Selbstdenkens und Selbstprüfens gesichert wissen wollen; diese Leute sind Inquisitoren und Hierarchen! sind Vernunfts- und Gewissenstyrannen! werden Deutschland in Sklaverei stürzen! — Diese Beschuldigungen wären unaussprechlich abscheulich, wenn sie nicht zugleich so unaussprechlich thörigt wären. Lavater scheint nicht recht zu wissen, was Inquisition und Hierarchie ist; sonst würde er sich vielleicht selbst geschämt haben, diese Worte hier zu gebrauchen. Daß alle Fratzen und Legenden sollen geglaubt werden; daß Niemand, ohne den Vorwurf des Unglaubens zu befürchten, edel und freimüthig sich über die wichtigsten Wahrheiten erklären darf; daß Worte und Ceremonien und Menschen

*) Darüber, daß sie das thun, zürnt ja eben Lavaters Freund Hr. Demarees, in seinen (nun, nach Lavaters Ausspruch, gar gelehrt sein sollenden) „Briefen über die neuen Wächter der protestantischen Kirche.“

schen für heilig, ja gar für göttlich, ausgegeben werden, und Niemand hieran zweifeln muß; daß es irgend eine Unfehlbarkeit giebt, irgend einen ausschließenden Weg, zur Tugend und zu Gottes Beifall zu gelangen: das ist Hierarchie; und Inquisition ist es, die Strafe des Bannes, welche auf den Unglauben steht, hart zu vollziehen. Trift alles dies Lavaters Gegner, oder — wen? In Berlin glaubt man wenigstens, den Grundsätzen der Hierarchie sehr zuwider: es sei gut, daß alles öffentlich bekannt werde, z. B. selbst, daß Lavater Cagliostro und Gassner und Sailers Katholisches Gebetbuch, und mönchische Ceremonien, und die neue Wunderkur des Desorganisirens lobt; nur müsste man die natürliche Freiheit behalten, Lavaters Behauptungen zu prüfen, die Sachen selbst vor dem eigenen Richterstuhle der Vernunft, zu untersuchen, und wenn man eine andere Ueberzeugung habe, seine Meinung dagegen zu sagen. Diese Freiheit nun nennt Lavater, der aber bei Leibe kein Inquisitor und Hierarch ist, sehr sanft eine grausame Verfolgung.

Es ist seltsam, wie man seit einiger Zeit das Recht zu widersprechen einzuschränken sucht. Man sollte glauben, es sei genug, seinem Gegner durch alle Prädikamente zu beweisen, daß er Unrecht habe, unwissend sei, boshaft dazu, und ein Antichrist oben drein; aber die Freiheit zum Wider-

spruch selbst, wodurch man Gelegenheit zu so schönen Beweisen erhalten, könne man ihm doch gönnen. Doch mit nichten! Man will gar nicht mehr widersprochen sein; man sagt seinem Gegner nicht: du hast hierin und darin Unrecht; sondern: du bist ein Papst, und Hierarch und Verfolger, weil du deine eigne Meinung hast und diese durchsetzen willst, und mit Päpsten und Hierarchen und Verfolgern ist bekanntlich nichts anzufangen .... O deutsche Denkfreiheit, und deutsche Gelehrsamkeit! wohin ist es mit Euch gekommen! — So spricht auch Hr. Magister Thomas Wizenmann, in den bekannten (von Hrn Jacobi über Verdienst angekündigten) „Resultaten der Jacobischen und „Mendelssohnschen Philosophie." Er berührt die Frage: warum man es Hrn Jacobi verdacht habe, daß er sich der Wörter: Offenbarung und Glaube auf eine ganz seltsame allen Sprachgebrauch verwirrende Art bedient habe? Statt auf die simple Antwort zu verfallen: weil dieser Sprachgebrauch (nach welchem Hr. Wizenman S. 23 sagen kann: „In der That, auch Aristoteles „hatte diese Offenbarung, und auch Spinoza „diesen Glauben"), weil dieser Sprachgebrauch ganz neu, unerhört, und unphilosophisch ist: wirft er lieber die Frage auf (S. 60): „Etwa, „weil eine Gesellschaft" (freilich! Verbrüderungen, oder wohl gar Komplotte, müssen es immer sein) „aufklärender, und für das Wohl der

„Mensch-

„Menschheit bekümmerter, ängstlich bekümmerter Geister, mit mehr als päpstlicher „Auktorität, sichs anmaßt, einen gewissen „Sprachgebrauch zu verdrängen“ (als ob dieser ganz unerhörte Sprachgebrauch schon jemals vorher wäre eingeführt worden!) “damit“ (die Absichten zu errathen, ist diesen Herren Kleinigkeit) „auch die Sachen, mit Gottes Hülfe, vergessen „werden mögen! Was gehet aber einen freien „Weltbürger und Weltweisen eine Gesellschaft „an, mit welcher er niemals kolludirt hat? Was „eine Gesellschaft von Weltpriestern“ (das soll ohne Zweifel witzig sein), „welcher er das Heil „seiner Seele nicht anvertrauen will?“ u. s. w. In der That sehr aus der Luft gegriffen, und sehr unanständig, für einen jungen Mann bei seiner ersten Schrift gegen Männer, die seine Achtung verdienen, und die nie mit Anmaßungen einer päpstlichen Autorität, sondern mit Gründen, ihre Meinungen vorgetragen haben! *)

*) So eben läuft hier die Nachricht ein, daß Hr. Wizenmann im Februar d. J. gestorben ist. Es war im Werk, daß er zum Professor der Philosophie in Duisburg sollte ernannt werden. Der talentvolle junge Mann hätte einst ein nützlicher Gelehrter werden können, wenn ihn nicht vielleicht die übertriebenen öffentlichen Lobsprüche seiner Freunde — diese schädliche Pest so mancher guten Köpfe! — verdorben hätten.

Digitized by Google

Auch Herr G. R. Jacobi sagt in seiner so declamatorischen Schrift, wie wohl selten eine in Deutschland erschienen ist, unter mancherlei Wendungen dasselbe. Er redet öfter von Großinquisitoren, und dergleichen. Am auffallendsten ist aber wohl die Stelle (Jacobi wider Mendelssohns Beschuldigungen, S. 97): „Ich will nicht allein „mich überschreien lassen, sondern auch zugeben, „herzlich gerne zugeben, daß man auch mich „überschreibe. Je mehr sie schreiben und mich „überschreiben, desto mehr werden sie die Geheimnisse ihres Herzens kund thun.“ (Also immer auf die bösen Absichten deuten die Herren, die das Schimpfwort Großinquisitor zum leichtesten im Munde haben!) „Desto mehr „werden die Faden eines nicht erträumten, oder „zum Behuf eines eignen weit ausgebreiteten „Schleichhandels gar nur erdichteten, sondern „wirklichen Hyper-Krypto-Jesuitismus und „philosophischen Papismus hervorkommen, „und in sehr mannichfaltigen Verschlingungen sehen lassen, wie weit sie reichen. Ich „fürchte nicht, daß diese Warnung meinem „Zwekke Abbruch thue. Dieses genus irritabile „hominum, *suique imporens*, mag wohl auf „einen Augenblik stutzen, aber nicht sich mäßigen. „Man darf kühn auf ihre Eitelkeit und Rachsucht „sich verlassen.“ Sollte wohl ein unbefangener Fremder, der nichts von dem Streite wüßte, glauben

den können, daß diese, alle Leser von Gefühl empörende, Stelle bei Gelegenheit der Frage geschrieben worden: ob das Dasein Gottes aus der Vernunft zu erweisen? und ob einer unsrer größten Köpfe ein Spinozist gewesen sei? Wie mischt doch Hr. Jacobi alles durcheinander! Nikolai und die Monatsschrift haben von den Jesuiten, aber nicht eigentlich von der hier ventilirten Frage, und im Gegentheil Moses Mendelssohn und Engel, soviel wir wissen, nie etwas von den Jesuiten geschrieben. Indessen, was sagt nun H. J. von diesen Jesuiten und Jesuitenbestreitern? Die Gefahr von der noch immer fortdauernden Gesellschaft der Loyoliten sei "erträumt." Sehr wohl! das Publikum kann, nach den bis itzt schon bekannt gewordnen Thatsachen, entscheiden. Aber sie sei auch "gar nur erdichtet," "wider besser Wissen und Gewissen ersonnen, zu eigenem Vortheile ersonnen, „zum Behuf eines eigenen weit „verbreiteten Schleichhandels erdichtet!" Das sagt ein Mann, den wir nicht persönlich kennen, der sich aber von seinen Freunden und Hausgenossen „das öffentliche Zeugniß einer unbescholtenen „Rechtschaffenheit geben" lässt *), gegen Männer, die den Ruf ihrer Rechtschaffenheit doch auch noch durch nichts verwirkt haben. Mancher ehrliche

*) Man s. die angeführten Aktenstücke, S. 5.

Leser wird hierbei tiefe Indignation fühlen; wir fragen nur ganz ruhig und offen: Welches sind die Ideen, die Grundsätze, die wir, (nach Hrn. Jacobis Meinung) bloß zu unserm Vortheil, durch List, durch vorsetzlichen Betrug *), durch Erdichtung von Gefahr vor Jesuiten, in die Welt zu bringen suchen? Was will Hr. Jacobi ferner mit unserm "wirklichen" (zum Gegensatze des bloß erträumten Loyolistischen) "geheimen Jesuitismus „(ja gar Hyperjesuitismus) und philosophischen Pa„pismus" andeuten? Wir fragen abermals: welches sind die ganz seltsamen und unerhörten Meinungen, die wir auszubreiten wünschen, und zu deren Durchsetzung es jesuitischer Plane und Künste bedarf? Welches sind die Komplotte der geheimen Orden, welche wir stiften; welches die Institute, wodurch wir unsern Anhang verbreiten, — etwa Zirkelbriefe, oder übertriebenes Lob junger unbekannter Schriftsteller, die uns dann wieder loben? —; welches die Machinationen, wodurch wir Fürsten und Geringe, Kluge und Thoren, Fromme und Atheisten zu fangen wissen;

*) So steht in Herrn Jacobis Schrift, S. 115. gleich nach der Stelle, wo er ausruft: „Ihr Verfierer" (nemlich die bösen Berliner) „seid nicht „wehrt, Lavatern die Schuhriemen aufzulösen." Solcher unerwarteten Ausdrükke giebt es mehr in dieser heftigen Schrift.

Digitized by Google

wissen; welches die reizenden Vorspiegelungen, von ewiger Seligkeit oder von großem Glük hier auf Erden? wodurch wir gläubige Jünger in unser Netz lokken; welches endlich die Reichthümer oder die Macht, welche wir uns selbst erworben haben? Dergleichen Dinge muß man sich denken, wenn ein verständiger Mann, den Eitelkeit und Rechthaberei noch nicht ganz verblendet haben, von Jesuitismus und Papismus redet. — Aber, sagt Hr. Jacobi, alles dies wird sich schon von selbst immer mehr offenbaren, je mehr man hier zu Lande gegen ihn schreiben werde. Hr. Jacobi nehmlich, der in seiner Schrift zugleich die Bewunderung und das Erbarmen, das Erstaunen und das Schrekken seiner Leser erregen will, um sie für sich einzunehmen, der an mehrern Orten sagt, daß alle vernünftige Leute, zumal alle gründliche Philosophen, zumal alle rechtschaffene und fromme Menschen, zumal alle angesehene Schriftsteller, von Kant an bis auf Lavater herab, mit ihm im Grunde einstimmig sein, verschmäht es doch auch nicht, sich ganz bequem die Märtyrerkrone aufs Haupt zu setzen, versichert *): Er stehe ganz allein, eine Legion sei gegen ihn, er werde niedergeschrieen und niedergeschrieben werden; aber eben durch dies Geschrei und dies Geschreibe

*) S. B. S. 123, und an andern Orten mehr.

schreibe würden seine Gegner ihren Jesuitismus und Papismus recht zeigen. Nun ist freilich was seiner Schrift geschehen, was sich voraussehen ließ: es ist fast gar nichts dagegen geschrieben worden; und auch wir, denen der eigentliche Streitpunkt noch dazu fremde ist, fühlen keinen Beruf, Herrn Jacobis Prophezeihung auf Kosten unsrer Leser in Erfüllung zu bringen. Nur, damit durch unser Stillschweigen die Welt nicht um die Entdekkung komme, die sich sonst nur durch unser Schreiben machen läßt; bitten wir Hrn. Jacobi zum Besten der guten Sache, öffentlich anzugeben: welche gefährliche Zwekke, und welche gefährliche Mittel zur Erreichung dieser gefährlichen Zwekke, von uns (die wir etwas von den gefährlichen Absichten der Jesuiten aufgedekt haben) zu befürchten sind? — Diese offene ehrliche Frage, wodurch wir uns einem (wie seine Schrift zeigt) sehr aufgebrachten Gegner bloß stellen, wird doch wohl auch kein "Faden unsers Hyper-Kryptos-Jesuitismus" sein sollen?

Auch Hr. Schlosser will uns spottend, wenn nicht zu Päpsten und Jesuiten, doch zu intoleranten Kätzerjägern, wie Götze einer war, machen; mit einer Wendung, wodurch er sehen läßt, daß wir im Herzen nichts weniger als rechtgläubig, und kaum einmal gläubig überhaupt, sind *). — Wir

*) D. Museum, Jänner, S. 21,22. „Haben Ihre „Berliner Freunde auf einmal einen solchen Eifer „thusiasmus

Wir antworten: daß wir nie fanatisch oder intolerant genug waren, um theologische Polemik zu betreiben; daß wir weder bekehren, noch verkätzern, noch verdammen wollen; daß es uns sogar stets gleichgültig gewesen, welche Begriffe vom Wege zur Seligkeit irgend einer unsrer Gegner im Herzen hege, obgleich dergleichen Winke gar schöne Gelegenheit geben, ihn stumm und verlegen zu machen; kurz, daß überhaupt nie von Orthodoxie bei uns die Rede war oder sein konnte. Die Frage war: Ist es für Verstand und Aufklärung, für die Wohlfarth der Länder, für das Glük der Menschheit, gleichgültig oder bedenklich, wenn durch jesuitische Machinationen in protestantischen Ländern die katholische Religion immer mehr verbreitet, und endlich herrschend gemacht wird? Und — wie sehr wir uns auch dem Spotte unsrer witzigen Gegner dadurch aussetzen sollten — wir müssen gestehen: daß wir orthodox genug sind, um dies bedenklich zu finden.

4) Daß

„thusiasmus für die Augspurger oder Dordrechter „Konfession angenommen; so —, Das ist die ein„zige Partie" (etwas sehr entscheidend gesprochen!) „die Sie und Ihre Freunde ergreifen „können, ohne Gefahr zu laufen, daß nicht etwa „ein Spötter sage: der nun verstorbene Götz „habe Ihnen und Ihren Berliner Freunden sei„nen Mantel hinterlassen und seinen Inquisti„onsstab in die Hand gegeben."

Digitized by Google

4) Daß endlich Lavaters Berlinische Gegner auch Unchristen sein müssen, ist so etwas Gewöhnliches und Gemeines, daß es kaum des Bemerkens wehrt wäre, wenn er nicht, eben um das Lob der Neuheit zu verdienen, diesen gemeinen Vorwurf ganz originell aufgestutzt hätte. — Zwar muß das Wort Unchrist in Lavaters Munde eine ganz seltsame Bedeutung haben, weil er vom Christen und von Christus selbst ganz ungewöhnliche Begriffe hegt. Man weiß, wie er eine sinnliche Genießbarkeit Christi und Gottes verlangt. Christus hat nach ihm, ein politisch-physisches Reich, ist ein wirklicher physischer, politischer Souverän eines körperlichen Staats. Er sieht auch vermittelst seiner leiblichen Augen, gewiß zugleich auf alle Seiten; oben sich, nied sich, vorwärts, zurük, zur Rechten und zur Linken. Daher kann und will Lavater auch diesen Christus physisch genießen; daher dringt er darauf, sich vom Leben Christi aufs allersinnlichste zu überzeugen, und ein sichtbares Anschaun von Gott zu haben. Wer nicht ein Heide ist, muß glauben, mit diesem Christus dem allgemeinen Zwang des Schikksals und der Nothwendigkeit (das heißt, den Naturgesetzen, die doch von Gott sind) entscheidend und überwiegend entgegenarbeiten zu können. Und was der bekannten fanatischen Aeußerungen dieses Sehers mehr sind *).

Wer

*) Zur Bequemlichkeit derer, welche die stets mehr anschwellende Menge der Lavaterischen Schriften nicht

Wer diese Aeußerungen nicht glaubt, ist ihm kein Christ. Natürlich kann man also weit und breit reisen, kann zu den besten und frömmsten Männern aller Parteien und aller Stände gehen, und — finden keinen (Lavaterschen) Christen. Ja was noch mehr; er selbst ruft aus *): „Ich bin kein Christ. „Ich kenne keinen Christen, nicht einen einzigen. „Nach meiner ruhigsten, überlegtesten Ueberzeugung „sage ich dies. So wenig ich Christus gesehen „habe, so wenig einen ächten evangelischen Chri„sten." Nun so ist er ja selbst — o Wunder aller Wunder! — ein Unchrist, wie seine Berlinischen Gegner es nur immer sein können.

Indeß, diese sind nicht bloß Unchristen, sie sind Deisten. Lavater scheint, wie vom Christenthum, so auch vom Deismus, nicht eben richtige und bestimmte Begriffe zu haben. Hierüber sind die Saiten in seiner Rechenschaft sehr lehrreich, wo er (S. 18) die Wörter Deismus und Antifanatismus, (S. 61) Ungläubige und Antischwärmer, zusammenstellt und als gleichbedeutend gebraucht. Wenn

es

nicht durchlesen können, ist ein Auszug daraus, nach den Materien geordnet, erschienen unter dem Titel: Lavaters Geist. Berlin 1786. Man sehe, um die oben angeführten Behauptungen mit seinen eignen Worten zu lesen, diese Schrift S. 21, 27, 55, 81, 96, 138, 156.

*) In der Sammlung zum christlichen Magazin. S. Lavaters Geist, S. 14.

es so ist; so bekennen wir gern, nebst vielen wohldenkenden, frommen, aufgeklärten Christen zu den Antifanatikern und Antischwärmern — das heißt, nach Lavaters Sprachgebrauch, zu den Deisten und Ungläubigen — zu gehören. Aber Lavater schme sich der Uebereilung, daß er, um seine Gegner zu verunglimpfen, die christliche Religion so herabwürdige, daß er Fanatismus und Schwärmerei, als zusammenhängend ja als gleichbedeutend mit ihr, nennt!

Aber diese Ungläubige und Deisten, — d. h. nach Lavaterschem Sprachgebrauche, diese Männer die keine Christen sind, so wie er es selbst nicht ist, und die der Schwärmerei sich zu widersetzen strehen — sind vielleicht redliche Zweifler, gutmüthige Forscher? Mitnichten! es sind tollkühne Bibel- und Religionsstürmer, die keine Schonung verdienen, und gegen die er das ganze Vaterland aufrufen muß. Er ruft (S. 60, 61): „Endlich, endlich „endlich, wird unserm lieben biedern Deutschland „die Dekke von den Augen wegfallen, und Männer erwekt werden, um die ungeheure Anmaßung kräftig und herkulisch zu Boden zu schmettern, die Anmaßung: daß die jedem gleich offnen „Rechte des Denkens, Empfindens, Redens und „Schreibens, bloß das Monopolium des Unglaubens oder der Antischwärmer, Thomas Akatholiken, und aller übrigen genannten und ungenannten „Apostel einer neuen Verbrüderung seien, der ich „keinen

„Namen geben mag, und die sich ziemlich laut mit „der Hofnung zu trösten, dumm und frech genug ist: „"daß der Name Jesus in zwanzig Jahren in polizir„"ten Staaten nicht mehr religios genannt werden „"soll." Ich fühle tief die entsetzliche Unklugheit dieser Aeußerung. Aber sie soll stehen, denn sie wird gutes wirken; wehthun, um wohl zu thun; „sie wird Lippen schließen und Lippen öfnen! Es „geschehe also! Servavi animam meam!" — Man weiß nicht, ob man hierbei lachen oder ernsthaft bleiben soll. Irgend eine festgegründete Religion in der Welt, und vollends die christliche Religion, die in allen Ländern Europas so innig in bürgerliche, gerichtliche, politische Verhältnisse verflochten ist, diese soll in polizirten Staaten — also nicht etwa in der Botanybay! — innerhalb dem peremtorischen Termin von zwanzig Jahren — nicht früher und nicht später — so völlig, durch List oder Gewalt? gestürzt und ausgerottet werden, daß der Name Jesus der so vielen Millionen mit Recht heilig ist, auf den sich so unzählig viele Institute, Gesellschaften, Bürgerklassen, Verfassungen, beziehen, gar nicht mehr religios genannt werden soll!! Das glaubt eine neue Verbrüderung! Wahrlich sie verdient wohl den Namen dumm und frech, den Lavater ihr giebt, ob er gleich in demselben Augenblikke sagt, daß „er ihr keinen Namen geben mag". Und diese Dummen, ja wohl Dummen! sind nicht etwa Tollhäusler, sondern bekannte sonst ganz leidliche und vernünftige Schriftsteller! Und sie haben bei dieser dummen Unternehmung schon großen Anhang; denn der kluge Lavater fürchtet sich entsetzlich vor den Folgen dieser seiner "unklugen Aeußerung": wiewohl er,

selbst mit Gefahr seines Lebens, wie ein neuer Ananias diese bevorstehende neue Zerstörung Jerusalems glaubt auf den Gassen ausrufen zu müssen. Und diese Verbrüderung äußert ihren Plan und ihre Hofnung schon ziemlich laut! Desto seltsamer, daß man sonst noch nichts davon gewußt hat; daß gerade Lavater, der doch mit Spionen, geheimen Briefen, und aufgefangenen Anekdoten nichts zu thun hat, die Sache am ersten erfahren mußte, am ersten ausbreiten konnte. Wenn die Berliner es noch gewesen wären, die bekanntlich alle geheime Dinge auszukundschaften verstehn! Aber! Die Berliner sind es am Ende wohl selbst, die hinter der Sache stekken. Lavater ist ihnen schon ziemlich auf der Spur. Er will zwar (s. oben S. 368) „seinen „durch persönliche Nennung beleidigen oder verdächtig machen"; indeß giebt er doch (wie der Bauer in der Fabel mit dem Wolfe und dem Jäger) sehr bedeutende Winke. Er erzählt S. 83 „von einem Plane, der dem Christenthum gefährlich erachtet wurde, und wobei Berlin klar genannt ward". Er erzählt S. 18, 19, „daß die, welche öffentlich wider alles Proselytenmachen und Kabaliren als Jesuitismus eifern, „und wohl gar Unschuldige der Proselytensucht „verdächtig machen„ (das sollen doch wohl deutlich die Berliner sein!)" selbst ein geheimes „und unverhehlbares Proselytenmachen, Subskriptionen-aufnehmen und Zusammenverschwören gegen christliche Glaubensartikel und „Grundsätze" betreiben. Und endlich erzählt er in der oben angeführten Stelle: daß die „neue freche und dumme Verbrüderung schon „Apostel ausschikt", wovon er einen namentlich anzu-

anzugeben weiß — und der ist der arme „Thomas „Akatholikus!“ Nun ist doch gewiß in ganz Deutschland kein anderer Schriftsteller, der unter diesem Namen geschrieben, als derjenige Berlinische Mitbürger, der sich in der Monatsschrift freilich höchst „frecher und dummer“ weise gegen das Hirschensche Luftsalzwasser und gegen Lavaters Desorganisations- und Manipulationsmethode erklärt hat. Darum allein müßte er schon eines Komplottes gegen das Christenthum verdächtig sein. Aber nun weiß es Lavater ganz genau, sagt es ganz positiv: daß dieser unser Freund und Genosse ein Apostel der Verbrüderung ist, welche „in zwanzig Jahren die Religion Jesu aus „polizirten Staaten“ verdrängen will.

Genug in diesem Tone! Wir fragen itzt nur kurz und kalt: Hat Lavater bei diesen schändlichen Stellen, worin die Berliner und die B. Monatsschrift so deutlich angegeben sind, nicht uns, uns die Herausgeber derselben, mit gemeint? Hierauf antworte er, wie ein ehrlicher Mann, gerade und ohne Winkelzüge! Hat er dies aber; so fragen wir weiter: welche Komplotte, welche Verbrüderungen haben wir je, zur Emporbringung des Naturalismus, gestiftet? welche Subskriptionen für den Deismus und gegen das Christenthum machen wir? welche Anstalt überhaupt, wodurch wir in irgend einem polizirten Staate die christliche Religion zu verdrängen, die Absicht haben könnten? Diese Fragen beantworte er deutlich und genau, er zeige Thatsachen an, er mache unsre Pläne, unsre Korrespondenz bekannt! Auf diese Art allein kann er sich um das Wohl der Menschheit verdient machen, und dem Vorwurfe hämischer ungegründeter Beschuldigun-

digungen, dem harten aber gerechten Vorwurfe der Verläumdung, entgehn. Er schreit, wie über die bitterste Verfolgung, über die Bekanntmachung seiner vielfach zirkulirenden Briefe, über die Erzählung seiner öffentlichen Unternehmungen. Sieht er nicht ein, daß solche von ihm ausgestreuete Gerüchte viel verfolgender sind, als alle Bekanntmachung von Dokumenten? Wir erbitten von ihm, oder vielmehr wir fordern von ihm als Recht, diese Bekanntmachung aller unsrer Papiere, diese öffentliche Erzählung aller unsrer Schritte, welche sich auf den Umsturz der christlichen Religion beziehen können. Dann wissen wir, was er meinen kann; dann wissen wir, wogegen wir uns zu verantworten haben; dann weiß das Publikum, was es von uns und ihm zu halten hat. — Diese unsre Aufforderung zeigt wenigstens, daß „seine unkluge Aeußerung unsre Lippen nicht geschlossen hat"; und sie mag, nach dem Urtheile aller Unparteiischen, zeigen, ob wir ein gutes Gewissen haben oder nicht. Genügt er dieser Aufforderung nicht, so sei es hingegen seinem eignen Gewissen überlassen, wie er es bei sich selbst verantworten kann: unbescholtene Männer bei seinen tausend Anhängern in solchen empörenden Verdacht ungegründeterweise gebracht zu haben. Eben so sei es seinem Gewissen überlassen: ob er nicht, auf seiner letzten Bremischen Reise, bei seiner ungereimten Erzählung von einem naturalistischen Glaubensbekenntniß, oder einer Subskription auf den Deismus, oder kurz von einem dem Christenthume gefährlichen Plane, der in Berlin betrieben würde, namentlich auch einen der Herausgeber der Berl. Monatsschrift mit genannt hat? Wir verachten dergleichen Geschwätz,

so

so sehr es auch bei tausend seiner Anhänger Glauben findet. Nur, wenn er öffentlich auftritt, wenn er in Schriften Verdacht gegen uns ausstreuet; antworten wir öffentlich: daß dieser Verdacht eben so falsch als abgeschmakt, eben so abgeschmakt als falsch ist; wir fordern ihn zum Beweise auf, und erwarten diesen Beweis. Kann er nicht beweisen, wie er denn auch nicht einmal einen Schatten von Beweis haben kann; so übergebe ihn der jovialische Genius seiner Gegner dem Spotte und der Lächerlichkeit, damit er der allgemeinen Verachtung und Indignation entgehe!

Wir hoffen doch nicht, daß Herr Jacobi bei seiner oben (S. 380) angeführten Stelle auch solche armselige Träumereien von einer naturalistischen Religion, die wir zum Schaden der christlichen Religion einzuführen dächten, im Sinne gehabt habe?

Und nun zum Beschluß noch ein Wort von der lächerlichen Art, womit so viele itzt von den Berlinern reden. Die Herren müssen einen sehr kleinstädtischen Begriff von dieser großen Stadt haben, um zu glauben, daß alle hiesige Gelehrte im Umgang oder sogar in Meinungen innig genau mit einander verbunden wären. Unsere Gelehrten stehen fast sämtlich in sehr geschäftsvollen Aemtern, sie haben jeder seine eigenen Verbindungen, sie sehen sich oft in unglaublich langer Zeit nicht. Die freie Denkart, womit hier fast jedermann das was ihm wichtig ist, mit eigenen Augen ansieht und mit eigenem Verstande prüfet, ist doch sonst wohl bekannt. Auch darf man nur in Gesellschaften sein, um den freiesten und oft sehr lebhaften Widerspruch von Gelehrten, die sonst Freunde sind, gegen einander wahrzunehmen.

Alle Meinungen werden hier vorgetragen und beurtheilt; es ist weder ein ausdrükliches Bündniß, noch ein stillschweigendes Einverständniß da, gewisse Sätze ohne Untersuchung oder gar gegen Ueberzeugung aus Freundschaft oder aus Landsmannschaft anzunehmen. Dies zeigt sich ja auch deutlich genug in den hier erscheinenden Schriften. Christenthum und Atheismus, Vernunft und Aberglauben, die Monatsschrift und das ABC der Weisen, kurz die widersprechendsten Sachen, die widersprechendsten Bücher, werden hier geschrieben, werden hier gedrukt, werden hier gelesen. Lavater, und das Luftsalzwasser, und die Desorganisation, und die Alchymie, werden in Berlin freilich bestritten, aber haben in Berlin auch Freunde und Vertheidiger. So sind in Berlin die verschiedensten Meinungen; aber es sind auch ausser Berlin natürlicherweise viele mit manchen Berlinern gleichdenkende Männer. Das finden auch wir zu unsrer großen Freude; und es bezeugt es ja der Augenschein. Lavaters Meinungen werden in Jena und Weimar und Leipzig und Bremen und Hamburg und Halle und Ulm und Zürch selbst so gut widerlegt, als in Berlin. Wir sind auch nie so thöricht anmaßend gewesen, zu glauben, alle vernünftigen Leute wohnten in Berlin. „Aber „vielleicht ist dies alles nur Folge unseres Komplexionirens." Ja, wer einen Herzens-Pfenninger hätte, der an alle treue Seelen Zirkelbriefe schriebe! Der gewöhnlichste Vorwurf, der in Briefen den hiesigen Gelehrten gemacht wird, ist gewiß: daß sie nicht fleißig schreiben, daß sie nichts von sich hören lassen. So wenig anwerbend, so unbekümmert ist man hier um das was anderwärts geschieht; man erfährt es nur, wenn es öffentlich bekannt

kannt geworden. — Daß aber freundschaftlicher Umgang und freundschaftliche Korrespondenz auch hier wie allenthalben statt haben: das werden Herr Lavater und Schlosser und Jacobi und Demarees und Grossing und Haschka, und wie unsre seltsam gepaarten Gegner itzt weiter heißen, — doch nicht gleich für Beweise von Verbrüderungsplanen ausgeben wollen?

Wir glaubten, — zur Ehre der Stadt in welcher wir wohnen, und aus Pflicht gegen das Zutrauen, das so viele Rechtschaffene uns gönnen, — einmal ausführlich über die seltsamen Beschuldigungen, die itzt so laut werden, uns erklären zu müssen. Wer so freimüthig sich erklären darf, muß wenigstens von seiner Unschuld überzeugt sein. Wir erwarten Herrn Lavaters Beweise von unsrer Schuld, um weiter zu reden.

Gedike und Biester.

6.

Ueber Herrn Oberhofprediger Starks neueste Erklärung in drei Zeitungen. *)

Des Herrn Oberhofpredigers Erklärung lautet, wie folget. „Es hat den Herrn Herausgebern der

*) In den Gothaischen Gelehrten Zeitungen, Stück 18, d. 3 März 1787. Der Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung, Nr. 56, d. 6 März 1787. Der Frankfurter Gelehrten Zeitung, Nr. 19, d. 6 März 1787.

Digitized by Google

„Berlin. Monatsschrift gefallen, gegen die beim „Königl. Kammergericht zu Berlin von mir ange„brachte Klage, weshalb am 6ten dieses der Ter„min zu ihrer Vernehmlassung abgehalten werden „sollen, in dem Jännerstük dieses Jahrs schon „vorläufig, ehe ihnen noch, wie sie selbst „sagen, jene Klage mitgetheilt worden, eine vom „28. Dec. v. J. datirte Exception bei dem Publi„kum einzugeben. Die mancherlei Zweke, die „dadurch erreicht werden sollen, die, aber wenig„stens bei der höchsten Gerichtsstelle, wo unsre „Sache anhängig ist, und bei unpartheilischen Le„sern sicherlich werden verfehlt werden, müssen „jedem, der diesen Aufsatz lieset, sogleich befal„len. Da, wie meine Herren Gegner versichern, „und ich thätig beweise, wir beide ein unbeschränk„tes Vertrauen auf die Einsicht, Gerechtigkeitsliebe „und christliche *) Aufklärung unsers Richters haben;

*) Was will Herr Stark hier mit diesem Beiwort, das noch dazu Schwabacher gedrukt ist? Es versteht sich ja wohl von selbst, daß die Aufklärung eines christlichen Richters christlich sei. Will Herr St. etwa damit nur so viel sagen, daß in unserm Streit nur ein Christ Richter sein könne, so hat er etwas sehr gemeines gesagt. Denn freilich einem Juden oder Mahomedaner kann es sehr gleichgültig sein, ob ein Protestantischer Theologe mit Recht oder Unrecht in den Verdacht des Katholicismus kommt. Oder wollte er etwa mit diesem Beiwort unsre Aufklärung als unchristlich verdächtig machen? Kurz wollte er etwa mit Herrn Lavater (s. oben S. 386) gemeinschaftliche Sache machen, und uns beim Publikum als Unchristen verklagen, um sich selbst desto mehr als einen ächten Christen zu empfehlen? Dann meinte

„haben; so dächte ich, wäre es billig und anständig, „keine Präokkupationen zu versuchen und in einer so „einfachen Sache, der so leicht auf den Grund zu „sehen ist, der Beendigung keine Weitläuftig„keiten vorzuschieben.

„Ich kann mich daher auf das Speciellе je„nes Aufsatzes jetzt noch nicht einlassen, sondern „bemerke überhaupt nur folgendes: Da ich da„rüber klagen müssen, daß man auf mich ge„logen, mich gelästert, verläumdet, kalu„mniirt; so weiß ich nicht, warum ich diese „Thatsache nicht mit ihren Namen nennen soll, „und es ist mir gänzlich unbekannt, daß, wenn „über eine Thatsache gerichtliche Erörterung ent„steht, zwar die Begriffe die nemlichen bleiben „können, jedoch die Namen verändert werden „müssen. Und wenn meine Herren Gegner fragen, „was ich durch den Spruch des Richters gewin„nen wolle? so muß ich die Antwort dahin ertheilen, wie sie aus der nun mitgetheilten Klage „werden ersehen haben, daß meine Schlußbitte „mit dahin geht: im Fall sie ihre vielfältigen re„spektive selbst ausgegossenen und geflissentlich „verbreiteten Injurien (die ja in diesem Aufsatz „vom Jänner, wie jeder Mann von Gefühl ur-

meinte er es freilich noch schlimmer mit uns als Lavater, der es doch schon schlimm genug mit uns meint. Denn Lavater erklärt sich selbst mit für einen Unchristen (s. oben S. 387). Doch Herr St. wird selbst am besten wissen, was er mit jenem Beiwort hier sagen wollte; und wir wollen gern glauben, daß er den gar zu gemeinen und abgenutzten hämischen Kunstgrif, seine Gegner als Unchristen verdächtig und gehässig zu machen, verschmäht.

Digitized by Google

„theilen muß, noch immer mehr gehäuft, und so „hämisch wiederholt worden) nicht bewiesen „würden; daß sie alsdann vom Richter für Injurianten erkläret, und zur öffentlichen, und „Privatgenugthuung schuldig, erkannt werden „möchten.

„Daß die Art und Weise, wie ich meine so unerhört gekränkte Ehre gegen die vielleicht große „Zahl meiner Widersacher vertheidigen muß, besonders meine Herren Gegner in Berlin, die „nun alles, was ich sage, auf sich ziehen, alles „auf eigene Rechnung zu nehmen, nicht mehr „hinter anonymen Verfässern, Einsendern, Briefträgern sich zu verstekken scheinen, recht sehr „ärgern würde: das konnte ich nicht verhindern, „vielmehr von ihnen nach ihrem bisherigen, wie „ich in meiner Klage gezeigt habe, eigenen Betragen sicher erwarten, daß sie ihr Publikum „noch mehr gegen mich einzunehmen trachten „würden. Das haben sie denn in dem in Frage stehenden Aufsatz so meisterhaft versucht, daß sie „sogar, und das mit einer etwas gewagten Dreistigkeit gegen ihre Richter, dem Publikum „scheinbar vorspiegeln wollen: ich wolle mir anmaßen demselben vorzuschreiben, daß es bei unserm Prozeß gleichsam als Intervenient demjenigen in seinem Urtheile sich unterwerfen müsse, „was in unsrer Sache erkannt werden wird. „Aber ich denke, das Publikum, wenn es auch „jetzt noch geblendet werden sollte, wird doch bald „auf ganz andre Gedanken verfallen, wenn ich „die ausführliche Schrift, die nun fast ganz im „Druk fertig ist, und in jedem möglichen Falle „allemal gewiß erscheinen wird, welche die „umständliche Erörterung und deutliche Darstel-

Digitized by Google

„stellung der Wahrheit enthalten wird, die „aber, wie ich sorge, meinen Herren Gegnern „gar nicht behagen mag, und das vielleicht bald „herauszugeben, durch den Gang des Prozesses „in den Stand gesetzt werde. Und ich wiederhole „es, jeder Rechtschaffene wird erstaunen, mit „welcher — soll es nicht Arglist, Bosheit heißen? „nun dann, mit welchen menschenfeindlichen „Gesinnungen, mit welcher Unverschämtheit — man „einen ganz unschuldigen Mann behandelt hat. „Darmstadt, den 15ten Februar 1787.

„Dr. Joh. August Stark,
„Fürstl. Hessen-Darmstädtischer Oberhofprediger und Konsistorialrath.“

* * *

Herr Stark will uns, wie man sieht, zugleich auf allen Seiten angreifen: 1) Er verklagt uns beim Gerichte, 2) er läßt Zeitungsartikel gegen uns drukken, 3) er arbeitet an einer ausführlichen Schrift, die uns (nach seinem Ausdrukke) gar nicht behagen wird. Diese vielfachen Unternehmungen von ihm scheinen fast zu zeigen, daß er selbst im Herzen nicht glaubt, die Sache sei so einfach, es sei ihr so leicht auf den Grund zu sehen, wie er sagt. Wir aber halten sie in der That für einfach, wenn Hr. Stark sich nur, den gerechten an ihn gemachten Aufforderungen gemäß, deutlich und offen darüber erklären will. Auch unsre Verfahrungsart war und ist dabei ganz einfach: wir zeigten unser Befremden über die Anstößigkeit, die Bedenklichkeit der Aufsätze des Herrn Stark, welche andere Schriftsteller bekannt gemacht hatten, und wünschten, daß Hr. Stark, zu seiner Ehre und zur Beruhigung der aufmerksamen rechtschaffenen

Pro-

Protestanten, sich offen und hinlänglich rechtfertigen möge. Wir thaten dies nicht auf dreifache Art; sondern ganz simpel durch den einen bekannten Weg, durch die Berl. Monatsschrift. Warum sollten wir nicht, was auch Hr. Stark gegen uns vorhätte, auf diesem offenen ehrlichen, uns nicht verbotenen, Wege fortfahren? Hierüber fragen wir jeden unbefangenen Mann.

Aber haben wir denn überhaupt fortgefahren, so unstreitig wir auch das Recht dazu hatten? Haben wir etwa, nachdem Hr. Stark uns bei unserm Forum gerichtlich verklagt, über diese seine Klageschrift oder gar gegen dieselbe uns an das Publikum in der B. Monatsschrift gewandt? So sagt Hr. Stark freilich zu unserm Erstaunen. „Wir „hätten gegen die von ihm angebrachte Klage im „Jänner beim Publikum eine Exception eingege„ben"; obgleich er selbst dabei sagt: „uns wäre „damals die Klage, wogegen wir doch schon sollen „excipirt haben, noch nicht mitgetheilt worden". — Also unser Aufsatz im Jänner 1787 S. 87 war eine Antwort auf Hrn. Starks nicht von uns gesehene Klagschrift! Wie heißt denn die Ueberschrift dieses Aufsatzes? Etwa so, wie Hr. Stark es itzt nennt: Exception gegen die Starkische Klage? Nein! Sondern: „Nöthige Gegenerklärung gegen „des Herrn Oberhofprediger Stark öffentliche „Erklärung"! Also war ja wohl eine öffentliche Erklärung von ihm vorhergegangen? Doch vielleicht haben wir auf eine seltsame Art, seine Klagschrift, die für uns selbst noch nicht einmal öffentlich war, eine öffentliche Erklärung genannt.... Womit beginnt denn dieser unser Aufsatz im Jänner? Etwa mit einigen abgerissenen Stellen aus seiner Klagschrift, die wir dann zu entkräften uns

be

beantworten? Nein! Sondern mit dem wörtlichen Abdrukke der von Hrn. Stark mit Namen und Titel unterschriebenen Erklärung in dem 24sten Stük der Gothaischen gelehrten Zeitung, vom 25. Nov. 1786; so wie dieser unser heutiger Aufsatz wiederum mit dem wörtlichen Abdrukke einer neuen Erklärung des Hrn. St. beginnt. — Kurz, es ist unbegreiflich, was Hr. Stark mit dieser seltsamen Vorspiegelung will. Er überschikt hiehero eine Klage gegen uns; worauf wir uns, sobald wir vorgeladen worden, ohne Weigerung, wie wir mussten, eingelassen haben. Er lässt aber auch zu gleicher Zeit einen heftigen Aufsatz in die Gothaische Zeitung setzen (worin, wie in seinem neuesten oben abgedrukten Aufsatze, von Bosheit, Lügen, Lästerung, Verläumdung, Kalumnien, geredet wird); und hierauf antworten wir gleichfalls öffentlich, wie ja wohl jeder Mensch gegen einen Zeitungsaufsatz thun kann und darf. Wir zeigen, daß wir keine Kalumnianten sind; wir bemerken, daß sich solche Ausdrükke überhaupt nicht für einen Gelehrten, einen feinen Mann, einen Geistlichen schikken; für Hrn. Stark aber itzt noch weniger, da er ja geklagt habe, und durch solche Ausdrükke dem von ihm selbst erwählten Richter vorgreife. Haben wir hierin Unrecht? — Und diese so simple Sache, von welcher sich Jeder durch die Ansicht unsers Aufsatzes im Jänner überzeugen kann, verdreht Hr. Stark itzt so, daß er sagt: „wir hätten „gegen seine beim Königl. Kammergericht an„gebrachte Klage im Jänner eine Exception beim „Publikum eingegeben; wir hätten hierdurch man„cherlei Zwekke erreichen wollen, die aber we„nigstens bei der hohen Gerichtsstelle verfehlt wer„den würden; wir hätten, was nicht billig und

„an-

„ständig sei, Präokkupationen dadurch verhü„ten, wir hätten der Beendigung der Sache „Weitläuftigkeiten vorschieben wollen.“ — Wir wollen nichts weiter hierüber sagen, als: es ist unbegreiflich, wie Herr Stark so etwas denken, so etwas schreiben konnte.

Hr. Stark scheint itzt lebhaft zu fühlen, wie wichtig der Verdacht ist, worin er öffentlich gerathen; aber wahrlich nicht durch uns! sondern durch seine eigenen Briefe und Aufsätze, welche nicht wir zuerst bekannt gemacht haben. Er greift daher nach mehreren Mitteln zu einer öffentlichen Rechtfertigung herum; und es ist uns lieb, daß er nun auch das wählen will, welches unsrer Einsicht nach, das einzig wahre ist, welches zugleich der guten Sache Nutzen bringen kann, und welches wir oft und laut genug gewünscht haben. Er verspricht (s. oben S. 398) „eine ausführliche Schrift, die nun „fast ganz zum Drukke fertig ist, und in jedem „möglichen Falle allemal gewiß erscheinen wird, „welche die umständliche Erörterung und „deutliche Darstellung der Wahrheit enthalten soll“. In jedem möglichen Falle! Also, das Erkenntniß des Gerichtes mag günstig oder ungünstig für ihn ausfallen. Sehr richtig von Hrn Stark geurtheilt! Denn der günstigste Ausspruch des Richters kann dem Publikum die Bedenklichkeiten über diese seltsame Sache nicht heben; aber auch ein ungünstiges Erkenntniß kann nur bloß das Recht der Herausgeber zeigen, öffentlich über öffentliche Sachen zu urtheilen, kann höchstens nur den Verdacht bestätigen, aber über Hrn Starks wirkliche Schuld nichts entscheiden. Nur von ihm selbst muß man

seine

seine Rechtfertigung erwarten; und es ist angenehm, daß er „in seiner ausführlichen Schrift „die Wahrheit umständlich erörtern und deutlich „darstellen wird". Je ausführlicher, je umständlicher, je deutlicher; desto besser! — Dieses muß jedem Wahrheitsfreunde lieb und angenehm sein; und so ist es, wie gesagt, auch uns. Wir selbst haben ihn ja laut dazu aufgefordert, haben es dringend von ihm gewünscht *). Wir glaubten nehmlich zu seiner Ehre, daß er im Stande sein würde, sich genau und bestimmt zu rechtfertigen. Dagegen sagt Er, welcher sich eine Ehre daraus zu machen scheint, nichts zu unsrer Ehre zu glauben: „diese seine Schrift „würde wahrscheinlich uns nicht behagen"; so wie er glaubt, daß „die bisherige Art seiner „Rechtfertigung uns recht sehr ärgere." Wir wollen diese Denkungsart ihm überlassen.

Hr. Stark benachrichtigt ferner das Publikum: „wir wollten alles, was er sage, auf uns „ziehen, wir schienen alles auf eigne Rechnung „zu nehmen und uns nicht hinter Ungenante „verstekken zu wollen." Dies halten wir allerdings der geraden Ehrlichkeit gemäß. Wir wollen nicht haarfein und scharf auf den Unterschied zwischen Herausgebern und Verfassern dringen. Wir lassen uns, sowohl in unserm Namen, als im Namen der Monatsschrift, Widerspruch gefallen; wir machen selbst oft den Widerspruch bekannt; und was Fakta betrift, so sind wir, wenn das Gegentheil der bei uns abgedruk-

*) Man s. B. Monatsschr. Jul. 1786, S. 46 — 82, und einige angeführte Stellen daraus Jänner 1787, S. 97 die Note.

gedrukten Erzählung kann bewiesen werden, zum Widerruf gern erböthig *). Indeß, damit man uns nicht für mehreres verbindlich halte, als wofür wir uns selbst nach strengstem Rechte halten können, müssen wir hinzufügen: wir können nur für das stehen, was klar und offenbar da steht, nicht was als Anspielung auf Personen, deren Existenz wir oft nicht einmal kennen, gedeutet werden kann. Dies muß, der gesunden Vernunft nach, bei allen Erzählungen gelten, wobei keine Person genannt oder für Jedermann kenntlich bezeichnet ist. Was kann in aller Welt uns abhalten, drukken zu lassen, wenn es in einem sonst interessanten Aufsatze vorkäme: irgend ein ungenannter Mensch, irgend eines Standes (es sei ein Arzt, oder Rechtsgelehrter, oder Geistlicher, oder Offizier, oder Kaufmann) habe eine bedenkliche, ungerechte, gefährliche Handlung begangen? Kann irgend ein Stand, irgend ein Mensch sich dadurch beleidigt halten? Kann die raffinirteste Konsequenzmacherei hieraus eine Injurie erzwingen?

Dies war der Fall mit den uns eingesandten Aufsätzen über Hrn. Stark. Anfangs hieß es in der Monatsschrift: es lebe ein protestantischer Gottesgelehrte in Deutschland, der mit den Katholiken in bedenklicher und enger Verbindung stehe,

*) Es ist kläglich zu sehen, wie Lavater auch über diesen Punkt in seiner Rechenschaft die B. Monatsschrift beschimpfen will, z. B. Blatt 2, S. 11, 12, 22; da doch unsre ganze Verfahrungsart in diesem Stükke bekannt ist, Lavater aber selbst sagt (Blatt 1, S. 6), daß er die Monatsschrift nur von Hörensagen kennt.

Digitized by Google

hr. der die Tonsur empfangen haben solle, und von dem sogar gesagt werde, er sei ein Jesuit der vierten Klasse. Eine innere Unmöglichkeit hatte dieses Faktum nicht; denn leider lehrt die Kirchengeschichte der letztern Jahrhunderte mehr solche Fälle *). Eine Beleidigung für irgend Jemand war bei dieser Erzählung ohne Nennung des Mannes auch nicht abzusehn; die gesammte protestantische Geistlichkeit im Heil. römischen Reiche konnte es doch nicht für eine Injurie gegen sich halten. Wir ließen es also drukken; und warum sollten wir nicht? — Späterhin hieß es in der Monatsschrift: dieser protestantische Gottesgelehrte habe in dem Innern Orden, wodurch er eben in die enge und bedenkliche Verbindung mit Katholiken und Jesuiten gekommen sei, Archidemides ab aquila fulva geheißen. Auch dies war sicherlich keine persönliche Beleidigung, da weiter kein Namen genannt ward. Wer nichts von den Geheimnissen Jenes innern Ordens wußte, konnte aus dieser Angabe unmöglich sehen, welcher Geistliche gerade dieser Archidemides vom fuchsrothen Adler sei. Die Ordensgenossen aber, die ihn unter diesem Namen kannten, erfuhren durch die ganze Nachricht nichts neues: sie wußten ja schon von seinen Verbindungen mit Katholiken, die sie schon vorher entweder bedenklich oder unanstößig mußten gefunden haben. Wir ließen mit dem größten Fuge auch dieses drukken, und haben darüber keine Beschwerden erfahren. — Nun aber hieß es endlich: Archidemides ab Aquila fulva sei Hr. D. Johann August Stark. Aber, wohl zu merken, ward auch dies, wie die beiden obigen Data, in der Monatsschrift gesagt? Nein!

*) Man s. Berl. Monatsch. April 1781. S. 368.

Digitized by Google

Nein! sondern in einem zu Leipzig gedrukten Buch, betitelt: „Archidemides oder Anti Saint Nicäse zweiter Theil". — Und dieses ändert die ganze Sache.

Itzt hatte Deutschland zum erstenmal das unerwartete Schauspiel, einen genannten angesehenen protestantischen Gottesgelehrten, Hrn. Oberhofprediger Stark, in dieser seltsamen Sache, namentlich und öffentlich, — aber nicht durch uns, sondern durch den Verfasser des Anti St. Nicäse — auf die Bühne gebracht zu sehen. Nicht wir, sondern jener Verfasser sagte: Hr. Stark ist Archidemides; nicht wir, sondern jener Verfasser zeigte, und brachte Beläge bei, die mit Hrn. Starks Namen unterzeichnet waren, wie innig Hr. Stark mit unbekannten Obern in katholischen Ländern verbunden sei, die ihn abgesandt hatten, deren Geschäfte er betrieb, und die er übermäßig lobte. Dieses machte natürlich die größte Sensation; und auch in der Monatsschrift ward davon geredet. Aber immer nur nicht bloß mit dem Wunsche (sondern mit der Hofnung, daß es ihm möglich sein werde): daß Hr. Stark sich doch selbst hierüber erklärn, sich doch rechtfertigen möge. Aber Hr. Stark erklärte sich nicht, sondern er griff, nicht den Verfasser des Anti St. Nicäse, sondern uns, und nicht durch eine öffentliche Schrift, sondern gerichtlich an. Aber wir haben ja nur, wie auch jeder Recensent that, das was im Anti St. Nicäse steht, angeführt, mit Bezug auf das Buch angeführt. Dieses Buch widerlege Hr. Stark, wie ihm ja leicht sein muß, wenn die darin beigebrachten Urkunden falsch sind. So lange er das nicht thut, kann jeder immer sagen (und mehr als das haben wir von Herrn Stark nicht gesagt): Im A. St. N. steht, Hr. Stark sei

Digitized by Google

sei Archidemides; Im A. St. M. steht, Herr Stark sei Kleriker, sei von Klerikern abgesandt, sei bemüht gewesen ein Klerikat zu errichten, rede viel von einem höhern Orden, womit er und seine unbekannten Kleriker zusammenhingen, und welcher höhere Orden nach seiner eigenen Versicherung die Freimaurerei geboren habe und sich derselben nur als eines Vorhanges bediene *) u. s. w.

Es ist unnatürlich, daß Herr Stark uns, statt des Verfassers des Anti S. Nicäse, angreift; aber völlig ungerecht und erzwungen ist es, wenn er uns für alles was von einem ungenannten protestantischen Gottesgelehrten und von einem Archidemides bei uns gesagt worden ist, verantwortlich gegen sich machen will. Wir haben ja nicht gesagt, daß er dieser Mann sei. Herr Stark erkläre sich doch einmal deutlich und bündig gegen das Publikum: ob er Archidemides ist oder nicht? und in wie weit er es ist, ob der Archidemides des Anti St. Nicäse, und auch der der Monatsschrift, oder nur der erste, oder nur der letzte? Dann ist ja alles klar, dann weiß man ja was ihn trift. — Er aber, er muß diese Erklärung von sich stellen; nicht wir. Wir können es ja nicht: wir haben ja von seiner klerikalischen Würde, von seiner Archidemidalischen Qualität nichts gewußt, nichts gesagt; obgleich wir wohl von einem (aber ungenannten) Klerikus, von einem (aber ungenannten) Archidemides geredet haben.

Was also, fragen wir jeden wahrhaft Unparteiischen, können wir in dieser Sache gegen Herren Stark zu verantworten haben? — Doch 1) gewiß nicht, was wir von einem protestantischen Gottesgelehrten Anstößiges erzählten! Denn Herr Stark ward nicht als dieser genannt. Auch 2) gewiß nicht, was wir von einem Archidemides erzählten!

*) Jul. 1786, S. 52, 53.

Digitized by Google

zählten! Denn auch hierbei ward Herr Stark nicht genannt. Und wenn er hernach als Archidemides genannt ward, so geschah es überhaupt nicht von uns; so geschah es also noch vielweniger darum von uns, um ihn als den bei uns beschriebenen, dem Gerüchte nach angeblich konsurirten, dem Gerüchte nach angeblich zum Jesuiten der vierten Klasse aufgenommenen, Archidemides kund zu machen. Das haben wir nicht thun können; und haben es nicht gethan; und würden, wenn es einer Erklärung hierüber bedürfte, gern und willig erklären, daß wir es nicht haben thun wollen. Denn wir schreiben nicht aus Privathaß oder Leidenschaft (welches ja auch bei uns gegen Herrn Stark nicht statt haben kann), sondern bloß aus Wahrheitsliebe. Jede Erklärung also, die mit der Wahrheit bestehen kann, und die Herr Stark etwa fordern sollte, werden wir immer willig geben. Aber 3) was in der Monatsschrift (nehmlich Jul. 1786) namentlich von Herrn Stark erzählt worden ist! Dazu müssen wir allerdings gegen ihn stehen. Aber dazu haben wir auch unsere Gewährsmänner: die im A. St. N. bekannt gemachten Urkunden, die Korrespondenz mit Schröpfern, die Apologie des Freimaurerordens. Nur aus diesen eigenen Starkischen Schriften haben wir geredet, und nach der natürlichsten Folge der Gedanken argumentirt. Diese seine Schriften stehen also hier gegen Ihn selbst für uns.

Da Herr Stark für gut gefunden hat, von seinen Rechtsgründen dem Publikum Nachricht zu geben; so wird niemand, und am wenigsten Er selbst, es uns verdenken können, daß auch wir die unsrigen, um nicht ungleich beurtheilt zu werden, hier kurz angeführt haben.

Berlin,
den 29. März 1787. Die Herausgeber.

Digitized by Google

Berlinische Monatsschrift.

1787.

Fünftes Stük. Mai.

I.

Der Tod der Polyxena.

Nach dem Ovid.

S. die Verwandlungen. B. XIII V. 439, f.

An Ramler.

Noch immer schwebt, o Freund, vor diesem Blik
Dein liebevolles Bild; in diesem Ohre tönet
Noch immer Deine Stimm'; und meine Seele sehnet
Nach ihrem Ramler sich zurük.
O müssen denn uns Parasangen trennen!
Und könnt' ein guter Gott mir Deinen Unterricht,
Mir Deine Warnungen, Dein freundlich Nikken nicht
Auf ein ach! ohnehin so kurzes Leben gönnen!

Digitized by Google

Dann bannt' auch ich vielleicht, von Dir gelehrt,
Der Alten Geist in meine Schriften;
Dann würd' auch mein Gesang vom Rhein bis an
die Tristen
Des rauhen Sarmaters gehört;
Und mancher Musensohn, wenn meine Leier klänge,
Rief' aus, halb Scheelsucht, halb Gefühl:
„Leicht singet der unsterbliche Gesänge
„Der deutsche Flakkus selbst stimmt' ihm das Saitenspiel."

O, süßer Traum! — Allein, stiefmütterlicher dachte
Für mich die Schutzfrau Antiums *).
Sie gönnt nicht meinem Haar den Lorberkranz des
Ruhms;
Denn alles, was ich schrieb, ward immer wieder sachte
Von der Vergänglichkeit mit bösem Schwamm verwischt.
Doch bleibet dieses Lied von der verhaßten Dirne
Verschonet, dieses Lied, an dessen kalter Stirne
Der Namen Naso sich zu Ramlers Namen mischt.

*) Fortuna. O Diva, gratum quae regis Antium.
Hor. 1. 35.

Gestürzt war Ilion: mit ihrer Flotte kehren
Die Griechen in ihr Vaterland;
Doch hält, bis still die See, die Winde günstig wären
Ihr Feldherr sie noch auf, und weilt an Thrakens Strand.
Auf einmal steigt Achill aus weit geborstner Erde,
Hehr, wie er lebend war, mit drohender Geberde;
So sah er aus, als er auf Atreus Sohn
Das freche Schwert gezükt. — Er rief im Donnerton:

„Ihr Griechen! schifft ihr fort, mein nicht mehr eingedenk!
„Starb euer Dank mit mir? Ehrt ihr durch kein Geschenk
„Mein frühes Grab? — Schift nicht, eh' meinem Schatten,
„Das Blut Polyxenens als Sühnungsopfer floß!"
Er sprachs. Das Volk gehorcht; reißt aus der Mutter Schooß,
Der sie nach dem Verluß der Kinder und des Gatten

Fast einzig übrigte, die Arme weg, und führt
Sie auf den Schreckenplatz, wo sie geschlachtet wird.

Schon war sie nah dem schrecklichen Altare,
Sah Pyrrhus schon mit bloßem Schwerte stehn
Und starren Bliks auf sie, sein Opfer, sehn.
Weit über ihr Geschlecht, weit über ihre Jahre
Erhaben, ihres Werths auch jetzt noch sich bewußt,
Ruft sie: „so werde denn ein edles Blut vergossen!
„Willst du den Hals, willst du die Brust durchstoßen?
„Da, da! ich zaudre nicht!„ (Hier bloßt sie Hals
und Brust.)
„Durch dieses Opfer zwar wird kaum ein Gott
versöhnet;
„Doch immerhin! wenn nur Polyxena nicht dienet!
„Erwünscht ist mir der Tod, und wär' es mir
noch mehr,
„Wüßt' ihn die Mutter nicht; zwar die soll nicht so sehr
„Ob meinem Tod, als ihrem Leben klagen. —
„Doch weg! berührt mich nicht mit Männerhänden; frei
„Schikt mich zum Orkus! Ihm, wer es auch immer sei,
„Den ihr versöhnt, wird mehr ein freies Blut behagen;
„Doch

„Doch wenn mein letztes Flehn euch an die Seele geht
(„Nicht die Gefangene, die Königstochter fleht);
„So schenkt, damit ich grablos nicht verwese,
„Der Mutter meinen Leib! Sie löse
„Mit Thränen, nicht mit Gold, der Tochter Ueberreste—
„Ach einst, einst hätte sie ihn auch mit Gold gelöst!“
Sie spricht es, schweigt, und bleibt, umweinet von dem banen
Gerührten Volk, alleine trokner Augen.

Der Priester selbst durchbohrt die Brust, die sie ihm beut,
Mitleidig, thränenvoll. Nun fleußt in Purpurbächen
Ihr Leben hin, sein Zug von Furcht entweiht
Ihr Antlitz. Ihre Kniee brechen;
Sie stürzet auf die Erd': und sucht
Das, was die jungfräuliche Zucht
Vor Männeraugen zu entdekken
Verbietet, noch im Tode zu verstekken.

Wien. Alxinger.

2.

Ueber den freien Getreidehandel in den Preussischen Staaten.

Wie sich doch die Könige müssen beurtheilen lassen! Friedrich der Große schränkte den Handel seiner Unterthanen auf mancherlei Art ein; und allgemein war die Stimme der Misvergnügten, die laut nach freiem Handel schrieen. Friedrich Wilhelm, der Gütige, der Menschenfreundliche, will Seinem Volk diese so sehr gewünschte Handelsfreiheit geben. Er fängt damit an, daß Er die bisher Statt gehabten Einschränkungen des Getreidehandels aufhebt; und nun weissaget man aus dieser ertheilten Freiheit Untergang unsers Getreidebaues, Ruin unsrer Edelleute, Domänenpächter und Bauern, Umsturz unsrer landschaftlichen Kreditsysteme, und Gott weiß, was sonst noch für Elend.

Es hat mir in der Seele wehe gethan, daß man bei dem ersten wohlthätigen Schritt, welchen der beste König zu mehrerer Verbreitung eines allgemein freien Verkehrs gethan hat, so schief und so kurzsichtig urtheilet. Der weise Regent thut zwar das Gute um des Guten willen, und erwartet von der Zukunft den stillen Beifall seines Volks, welches er glüklich gemacht hat. Aber der Nation

 wegen

wegen thut es mir leid, weil ich mehr Aufklärung bei derselben vermuthet hatte, als sich itzt gezeiget hat.

Ich will hier nicht die oft vorgetragene und doch so wenig verstandene Frage von der Freiheit des Handels erörtern; auch will ich keine Abhandlung über den Getreidehandel liefern, in wie fern die Freiheit oder Einschränkung dabei aus allgemeinen Gründen der Staatswirthschaft entschieden werden kann. Wol aber will ich etwas über den freien Getreidehandel der Preussischen Staaten sagen; und wenn ich gleich dadurch nicht diejenigen bekehren werde, die aus vorgefaßten Meinungen vom Gegentheil überzeugt zu sein glauben, so wird es mir doch genug sein, wenn der unbefangene Theil des Publikums aus meinen Bemerkungen den Gesichtspunkt findet, aus welchem dieser Gegenstand zu betrachten ist.

In dem Königreich Preussen hat bisher schon ein vollkommen freier Getreidehandel Statt gefunden, und der Vortheil, den dieses Land davon gehabt hat, ist augenscheinlich. Ich rede hier nicht blos von den Handelsstädten Königsberg, Elbing und Memel; denn, daß diese und die in ihnen wohnenden Einwohner bei dem freien Getreidehandel offenbar gewinnen, wird mir wol ein jeder zugeben; sondern ich behaupte auch, daß das platte Land durch den freien Getreidehandel gewonnen hat. Die Kultur des Bodens ist

trotz des häufig zugeführten polnischen und littauischen Getreides verbessert worden. Kein fleißiger Wirth lässet, der freien Einfuhr wegen, sein Feld unbesäet liegen; und kein Mensch hat noch in Preussen behauptet, daß die an seinen Aeckern angebrachten vernünftigen Verbesserungen, der freien Korneinfuhr wegen, unbenutzt geblieben wären. Die freie Einfuhr ist oft Gelegenheit zu reellen Verbesserungen geworden; wovon ich nur das eine Beispiel anführen will, daß bei der Gelegenheit, als ein Theil des polnischen Handels nach Elbing gezogen wurde, in der dortigen Gegend der sendomirsche Weizen bekannt wurde; worauf die dortigen Gutsbesitzer und Domänenpächter diese vorzügliche Weizenart aussäeten und dadurch ihre Weizenerndte ansehnlich verbesserten. — Der Preis des Getreides ist durch die erlaubte Getreideeinfuhr nicht unter die Füße getreten; im Gegentheil schreien die alten Einwohner, daß durch den so hoch getriebenen Getreidehandel die Preise in die Höhe gegangen wären. — Edelleute, Pächter und Bauern sind nicht ruinirt; und wenn gleich zuweilen Jahre kommen, wo der zu niedrige Getreidepreis den Muth des Landmannes unterdrücken würde, so findet er wenigstens durch die in den Handelsstädten wohnenden Getreidehändler und Spekulanten Gelegenheit, den Theil seines Getreides, den er zu Bestreitung seiner Ausgaben verkilbern muß, zu

Digitized by Google

verkaufen. Geben nun freilich diese Käufer im Fall einer bloßen Spekulation nur wenig, so ist doch dis Wenige besser, als gar nichts.

Wir haben also hier ein wirkliches durch die Erfahrung bestätigtes Beispiel, daß man einem Lande einen ganz uneingeschränkten freien Kornhandel erlauben kann, ohne Nachtheil, und selbst zum erweislichen Vortheil für das Land. Die Ursache hievon liegt unstreitig in der Lage von Preussen. Dieses Land hat auf der einen Seite verschiedene Hafen, aus welchen es sein überflüssiges Getreidel ausführen kann; und es gränzet auf der andern Seite an ein kornreiches Land, welches von Jahr zu Jahr so viel und noch mehr zuführet, als jenes ausführen kann. Und hierauf beruht denn wohl auch der Grund, warum Preussen so leicht keine Hungersnoth oder eine ganz außerordentliche Theurung zu fürchten hat. Aus Polen wird immer mehr Getreide nach Preussen zugeführet, als dieses in gewöhnlichen Jahren auszuführen und in der Fremde abzusetzen im Stande ist.

Wo ich nun eine ähnliche Lage finde, sollte ich nicht da auch auf die nehmliche Wirkung schließen können? Ich nehme also die Landcharte vor mir, und betrachte die Lage von der Kurmark, von Pommern, und von Magdeburg. Und wer wird zweifeln, daß diese Provinzen eine eben so glükliche Lage zu einem ganz freien Getreidehandel

Digitized by Google

haben, als Preuſſen? Dieſe Provinzen haben einen doppelten Ausweg für ihr Getreide: Stettin nach der Oſtſee, Hamburg nach der Nordſee; und hinter ſich haben ſie auf der einen Seite Großpolen, und auf der andern Seite das Anhaltiſche und das Halberſtädtiſche. — Ich glaube alſo, daß ich folgende Sätze als ganz unumſtößlich feſt ſetzen kann.

1) Die Getreideeinfuhr aus Großpolen nach der Mark, und aus dem Anhaltiſchen nach Magdeburg, wird den Getreidebau in der Mark und im Magdeburgiſchen nicht hindern. Die Preiſe werden dadurch nicht außer Verhältniß mit den Koſten des Anbaues kommen. Die Edelleute, Pächter und Bauern werden nicht ruinirt werden. Denn, ſo wie überflüſſiges Getreide eingeführt wird, ſo iſt ein Abſatz davon in Hamburg und Stettin zu machen. Das einzige, was erfolgen wird, iſt: daß die Preiſe im Lande mehr mit den europäiſchen Getreidepreiſen in Gleichheit ſtehen werden, als bisher. Was wird das aber unſerm Getreidebau ſchaden, zumal da itzt überall hohe Getreidepreiſe Statt finden, und durchaus zum Vortheil des Landmannes behauptet werden?

2) Große Theurung und Hungersnoth iſt, bei einem ganz freien Getreidehandel, in der Mark und in Magdeburg nicht zu fürchten. Großpolen wird gewiß ſeinen Getreidebau nach erhaltener freien Ausfuhr noch höher treiben, als er bisher getrieben iſt, und in Abſicht auf Magdeburg müßten

ganz besondere Zeiten einfallen, wenn es da an Getreide fehlen sollte.

Dieser freie Getreidehandel nun wird mannigfaltige und sehr große Vortheile bringen. Etliche derselben will ich anzeigen.

1) Stettin, dieser für die Preussischen Staaten so wichtige Platz, erhält durch den Getreidehandel einen ganz neuen Handlungszweig; der desto wichtiger ist, weil er die Ausfuhr von Stettin vermehret, die bis itzt fast allein auf Holz eingeschränkt gewesen ist; weil dadurch die Preussischen Schiffe Beschäftigung erhalten; und weil damit fremdes Geld gewonnen wird, das den Stettinern bei Bezahlung ihres starken auswärtigen Saldo sehr zu statten kömmt.

2) Großpolen wird wohlhabender werden, weil es sein Getreide zu anständigen Preisen nach Stettin und Berlin absetzen kann. Es wird also auch mehr Bedürfnisse bekommen, und uns in Stettin, Berlin und Frankfurth mehr Waaren abkaufen, als bisher. Weg mit der kleinen Politik, seinen Nachbar arm machen zu wollen! Unser eignes Interesse erfordert es, daß die Einwohner von Großpolen, die unser zu ihren Bedürfnissen gar nicht entbehren können, wohlhabend sind. Welcher Kaufmann wird gern an Bettler oder an Schwindler verkaufen wollen?

3) Landsberg an der Warthe wird ein sehr bequemer Zwischenplatz für die Großpolen werden;

so

so wie die Thornauf der Seite der Weichsel für den Theil von Polen war, und es zum Theil noch ist, der durch die Weichsel seinen Handel treibt.

4) Magdeburg wird durch den freien Getreidehandel wieder zu seiner ehemaligen Größe kommen, und dieser Handlungszweig wird vielen andern ein neues Leben geben.

Man glaube ja nicht, als träumte ich, daß alle diese Folgen sogleich im ersten Jahr merklich werden sollten. Man denke nicht, als glaubte ich, daß gar keine Schwierigkeiten kommen würden. Nein, ich glaube vielmehr, daß verschiedene Jahre hingehen werden, ehe diese Vortheile sich offenbar zeigen; ich glaube, daß manche Schwierigkeiten aufstoßen werden. Bleibt man aber nur fest bei dem System, und suche man die Schwierigkeiten dem System gemäß aus dem Weg zu räumen; so wird der Erfolg die Wahrheit meiner vorigen Behauptungen bestätigen. Der Kurzsichtige mag denn das Vergnügen haben, etliche Jahre hinter einander zu schreien, zu murren, und zu klagen. Die Gewinnsucht wird von Jahr zu Jahr schwächer werden, und zuletzt wird es ganz aufhören, — wenn es anders möglich ist, daß man die Mißvergnügten in einem Staat ganz beruhigen kann.

Aber treu muß man dem System bleiben. Dis sage ich mit gutem Bedacht; weil die Berlinische Polizei eine Verordnung ganz neuerlich hat

hat ergehen lassen, die gerade gegen das System ist. Sobald man einen allgemein freien Kornhandel haben will, muß es erlaubt sein, aufzuschütten, einzuspeichern, und das Getreide bis auf den vorgesetzten Spekulationspreis liegen zu lassen. Solche Spekulanten sind bei dem Getreidehandel nothwendig, weil durch sie die Preise in der Höhe erhalten werden, und weil sie es allein sind, die das für die Konsumtion überflüssige Getreide aufkaufen. Die Polizei von Berlin hat aber diese Spekulation für Berlin verboten, und ein dergleichen Aufkaufen durch Androhung harter Strafen untersagt. Man hat also noch aus dem alten System Friedrichs geschlossen, und das ist, leicht zu verzeihen: weil man nehmlich seit etlichen und vierzig Jahren daran gewöhnet war; wenn man nur damit nicht dem großen wolthätigen System Friedrich Wilhelms entgegen arbeitete.

Ist das Bishergesagte wahr, so hätten wir also die Vortheile eines ganz freien Getreidehandels für Preussen, Pommern, die Mark, und Magdeburg erwiesen. — Wie wird es aber mit Schlesien aussehen? Die Schlesier haben keine Ausfuhr, als nach einem kleinen Theile der Oberlausitz; und dagegen gränzen sie an der östlichen Seite ganz an Polen, von woher ihnen weit mehr zugeführet werden kann, als sie jemals in der Lausitz absetzen können. Ich gestehe, daß die

Frage

Frage hier etwas schweres zu beantworten ist, als bei den übrigen königlichen Provinzen. Ich glaube aber doch, daß die Schlesier nicht gleich hätten Lärm blasen sollen; sondern, daß sie den Erfolg etlicher Jahre hätten abwarten müssen. Ich glaube, daß der König ein Mittel in den Händen hatte, ihnen alle Besorgnisse zu benehmen, welches unser gütige König auch gewiß zu brauchen den Schlesiern würde versprochen haben, wenn sie Ihn darum gebeten hätten; und welches Er auch gewiß benutzt haben würde, wenn das von den Schlesiern geweissagte Elend eingetreten wäre. Hier ist mein Räsonnement.

1) Aus Polen ist bisher schon viel Getreide nach Schlesien gegangen. Die an der Gränze wohnenden Schlesier haben es sehr gut verstanden, alles ihr Getreide auf die besten und bequemsten Marktplätze zu schikken, und dagegen für sich und die Ihrigen polnisches Getreide zu essen. Hiernächst waren die königlichen und die Kammerpässe in den Händen sachverständiger Leute ein vortreffliches Mittel, weit mehr polnisches Getreide nach Schlesien zu bringen, als eigentlich in den Pässen erlaubt war. Wer diesen Handel getrieben hat, wird mich schon verstehen. Dieser Handel wurde nur von einzelnen Personen getrieben, die durch die Lage oder durch die Pässe begünstigt waren. Wenn es nun dem ganzen Lande frei gegeben wird, so können diese begün-

Digitized by Google

begünstigten Personen nicht mehr allein gewinnen; sie schreien also, wie alle Monopolisten, und verstekken ihren Eigennutz unter dem Deckmantel des Patriotismus. Konnte aber dieses heimlich und widerrechtlich eingebrachte Getreide Schlesien nicht unglüklich machen; so würde dies auch nicht von dem frei und öffentlich eingeführten Getreide zu befürchten sein.

2) Man glaube doch nicht, daß in Polen an der schlesischen Gränze so erstaunliche Vorräthe von Getreide aufgeschüttet lägen, womit Schlesien auf einmal überschwemmet werden könnte. Kein Landmann bauet mehr Getreide an, als er ohngefähr verzehren und absetzen kann. Wird also nach der Aerndte die Einfuhr frei gegeben, so kann man zwar vermuthen, daß die Polen in Zukunft ihren Getreidebau verstärken werden, weil sie ein neues Mittel zum Absatz bekommen haben. Aber jetzt im ersten und zweiten Jahr ist keine Ueberschwemmung von polnischem Getreide zu befürchten.

3) Man weiß, daß die Aerndte des vorigen Jahres auch in Polen nicht sonderlich reich gewesen ist; man weiß, daß die Preise in Polen nicht sehr von den schlesischen Preisen verschieden sind. Folglich war in diesem Jahr gar nichts zu befürchten, und die Schlesier konnten ruhig den Erfolg des freien Getreidehandels abwarten.

4) Will

4) Will der Pole seinen Getreidebau verbessern, so muß er deshalb ein neues Kapital in seinen Ländereien anlegen. Von diesem Kapital will er Zinsen bekommen, und er will das Kapital selbst wieder gewinnen. Er muß also höhere Preise haben, wenn er bestehen will. Er nähert sich also den schlesischen Preisen.

5) Der Einfuhrzoll und die anderweitige Abgabe von 2 Groschen auf den Scheffel vertheuerten das polnische Getreide ebenfalls.

6) Der weite Landweg von Polen bis nach dem schlesischen Gebirge macht es den Polen beinahe unmöglich, diese Marktplätze zu besuchen.

7) Sobald, aller dieser Ursachen ungeachtet, die Preise in Schlesien zu sehr gefallen wären; so konnte der König zutreten, und das Getreide den Schlesiern zu anständigen Preisen abkaufen.

Ich gestehe, daß meine Gründe für einen ganz freien Getreidehandel in Schlesien nicht so triumphirend sind, als bei den übrigen königlichen Provinzen; aber das beweisen sie doch, daß das laute Schreien der Schlesier viel zu voreilig war. Indessen hat dieses Schreien, wie ich so eben erfahre, gewirket: und der gütige König, der den freien Getreidehandel seinen Unterthanen erlaubte, weil er glaubte, ihnen dadurch eine Wohlthat zu erzeigen, hat natürlich den freien Getreidehandel für Schlesien

Digitized by Google

sien wieder aufgehoben, weil die Schlesier diese Freiheit als ihr größtes Unglük vorspiegelten.

Wie sich doch die Könige müssen beurtheilen lassen!

Am Ende Februars 1787.

3.

Reise nach der Insel Ischia *), ohnweit Neapel. Im Februar 1786.

Von Herrn H. M. Marcard, Hofmedikus zu Hannover.

Ich kam mit dem festen Vorsatze nach Neapel, diese Gegend nicht zu verlassen, ohne, wo möglich, die merkwürdige Insel Ischia besucht zu haben. Aber mancherlei Dinge, oft die Witterung, hinderten mich diese kleine Seereise vorzunehmen, bis endlich die Zeit unsrer Abreise ziemlich nahe herbeirükte. Am 12 Febr. sah ich einmahl früh Morgens, nach einer stürmischen Nacht, am Vesuv und über der See heraus, alle Anzeigen eines schönen Tages, und beschloß daher sogleich diesen guten Anschein zu benutzen, und, ohne

*) Vor Alters hieß sie Pithecusa Insula, von den irdenen Gefäßen die man daselbst machte, die man auch noch jezt da verfertigt, und als besonders brauchbar ausführt. Die Italiäner sprechen dem jetzigen Nahmen bekanntlich Iskia aus.

ohngeachtet der unsichern Jahrszeit *), und des unruhigen Meeres, meine Absicht schnell auszuführen. Nachdem die nöthigen Anstalten gemacht waren, reisete ich vor 10 Uhr in einer Barke von vier Rudern, mit einem Lehnlakaien, von St. Lucie, der Gegend am Meere in Neapel wo die Fremden meistens wohnen, ab.

Man fährt an der westlichen Küste des Golfs, die der Berg Posilippo bildet, hin, an deren Spitze, nicht weit von den berühmten unter dem Namen Scuola di Virgilio bekannten Ruinen, eine große bunt vermahlte Bildsäule des heil. Antonius, hoch auf einer Klippe steht, welche meine ganze Schifsgesellschaft ehrerbietigst grüßte, und sich ihrer Obhut empfahl. Nachdem man diese Landspitze vorbei ist, wendet man sich nach Westen, und fährt den kleinen, von Alters her so sehr berühmten, und würklich ausnehmend schönen Golf von Bajä oder Puzzuoli vorbey. — Einige kleine weiße Wolken, die sehr wahrscheinlich auf Morgen schlecht Wetter verkündigten, und die fortdaurende Unruhe des Meeres, hätten mich beynahe bewogen, meine Absicht auf Ischia aufzugeben, und in diese Bay einzulaufen. Aber glücklicher Weise bedachte ich, daß ich höchstwahrscheinlich nie

*) Febbrajo curto peggio d'un Turco, sagt man hier im Sprichwort.

Digitized by Google

nie thun würde was ich nicht heute thäte; und so hielt ich das heftige Schwanken des kleinen Schifs und das daher entstehende Uebelbefinden aus.

Wir fuhren nach und nach die kleine Insel Lazarette, wo ein Quarantaine Hospital ist, und eine andre kleine Insel Nisita, vorbei, endlich auch das Kapo di Mesene *), welches die äusserste Spitze der Bucht von Baja ist. Etwas langsam brachten mich meine trägen, meist freilich alten Ruderer aus der Stelle. Man rechnet von Neapel nach der Stadt Ischia 14 ital. Meilen, etwa 4 deutsche; aber bis nach dem Orte Lacco auf der Insel wohin ich wollte, sind es 18. Von diesem Wege hatte ich von 10 bis um 1 Uhr noch nicht die Hälfte zurückgelegt. Die Zeit würde mir lang geworden sein, wenn ich nicht jezt schon Ischia ganz frei vor den Augen gehabt hätte, und darauf den schö-

*) Das man aus Virgils Aeneide VI. 234 kennt. Beiläufig anzumerken, wird Virgil hier allgemein von dem Volke für einen berühmten Hexenmeister gehalten; und diesem Ruhme schreibt man es zu, daß die Fremden so fleißig sein Grab besuchen und sich da ein Lorbeerblat abbrechen, das würklich da oben über zu finden ist und das man Corona di Virgilio nennt. Alle andern berühmten Namen aus dem Alterthum gelten in Neapel und in Rom mehrentheils für Kaiser, Lukullus, der zu Neapel oft genannt wird, era un Imperadore.

Digitized by Google

men und sehr hohen blauen Berg Epomeo, dem die ganze Insel bloß zum Fundament zu dienen scheint, und auf dessen sehr hervorragenden Spitze ich schon in Gedanken stand und mich im voraus an der Aussicht weidete. Um 2 Uhr kamen wir neben der ausserordentlich bevölkerten Insel Procida her, von wo ich, nicht fern von uns, eine englische Kriegsfregatte wieder sah, die den Herzog von Cumberland nach Neapel gebracht hatte und schon gestern in See gegangen war, aber in 24 Stunden nicht weiter hatte kommen können. Nachdem wir vor dieser Insel vorbei waren, wurde uns der Wind günstig, und wir kamen ziemlich bald an die Ufer von Ischia hinüber, an denen wir längst hinab westlich nach Lacco fuhren.

Auch die äußere Seite dieser ganz durch Vulkane entstandenen Insel ist besonders, und sehr schön. Den Hintergrund macht allemal der hohe Berg, und das Ufer fällt auf durch die plötzlichsten Abwechselungen. Zuerst zieht das Kastel von Ischia die Augen an sich. Es liegt auf einem hohen, fast wie eine schief überhängende Mütze gestalteten, oben abgerundeten, Felsklumpen, mit vielen Häusern, Kirchen und Gebäuden, die fürchterlich daran hängen, frei im Meere, so doch nahe bey der Stadt Ischia, mit welcher es durch einen Damm und Brücke zusammenhängt. Dann fährt man an der Stadt Ischia vorbei, die

sich

sehr artig präsentirt. Auf einmal sieht man nahebey eine Strecke der allerrauhesten unbewohnbar- und unkultivirbarsten Küste die man sich denken kann. Diese heißt L' Arso oder Le Crepate. Es ist dieses die letzte Lava, die auf dieser Insel, aus den Eingeweiden derselben, ohngefähr vor 500 Jahren, hervorgebrochen, und ganz bis ans Meer hinunter geflossen ist. Bald daneben ist ein kleines Haus oder Lustschloß des Königs, nebst einem kleinen See, Lago d' Ischia, der ganz nahe am Meere liegt, und allerlei Gebäude um sich hat. Dann hat man die mannigfaltigsten Abwechselungen, kleine Anhöhen und Thäler, bald steiles Ufer, von schwarzer, von gelblicher, von weißlicher Farbe, alles von Lava die oft wie ausgefressen löcherig aussieht; bald flaches oder sanft abgerundetes, folglich in dieser Jahrszeit ganz grünes Ufer, zuweilen Terrassen, allenthalben viele wolgebauete Wohnungen. Alles erhebt sich an dieser Seite sanft gegen den hohen Berg, dessen ganzer Fuß sehr kultivirt ist und viele Landhäuser hat. Von dem Gipfel dieses Berges sahen wir Rauch aufsteigen, welches man dem Vorbaken der Exemiten zuschrieb, die auf der höchsten Spitze wohnen. Noch vor einem sehr hübschen Orte kamen wir vorbei, Casa Micciola genannt, der ganz städtisch aussieht, und an dessen Ufer viele ziemlich große und eine Menge kleiner Schiffe lagen. — So abwechselnd hat die ganze Küste, die ich bis jenseits der

Orte lo Lacco, wo ich hinwollte, überſehn konnte, hinter welchem die Ausſicht ſich mit einem kleinen Berge endigte; und dieſer Anblik gab mir an dem herrlichen Nachmittage den angenehmſten Eindruk von dieſem kleinen Paradieſe. Die Fahrt wird auch dadurch noch angenehmer, daß man zur rechten Seite beſtändig die Küſte des feſten Landes, der Terra di Lavoro, und weit entfernte Berge im Geſicht behält.

Nach 3 Uhr kam ich zu Lacco an. Mein erſtes war, mich nach dem Prinzen Turlo zu erkundigen, an welchen ich ein Empfehlungsſchreiben aus Neapel hatte. In Italien, wo das ſchöne Klima und der fruchtbare Boden das Leben ſo leicht macht, wo man der Natur ſeine Exiſtenz nur mit wenniger Arbeit zu verzollen braucht, und wo daher viele Müſſiggänger ſind, fehlt es den Fremden nirgends an Wegweiſern. Eine ganze Schaar kam mir entgegen, als ich aus dem Schiffe ſtieg, und begleitete mich zu einem alten Manne hin, der am Ufer mit einem Degen an der Seite ſpazierenging. Dieſes war aber nicht der Prinz, ſondern ſein Oheim der Marquis Turlo, ein appanagirter Kadet der Familie; er wies mir aber ſeinen Neffen nicht fern von da, in einer kleinen Karriole. Ich ging alſo zu dem Prinzen, der ſich ein wenig am Strande, der einzigen kleinen Ebene auf der Inſel, in der kleinſten Karriole, von dem kleinſten ſardiniſchen Pferde, das ich jemals

Digitized by Google

gesehn habe, unfähig, seinen Kopf, um die einzige Bewegung zu machen die sein Zustand ihm verstattet. Ich erschrak, als ich den armen Mann in der Nähe sah. Ausser dem Kopfe war er an allen Theilen seines Leibes völlig lahm; dazu war sein Körper im Gefolge seiner Krankheit zu einer unnatürlichen und ungeheuren Dikke angewachsen, und Engbrüstigkeit quälte ihn fast beständig. Dieser Mann lebt im eigentlichsten Verstande von der schönen und gesunden Luft von Ischia, und hält sich hier bloß deswegen auf; denn er hat hier keine Verbindungen, wie denn auf Ischia überhaupt gar kein Adel ist. Er gehört zu einer der angesehensten neapolitanischen Familien, aus der auch jezt einer Kardinal ist, und hat daher manchmal Geschäfte in Neapel. Aber wenn ihn die Noth zwingt hinüber zu reisen, so darf er sich nur wenige Tage dort aufhalten; sonst geräth er ohnfehlbar in Lebensgefahr, und muß eilen nach Ischia zurük zu kehren. Der gute Mann laß so gleich seinen Brief selbst, indem er ihn sich so dicht vor die Augen halten ließ, daß ich geglaubt hätte er werde nichts davon sehn können. Er versprach alles zu thun, damit mein kurzer Aufenthalt mir so nüzlich und angenehm werde, als es möglich sei. Er wußte mit Fremden umzugehn, denn er war selbst gereiset, und zweimal in Frankreich gewesen; sprach fertig französisch, war von guter Konversation, und, was unter so traurigen Umständen fast unglaublich ist, er war von

guten Laune. Aber welche Uebel lindert nicht die Gewohnheit! und er hatte schon 14 Jahre Zeit gehabt, sich an die seinigen zu gewöhnen. Ich fand in der Folge, daß er auch nicht ohne Kenntnisse war; und eben damals beschäftigte er sich in seiner langen Einsamkeit damit, daß er die botanischen Artikel der Encyclopädie ins italiänische übersetzte. Er ließ mir sogleich eine Wohnung besorgen, und verschafte mir auf der Stelle die Bekanntschaft des Don Francesco Sigmo, eines hiesigen Priesters und Arztes, der mich auf allen meinen Wegen durch die Insel sehr gefällig begleitete. Was aber in Italien ziemlich selten ist, er bat mich zu sich zum Essen so oft ich wollte.

Um keine Zeit zu verlieren, ward ich mit meinem Führer eins, sogleich noch einige Merkwürdigkeiten in der Nähe zu besehn. Diese Insel wird im Sommer wegen vieler Bäder und wegen ihrer Stufe (Oerter, wo warmer feuchter Dunst aus der Erde steigt) von Kranken stark besucht. Weil mich diese besonders interessirten, so besuchten wir alles was sich davon um Lacco befand. Ich werde aber darüber hier meine Beobachtungen nicht anführen; um so weniger, da ein gelehrter und vortreflicher Arzt in Neapel, der Professor Andria, hinlänglich davon gehandelt hat *).

Die

*) Trattato delle Acque minerali di *Nicola Andria*. in 2 Bänden. Die zweite vermehrte Auflage ist 1781 in Neapel gedrukt.

Die Bäder der heil. Restituta waren die nächsten, von der dabeiliegenden Kirche und Kloster also genannt; und liegen am Strande nahe an der See. Sie haben nichts vorzüglich merkwürdiges, daher Hr. Andria sie auch nicht anführet; ihr ziemlich warmes Wasser enthält Kochsalz und Luftsäure. Nicht dabei sind die Aperazioni di S. Restituta, wie man sie mir nannte; eine merkwürdige Stelle am Strande, wo der grobe Seesand, wenn man die obere Lage wegnimt, ohne Wasser zu zeigen, genau denselben Grad der Wärme hat, wie das obige Wasser. Es giebt auch nicht weit davon eine ähnliche Stelle in der See selbst, wo der sandige Boden ganz heiß ist, und das Wasser darüber nur ein wenig mit erwärmt; man bedient sich dieses heißen Sandes zuweilen als einer Art Erdbades. — Von hier stiegen wir auf eine nahe Anhöhe, um die Stufe di S. Lorenzo zu besehen. Sie gehören einem Landmanne, der daneben wohnt und sie den Kranken zum Gebrauche vermiethet. Stufa heißt in diesem Sinne ein Gemach, welches mit warmen feuchten Dunste erfüllet ist. Man hat hier eine Anzahl kleiner Kammern eingerichtet mit Gruben im Boden, aus welchen der warme Dunst zwischen den Lavastükken, woraus diese ganze Anhöhe besteht, hervordringt. In eine solche Grube setzt sich der Mensch nakt, und wird bis an den Hals zugedekt, da also der ganze Leib in einer heißen Dunst-

wolke sitzt *). Es giebt hier noch andre Gruben unter freiem Himmel, über welchen Röhren angebracht sind, damit man einzelne Glieder, Arme und Beine, darin bähen könne. — — Von der Sauberkeit und Schönheit der Bäder auf Ischia läßt sich nicht viel sagen; man denkt darüber hier nicht wie in Deutschland. Manches hiesige Bad sieht einem Keller und zuweilen einem Stalle oder einer Scheune, ähnlicher als einem Bade.

Wir verließen diesen Ort, um noch vor Sonnenuntergang eine andre Anhöhe zu besteigen, die Monte di Vico heißt und die nordlichste Spitze der Insel ausmacht. Die schöne Aussicht ist hier fast der einzige Endzwek, die man aber wegen des rauhen Weges hinan etwas theuer erkaufen muß. Der Nähe halber gingen wir durch die Wohnung eines Landmannes, die schon in einer kleinen Höhe am Berge hinan lag. Mir fielen in diesem Hause vorzügliche Reinlichkeit, Wolstand und gute Ordnung ins Auge. Mein Begleiter erzählte mir, mit sichtbarer Freude an dieser Erinnerung, daß vor zehn Monaten in diesem Hause Ihre Durchl. der Herzog und die Herzogin von Kurland mit ihrem Gefolge gewohnt hätten. Ich hatte da-

*) In der Gegend von Neapel giebt es Stufe, wo der Dunst aus dem Erdboden und Seitenwänden, ohne Gruben, hervordringt; einige waren so heiß, daß ichs kaum einige Augenblikke darin aushalten konnte.

Digitized by Google

damals noch nicht das Glük, welches mir kurz nachher in Pirmont wiederfuhr, diesem fürstlichen Paare bekannt zu seyn; sonst würde ich vom Grunde meines Herzens in seine Lobreden eingestimmt haben. Auch bei dem Landvolke auf der Insel hatte Dasselbe Sein Andenken auf lange Zeit befestigt, durch ein fröhliches Fest, welches Sie diesen Leuten gaben, dessen dankbare Erinnerung noch sehr lebhaft war.

Der Monte di Vico ist einer von den vielen kleinen Vulkanen dieser Insel, der von allen übrigen durch Vertiefungen des Bodens abgesondert ist, und der nicht auf die Rechnung der großen Eruptionen geschrieben werden kann, welche den Epomeo hervorbrachten, sondern seinen Ursprung für sich hat. Diese ganze Anhöhe ist allenthalben, wo es die Beschaffenheit zuließ, mit allerlei Gartengewächsen, türkischem Weizen u. d. gl. bepflanzt. Aber auch an den allerjähesten felsigten Stellen an der Mittagseite, aus denen sich keine Terrassen machen ließen, hat die Natur den Ficus indica häufig gepflanzt, der hier noch größer wächst als bei Neapel. In unsern Gewächshäusern haben die Blätter wol die Größe einer Hand, aber hier sah ich sie wol einer Ellen lang und verhältnißmäßig dik. Die Früchte davon fressen dennoch hier nur die Esel; aber in Sicilien werden sie so wolschmekend, daß Menschen sie essen mögen. Tiefer unten steht Wein, Feigenbäume, und die

Mau-

Mandelbäume fand ich schon in völliger Blüthe und Blättern. — Oben von dieser Höhe genießt man einer angenehmen Aussicht, zwar nur über ein kleines, aber sehr bewohntes und blühendes Stük der Insel; weit sieht man hingegen von der Küste des festen Landes eine große Strekke. Auf der Mitte dieses Berges liegt ein Stein mit einer griechischen Inschrift, die man für sehr alt hält, aus der Zeit, da sich hier eine griechische Kolonie niederließ, die ich aber, weil es Abend geworden war, nicht aufsuchen konnte. Mich verlangte nach der Herberge: und wir gingen daher einen kürzern Weg wieder hinab, der aber so böse und wirklich so gefährlich war, daß ich mich fast nicht unterstand ihn zu gehn.

Es fand sich, daß ich bei einer alten Jungfer einquartirt war, die ihr Haus sehr ordentlich und reinlich hielt, und die man mir schon in Neapel als eine gute, billige und ehrliche Person gerühmt hatte; sie war auch bereit, mir alle Bequemlichkeit zu verschaffen, aber um das Essen bekümmerte sie sich nicht, und doch war ich dessen, nach der Fatigue des Tages, sehr bedürftig. Es sind keine eigentlichen Wirthshäuser auf der Insel: die Badegäste finden zwar Wohnung, müssen aber selbst für die Kost sorgen. Man schafte mir doch noch etwas zusammen; aber weil es Sonntag war, so fehlte es an einem Hauptzweige von Nahrungsmitteln dieses Orts, an Fischen. Doch, indem

ich

ich mich zu Tische setzen wollte, erhielt ich noch was mir fehlte: ein Mönch aus dem benachbarten Kloster, der meine Verlegenheit erfahren hatte, brachte mir einige recht gute Fische, die man Agulia heißt, und von besonderm Ansehn sind, weil sie einen fast schnepfenähnlichen Kopf an dem Leibe eines Aals haben. Mit diesen und meinen mitgebrachten Früchten war mir endlich hinlänglich geholfen.

In manchem Betracht leben die Menschen hier noch ziemlich in der ersten Unschuld, und machen daher mit den bieher kommenden Fremden keine Umstände. Meine Wirthin, Maria la Riccia, mußte das volle Gefühl von ihrer Ehrlichkeit haben (von der mich auch der Prinz versichert hatte), und alle daraus herfließende Zutraulichkeit und Unbefangenheit: denn, indem ich vor dem Essen an einem Tische saß und schrieb, gieng sie in die Ekke des Zimmers, wo meine mitgebrachten Sachen lagen, öfnete alles, nahm ein Stük nach dem andern heraus, betrachtete es von allen Seiten, und legte es ordentlich wieder hin. Unter andern kam sie zu einem Stük Zukker, das sie nicht gleich kannte, weil man sich in Italien gewöhnlich nur des Püderzukkers bedient; sie nahm daher eine kleine Untersuchung vor und lekte ganz treuherzig daran, und nachdem ihre Neugierde befriedigt war, legte sie auch das wieder hin, und setzte alles fein in den vorigen

igen Stand. Hätte ich auch die allerschönsten Sachen bei mir gehabt, so wäre es mir unmöglich gewesen, die gute Maria in ihrem Vergnügen zu stören, sollte sie auch etwas nöthigeres als den Zukker unbrauchbar gemacht haben: denn die Vorstellung von völliger Unbefangenheit und dem wechselseitigen Vertrauen der Menschen unter einander in frühern Zeiten, haben etwas zu Angenehmes für mein Gefühl. Altfränkischer und einfältiger sind hier wol die Menschen als auf dem festen Lande, aber auch unschuldiger und ehrlicher; dazu herrscht hier weit mehr Reinlichkeit und Ordnung in den Häusern als wenigstens in der Stadt Neapel. Etwas Eigenes, Fremdes und Besonderes in dem Wesen der Menschen, bemerkt man allemal beim Eintritt in eine Insel, sie sey groß oder klein: in England wie auf Ischia.

Als ich bei meinem Abendessen war, fand sich das sämtliche Hausgesinde ein, mir Gesellschaft zu leisten, und um sich an ein großes Feuer bekken zu setzen, das nach Landesgebrauch, mitten in der Kammer stand. Unter diesen war eine römische Bürgerfrau mit ihrer Tochter, die von Civita Vecchia nach Neapel reisen wollte, aber hier wegen stürmischer Witterung ans Land steigen mußte. Diese Frau war nur von geringem Stande, und eben nicht wolhabend, obgleich rechtlich gekleidet: daher verwunderte ich mich, als jemand

etwas

etwas in Zweifel zog, das sie behauptet hatte, von ihr, nach einem ernsthaften Stillschweigen, anworten zu hören: Jo sono Romana! (Ich bin eine Römerin!) mit einem Tone, der sagen wollte, man müsse an dem nicht nicht zweifeln, was eine Römerin versichere. Ich sah hieraus, daß doch die Römer noch jetzt nicht ohne allen edlen Nationalstolz sind, und ihn unter Fremden in entferntem Lande noch fühlen, wie sehr sie auch sonst gesunken sein mögen. Denn daß übrigens heutiges Tages der Römernamen nicht sehr ehrenvoll mehr sei, ist bekannt; und das Sprichwort: Roma Santa, popolo cornuto, sagt etwas dahinzielendes.

Der folgende Tag war bestimt, wenn es die Witterung erlauben würde, eine große Tour durch die Insel, und auf den mitten darauf gelegenen hohen Berg zu machen. Damit ich aber den Leser nicht in ein ganz unbekanntes Land führe, so will ich hier vorläufig einen kleinen Begrif von dieser Insel geben. Sie hat im Umkreise etwa 20 italiänische Meilen, also kaum 5 deutsche; und ihre Gestalt ist ohngefähr die eines länglichen unregelmäßigen Vierecks, dessen Winkel den vier Weltgegenden zugekehrt sind. Obwol ein großer Theil derselben steil und felsigt und ganz unbewohnbar ist, so leben doch nicht weniger als zwanzig tausend Menschen darauf. Dieses würde sehr viel scheinen, wenn ich nicht nachher noch

eigen Stä[illegible] von weit größerer Bevölkerung
Sachen [illegible] Procita anzuführen hätte.
möglich [illegible] die Insel Ischia ganz und gar durch
Berg' [illegible] Operationen entstanden und über die
gere [illegible] der See erhoben worden sei, sähe man
der [illegible] diesem Schritte unwidersprechlich, wenn
[illegible] nicht die Geschichte ausser Zweifel setzte; bei
[illegible]chen Stellen kann man so gar sagen, daß
der Vulkan nun erst halb verlöscht sei. Der
große Berg Epopeo *) auf derselben, ist ohne
Zweifel der erste Anfang dieser Insel gewesen, der
älteste Vulkan darauf, so wie bei weitem der
höchste, und hat wol seine Größe der ersten Heftigkeit der Ausbrüche, und dem damaligen großen Vorrathe von Materie in der Tiefe, zu danken. Er hätte noch zu einer ansehnlichern Höhe gelangen können, wenn nicht um ihn her so viele kleine Vulkane entstanden wären, die die Insel vergrößerten, aber ihm Materien entzogen. Diese kleinen Vulkane haben sich vorzüglich an der Mittags- und Morgenseite, zu den Füßen des großen, aufgeworfen, und haben dadurch an dieser Seite die Insel am Ufer unbewohnbar gemacht.

Der

*) Gewöhnlich heißt dieser Berg bei den Insulanern nach dem Namen der darauf angelegten Einsiedelei St. Nicola, auf Karten und in Schriften wird er meistens Epomeo genannt: Hr. Andria findet es, nach Plinius, richtiger ihn Epopeo zu nennen, und ich folge ihm darin.

Boden ist hier so rauh und felsigt gewor-
, daß kein Nutzen daraus zu ziehn ist, und
as Ufer selbst ist oft eine hohe senkrechte Fels-
auer, so daß an dieser Seite keine Schiffahrt
Statt findet. Die Menschen, welche sich daher an
er Mittagsseite zu wohnen begaben, mußten ihre
Städte hoch an dem großen Berge hinauf suchen,
wo sie auch Fläche und Unterhalt fanden, wie die
olge zeigen wird. An der nordlichen und westli-
hen Seite sind wenige von diesen kleinen Volka-
en, und der Boden strekt sich hier etwas sanf-
er gegen den Epopeo hinauf, besonders ist das
Ufer hier öfters flach und zugänglich. Indessen
muß man sich doch auch den Fuß des Berges an
dieser Seite nicht als eine ebene Fläche denken:
die läßt sich nicht erwarten, wo die Natur jemals
unter solchen Konvulsionen arbeitete. Man sieht
hier beständig Erhöhung und Vertiefungen, Risse
und Schlünde, bald Felsen, bald weichere Mate-
rialien, wie es geschehen mußte, wenn sich bald
Lava ergoß, bald andre Eruptionen von Bimstein
Asche und andern Dingen sich anhäuften. Es ist
hier nirgends so viel Fläche, daß man sie zu Akker-
oder Wiesenland gebrauchen könnte; daher ist auf
der ganzen Insel kein Pflug, kein einziges Fuhr-
werk noch Pferd, ausser dem des Prinzen Zuulo,
und nicht einmal ein Schubkarren, keine Kuh und
kein Ochse. Esel und Ziegen und wenige Schweine
sind die einzigen größern Thiere die man hier zieht,

noch ein Beispiel [illegible], die hier allein ihre Nahrung auf der Insel [illegible]schütten auf den Wegen von Ischia.

Daß die [illegible] vulkanische [illegible]er Berg Epopeo unstreitig der erste Fläche de[illegible] Ausbruch auf dieser Insel gewesen [illegible] bei jed[illegible]es auch der den Beschluß machte. Wann auch [illegible] feuerspeiende Berg, und auch wann die kleinen [illegible]mar[illegible]mher, mögen entstanden sein: das liegt weit de[illegible] aller Geschichte hinaus, und darüber läßt [illegible] nicht einmal eine wahrscheinliche Muthmaßung machen. Aber daß sich die letzte Gewalt des Feuers nicht durch einen von den kleinen Vulkanen geäußert habe, sondern durch den Epopeo: das ist ganz sichtbar, und die Geschichte setzt es außer Zweifel. Im Jahre 1302 *) brach aus der Seite des Berges, mit großer Erschütterung und Verwüstung der ganzen Insel, diejenige Lava hervor, welche mir schon neben der Stadt Ischia in die Augen gefallen war; und seitdem ist keine Eruption wieder geschehen. Auch die drei Ausbrüche, welche vor jener die letzten waren: il Rotaro, Monte corro, und Caccavelle, entstanden ebenfalls aus dem Körper des großen Berges. Diese Ausbrüche möchten, wie es Hr. Andria mit Zuziehung der Nachrichten des Strabo wahrscheinlich macht, ohngefähr 300 Jahr nach Erbauung Roms entstanden sein. Da man nun diesen noch jetzt ihre Neu-

heit

*) Villani dell' Istor. Florentina, Lib. 8. Cap. 53.

Digitized by Google

...t: so läßt sich einigermaaßen daraus ab...
...n, wie viel älter die übrigen Ausbrüche, zu
... der Epopee selbst, sein möchte; wiewol die
...zeit hierin nicht alles thut, sondern oft Nebenum-
...stände mitwirken. Man sieht hieraus, wie Volka-
...ne nach und nach auswüten und verlöschen. Aber
daß hier doch in der Tiefe noch nicht alles verlöscht
sei, beweisen die vielen Spuren von Hitze unter der
Erde an Wasser und Dünsten, und die starken Erd-
beben die man zuweilen auf der Insel erfährt. Die
Ausbrüche müssen in alten Zeiten sehr heftig gewe-
sen sein, denn man findet Laven hier die nicht we-
niger als 200 Fuß in der Dikke haben.

Am 13ten Febr. war es zwar meine Absicht, den
Berg zu besteigen; aber das Wetter war, so wie ichs
gestern fürchtete, trübe und drohte Regen. Da-
her beschloß ich auf Rath meines Begleiters, die
bewohnteste Seite der Insel vorzunehmen, nemlich
die nordliche, welche dem festen Lande zugekehrt ist,
und an welcher ich gestern auf der See hergefah-
ren war. — Man hat hier nur zwei Arten zu rei-
sen: entweder zu Fuße, oder per Cavalcatura, das
heißt auf Eseln. Die Wege verstatten nichts an-
ders, weil sie so äußerst eng sind, daß kaum allers-
wärts zwei beladene Esel sich begegnen können, und
die unaufhörlichen steilen Erhöhungen und Vertie-
fungen samt der Rauhigkeit des Bodens würde kein
ander Lastthier aushalten. Diese Art zu reisen,
deren wir uns bedienten, ist zwar nicht die ge-

und auch diejenigen, die hier allein ihre Nahrung finden, und sich schikken auf den Wegen von Ischia fortzukommen.

So wie der Berg Epopeo unstreitig der erste volkanische Ausbruch auf dieser Insel gewesen ist, so war er es auch der den Beschluß machte. Wann dieser feuerspeiende Berg, und auch wann die kleinen umher, mögen entstanden sein: das liegt weit über aller Geschichte hinaus, und darüber läßt sich nicht einmal eine wahrscheinliche Muthmassung machen. Aber daß sich die letzte Gewalt des Feuers nicht durch einen von den kleinen Volkanen geäußert habe, sondern durch den Epopeo: das ist ganz sichtbar, und die Geschichte setzt es auser Zweifel. Im Jahre 1302.*) brach aus der Seite des Berges, mit großer Erschütterung und Verwüstung der ganzen Insel, diejenige Lava hervor, welche mir schon neben der Stadt Ischia in die Augen gefallen war; und seitdem ist keine Eruption wieder geschehen. Auch die drei Ausbrüche, welche vor jener die letzten waren: il Rotaro, Monte corro, und Caccavelle, entstanden ebenfalls aus dem Körper des großen Berges. Diese Ausbrüche möchten, wie es Hr. Andria mit Zuziehung der Nachrichten des Strabo wahrscheinlich macht, ohngefähr 300 Jahr nach Erbauung Roms entstanden sein. Da man nun diesen noch jetzt ihre Neu-

heit

*) Villani dell' Istor. Fiorentina, Lib. 9. Cap. 53.

Digitized by Google

heit ansieht: so läßt sich einigermaaßen daraus abnehmen, wie viel älter die übrigen Ausbrüche, zumal der Epopeo selbst, sein möchte; wiewol die Zeit hierin nicht alles thut, sondern oft Nebenumstände mitwirken. Man sieht hieraus, wie Vulkane nach und nach auswüten und verlöschen. Aber daß hier doch in der Tiefe noch nicht alles verlöscht sei, beweisen die vielen Spuren von Hitze unter der Erde an Wasser und Dünsten, und die starken Erdbeben die man zuweilen auf der Insel erfährt. Die Ausbrüche müssen in alten Zeiten sehr heftig gewesen sein, denn man findet Laven hier die nicht weniger als 200 Füß in der Dikke haben.

Am 13ten Febr. war es zwar meine Absicht, den Berg zu besteigen; aber das Wetter war, so wie ichs gestern fürchtete, trübe und drohte Regen. Daher beschloß ich auf Rath meines Begleiters, die bewohnteste Seite der Insel vorzunehmen, nemlich die nordliche, welche dem festen Lande zugekehrt ist, und an welcher ich gestern auf der See hergefahren war. — Man hat hier nur zwei Arten zu reisen: entweder zu Fuße, oder per Cavalcatura, das heißt auf Eseln. Die Wege verstatten nichts anders, weil sie so äußerst eng sind, daß kaum allerwärts zwei beladene Esel sich begegnen können, und die unaufhörlichen steilen Erhöhungen und Vertiefungen samt der Rauhigkeit des Bodens würde kein ander Lastthier aushalten. Diese Art zu reisen, deren wir uns bedienten, ist zwar nicht die ge-

schwindeste, aber auf einem guten Sattel äußerst sanft, bequem und sicher. Ich konnte während des Reitens, so lange es nicht Berg ab ging, ganz füglich meine kleinen Anmerkungen mit dem Bleistift aufschreiben; und wir ritten ohne die mindeste Gefahr nicht nur die steilsten Wege an Abgründen hin, sondern sogar hohe Treppen auf und ab. Wenn man aber sich nicht zu sehr durch Treiben ermüden will, so gehört bei jedem Esel ein Treiber, der ihn sehr oft mit einem eigenen mit Anstrengung ausgestoßenen Laute zurufft, der auf Ischia fast wie ein höhnisches Ha! klingt, zwischendurch auch mit einem spitzigen Stekken, wie auch wenn die Esel müde werden, zuweilen mit einem Messer antreibt.

Don Francesco Siamo und ich setzten uns früh um 7 Uhr auf unsre Esel, um die Küste der Insel von Io Lacco bis nach der Stadt Ischia zu besehn, die, ob sie gleich nur etwa eine deutsche Meile Weges ausmacht, doch vielerlei Merkwürdigkeiten hat. — Ich übergehe hier die verschiedenen warmen mineralischen Quellen und Stufe, welche ich hier fand, und die kleinen dabei angestellten Versuche; es waren die Acqua della colata, Acqu di Gurgitello, Acqu del Capone, Bagno di Furnello, und Fontana d' Ischia, die selbst Hr. Andria nicht alle anführt. Bei den meisten sind Badeanstalten, von denen allen aber gilt was ich oben davon sagte.

Zuerst kamen wir durch einen kleinen Ort Casa Micciola (gewöhnlich Casa-Mitsch) genannt, der, wie

wie fast alles hier, überaus hübsch gebauet, und stark bewohnt ist; er liegt am Strande; und seine Marina, das ist der Ort wo die Schiffe liegen (denn ein Hafen ist es nicht), war voller Fahrzeuge, und darunter große Schiffe. Am Ufer fand ich den Sand, von welchem man so oft in den Zeitungen geschrieben hat, er enthalte Stahl. Es ist ein Eisensand, aus dem man freilich Stahl machen kann, und er ist sehr reichhaltig. Ich konnte aus einer halben Unze desselben mit dem Magnet so viel hinwegnehmen, daß nur 30 Gran an Quarzsande u. s. w. übrig blieb. Hätten sich nun auch mit dem Magnet noch einige fremde Theile verschleppt, so kann man doch rechnen, daß er wenigstens in 16 Pfunden 13 Pfund reines Eisen, also sehr viel enthalte. Dennoch ist er bisher weder hier noch zu Castel a Mare, wo er auch liegt, benutzet worden.

An dieser Seite der Insel bleibt man beständig bei Wohnungen; links hat man das Meer, und rechts den hohen Berg, an dem sich bis zu einer gewissen Höhe hinan, allerlei Kultur, Häuser, Gärten, Fruchtbäume, Weinberge, Holzung oder vielmehr Buschwerk, zeigen, je nachdem es die oft unterbrochene Gestalt des Bodens zuläßt. Man komt auch zum öftern vor recht artigen Landhäusern vorbei, die den vornehmern und begütertern Einwohnern der Insel, oder sogenannten Galantuomini gehören; denn, wie gesagt, ursprüng-

noch ein Beispiel von weit größerer Verwüstung auf der Insel Procita anzuführen hätte.

Daß die Insel Ischia ganz und gar durch volkanische Operationen entstanden und über die Fläche der See erhoben worden sei, sähe man bei jedem Schritte unwidersprechlich, wenn es auch nicht die Geschichte ausser Zweifel setzte; bei manchen Stellen kann man so gar sagen, daß der Volkan nun erst halb verlöscht sei. Der gröste Berg Epopeo *) auf derselben, ist ohne Zweifel der erste Anfang dieser Insel gewesen, der älteste Volkan darauf, so wie bei weitem der höchste, und hat wol seine Größe der ersten Heftigkeit der Ausbrüche, und dem damaligen großen Vorrathe von Materie in der Tiefe, zu danken. Er hätte noch zu einer ansehnlichern Höhe gelangen können, wenn nicht um ihn her so viele kleine Volkane entstanden wären, die die Insel vergrößerten, aber ihm Materien entzogen. Diese kleinen Volkane haben sich vorzüglich an der Mittags- und Morgenseite, zu den Füßen des grossen, aufgeworfen, und haben dadurch an dieser Seite die Insel am Ufer unbewohnbar gemacht.

Der

*) Gewöhnlich heißt dieser Berg bei den Insulanern nach dem Namen der darauf angelegten Kirche bei St. Nicola, auf Karten und in Schriften wird er meistens Epopeo genannt: Hr. Andria findet es, nach Plinius, richtiger ihn Epopis zu nennen, und ich folge ihm darin.

Der Boden ist hier so rauh und felsigt geworden, daß kein Nutzen daraus zu ziehn ist, und das Ufer selbst ist oft eine hohe senkrechte Felsmauer, so daß an dieser Seite keine Schiffahrt Statt findet. Die Menschen, welche sich daher an der Mittagsseite zu wohnen begaben, mußten ihre Städte hoch an dem großen Berge hinauf suchen, wo sie auch Fläche und Unterhalt fanden, wie die Folge zeigen wird. An der nordlichen und westlichen Seite sind wenige von diesen kleinen Volkanen, und der Boden strekt sich hier etwas sanfter gegen den Epopeo hinauf, besonders ist das Ufer hier öfters flach und zugänglich. Indessen muß man sich doch auch den Fuß des Berges an dieser Seite nicht als eine ebene Fläche denken: die läßt sich nicht erwarten, wo die Natur jemals unter solchen Konvulsionen arbeitete. Man sieht hier beständig Erhöhung und Vertiefungen, Risse und Schlünde, bald Felsen, bald weichere Materialien, wie es geschehen mußte, wenn sich bald Lava ergoß, bald andre Eruptionen von Bimstein Asche und andern Dingen sich anhäuften. Es ist hier nirgends so viel Fläche, daß man sie zu Akker- oder Wiesenland gebrauchen könnte; daher ist auf der ganzen Insel kein Pflug, kein einziges Fuhrwerk noch Pferd, ausser dem des Prinzen Zurlo, und nicht einmal ein Schubkarren, keine Kuh und kein Ochse. Esel und Ziegen und wenige Schweine sind die einzigen größern Thiere, die man hier zieht,

und auch diejenigen, die hier allein ihre Nahrung finden, und sich schicken auf den Wegen von Ischia fortzukommen.

So wie der Berg Epopeo unstreitig der erste volkanische Ausbruch auf dieser Insel gewesen ist, so war er es auch der den Beschluß machte. Wann dieser feuerspeiende Berg, und auch wann die kleinen umher, mögen entstanden sein: das liegt weit über aller Geschichte hinaus, und darüber läßt sich nicht einmal eine wahrscheinliche Muthmassung machen. Aber daß sich die letzte Gewalt des Feuers nicht durch einen von den kleinen Volkanen geäußert habe, sondern durch den Epopeo: das ist ganz sichtbar, und die Geschichte setzt es ausser Zweifel. Im Jahre 1302,*) brach aus der Seite des Berges, mit großer Erschütterung und Verwüstung der ganzen Insel, diejenige Lava hervor, welche mir schon neben der Stadt Ischia in die Augen gefallen war; und seitdem ist keine Eruption wieder geschehen. Auch die drei Ausbrüche, welche vor jener die letzten waren: il Rotaro, Monte corro, und Caccavelle, entstanden ebenfalls aus dem Körper des großen Berges. Diese Ausbrüche möchten, wie es Hr. Andria mit Zuziehung der Nachrichten des Strabo wahrscheinlich macht, ohngefähr 300 Jahr nach Erbauung Roms entstanden sein. Da man nun diesen noch jetzt ihre Neu-

heit

*) Villani dell' Istor. Fiorentina, Lib. 8. Cap. 53.

heit ansieht: so läßt sich einigermaaßen daraus abnehmen, wie viel älter die übrigen Ausbrüche, zumal der Epopeo selbst, sein möchte; wiewol die Zeit hierin nicht alles thut, sondern oft Nebenumstände mitwirken. Man sieht hieraus, wie Vulkane nach und nach auswüten und verlöschen. Aber daß hier doch in der Tiefe noch nicht alles verlöscht sei, beweisen die vielen Spuren von Hitze unter der Erde an Wasser und Dünsten, und die starken Erdbeben die man zuweilen auf der Insel erfährt. Die Ausbrüche müssen in alten Zeiten sehr heftig gewesen sein, denn man findet Laven hier die nicht weniger als 200 Fuß in der Dikke haben.

Am 13ten Febr. war es zwar meine Absicht, den Berg zu besteigen; aber das Wetter war, so wie ichs gestern fürchtete, trübe und drohte Regen. Daher beschloß ich auf Rath meines Begleiters, die bewohnteste Seite der Insel vorzunehmen, nemlich die nordliche, welche dem festen Lande zugekehrt ist, und an welcher ich gestern auf der See hergefahren war. — Man hat hier nur zwei Arten zu reisen: entweder zu Fuße, oder per Cavalcatura, das heißt auf Eseln. Die Wege verstatten nichts anders, weil sie so äußerst eng sind, daß kaum allerwärts zwei beladene Esel sich begegnen können, und die unaufhörlichen steilen Erhöhungen und Vertiefungen samt der Rauhigkeit des Bodens würde kein ander Lastthier aushalten. Diese Art zu reisen, deren wir uns bedienten, ist zwar nicht die geschwinn

schwindeste, aber auf einem guten Sattel äußerst sanft, bequem und sicher. Ich konnte während des Reitens, so lange es nicht Berg ab ging, ganz füglich meine kleinen Anmerkungen mit dem Bleistift aufschreiben; und wir ritten ohne die mindeste Gefahr nicht nur die steilsten Wege an Abgründen hin, sondern sogar hohe Treppen auf und ab. Wenn man aber sich nicht zu sehr durch Treiben ermüden will, so gehört bei jedem Esel ein Treiber, der ihn sehr oft mit einem eigenen mit Anstrengung ausgestoßenen Tone zurufft, der auf Ischia fast wie ein höhnisches Ha! klingt, zwischendurch auch mit einem spitzigen Stekken, wie auch wenn die Esel müde werden, zuweilen mit einem Messer antreibt.

Don Francesco Siamo und ich setzten uns früh um 7 Uhr auf unsre Esel, um die Küste der Insel von Io Lacco bis nach der Stadt Ischia zu besehn, die, ob sie gleich nur etwa eine deutsche Meile Weges ausmacht, doch vielerlei Merkwürdigkeiten hat. — Ich übergehe hier die verschiedenen warmen mineralischen Quellen und Stufe, welche ich hier fand, und die kleinen dabei angestellten Versuche; es waren die Acqua della colata, Acqu di Gurgitello, Acqu del Capone, Bagno di Furnello, und Fontana d' Ischia, die selbst Hr. Andria nicht alle anführt. Bei den meisten sind Badeanstalten, von denen allen aber gilt was ich oben davon sagte.

Zuerst kamen wir durch einen kleinen Ort Casa Micciola (gewöhnlich Casa-Mitsch) genannt, der, wie

Digitized by Google

wie fast alles hier, überaus hübsch gebauet, und stark bewohnt ist; er liegt am Strande; und seine Marina, das ist der Ort wo die Schiffe liegen (denn ein Hafen ist es nicht), war voller Fahrzeuge, und darunter große Schiffe. Am Ufer fand ich den Sand, von welchem man so oft in den Zeitungen geschrieben hat, er enthalte Stahl. Es ist ein Eisensand, aus dem man freilich Stahl machen kann, und er ist sehr reichhaltig. Ich konnte aus einer halben Unze desselben mit dem Magnet so viel hinwegnehmen, daß nur 30 Gran an Quarzsande u. s. w. übrig blieb. Hätten sich nun auch mit dem Magnet noch einige fremde Theile verschleppt, so kann man doch rechnen, daß er wenigstens in 16 Pfunden, 13 Pfund reines Eisen, also sehr viel enthalte. Dennoch ist er bisher weder hier noch zu Castel a Mare, wo er auch liegt, benutzet worden.

An dieser Seite der Insel bleibt man beständig bei Wohnungen; links hat man das Meer, und rechts den hohen Berg, an dem sich bis zu einer gewissen Höhe hinan, allerlei Kultur, Häuser, Gärten, Fruchtbäume, Weinberge, Holzung oder vielmehr Buschwerk, zeigen, je nachdem es die oft unterbrochene Gestalt des Bodens zuläßt. Man komt auch zum öftern vor recht artigen Landhäusern vorbei, die den vornehmern und begüterten Einwohnern der Insel, oder sogenannten Galantuomini gehören; denn, wie gesagt, ursprüng-

chen Adel giebt es auf Ischia gar nicht. Galantuomo will ohngefähr so viel sagen als das englische private Gentleman; ein Mann der von seinen Gütern oder Mitteln, ohne andern eigentlichen Erwerb, anständig lebt. Solcher Leute giebt es hier sehr viel, und sie wohnen mehrentheils an den größern Orten, bringen aber Frühling und Herbst in den Landhäusern zu; denn gegen die Sommerhitze verkriecht man sich in Italien in die meistens, und schon von Alters her, dunkel gebauten, folglich kühlern Städte.

Auf unserm Wege besahen wir zunächst Cava Umbrasco. Dieses ist ein Riß zwischen zwei sehr hohen Felsenwänden, die sich wol ehemals berührt haben, und etwa durch ein Erdbeben, oder beim Erkalten der heißen Materie, von einander wichen, zwischen denen jetzt ein heißer Bach hervorrinnt. Ich wollte so tief als möglich hineindringen; als ich aber ohngefähr hundert Schritt darin gemacht hatte und wegen der schiefen Wände den Himmel nicht mehr sehn konnte, da die Spalte eng wurde und durch die hervorstehenden Felsecken beschwerlich, auch das warme Wasser mir durch die Stiefeln brannte, und ich immer tiefer in den Treibsand sank, den es heraus spülte: so mochte ich diesen Weg zu den Eingeweiden des Vulkans nicht weiter verfolgen.

Cava del Tamburro, nicht weit von jenem, war ein andrer Gegenstand meiner Neugierde. Man

hat

hat: dieser Stelle den Namen gegeben, weil hier beständig ein Getöse gehört wird, als ob man einen etwas langsamen Wirbel auf einer Trommel schlüge. Bei näherer Aufmerksamkeit hört man durch eine Oefnung, die aber kein Wasser ausläßt, daß dieses Geräusch vom Wasser herkomme; es hat Aehnlichkeit mit dem heftigen Sieden des Wassers in einem großen hohl klingenden Gefäße: daher auch gewöhnlich geglaubt wird, das Wasser koche wirklich. Aber weder hier, noch in den Campis phlegræis bei Neapel, wo man dieses Phänomen an den Quellen der Pisciarellen weit stärker, nur nicht im Wirbel hört, ist das Wasser bei weitem nicht siedend heiß. Freilich sind es auch hier aufsteigende Blasen, die das Getöse verursachen; aber sie entstehen nicht vom Sieden, sondern von andern Operationen, und enthalten schwerere elastische Flüssigkeiten, als die leichten Feuer- oder Dunstblasen, welche von der Hitze beim Kochen aufsteigen.

Etwas weiter hin ist der Lago d' Ischia, ein kleiner hübscher See dicht am Ufer des Meeres, der auch den Ausfluß dahinein unmittelbar hat. Augenscheinlich ist dieser See nichts anders als der Krater eines eingestürzten Volkans. Der König von Neapel hat nahe dabei ein kleines Landhaus, und kommt zuweilen hieher, um auf diesem See, der viel Fische hat, nicht auf den Fischfang, sondern auf die Fischjagd zu gehn. Er liebt be-

kanntlich die Jagd über alle Maassen, und hat sich daher vielleicht auch eine ähnliche Ergötzung auf dem Wasser verschaffen wollen; es mag aber auch sein, daß der Gebrauch älter ist. Die Jagd besteht darin, daß man auf dem See in kleinen Schiffen herumfährt, und, da das Wasser sehr klar ist, nach den Fischen mit Wurfspießen wirft; ohngefähr so, wie Cook von den wilden Bewohnern der Botany Bay in Neuholland erzählt.

Die letzte Merkwürdigkeit, bevor wir die Stadt Ischia erreichten, war die Stelle, wo man über die neueste Lava hin muß, deren ich vorhin unter dem Namen le Cremate oder l'Arso erwähnte. Ohngrachtet diese Lava hier nun schon nahe an 500 Jahr liegt, so sieht sie doch noch frischer aus, als die meisten ganz neuen Laven, die man am Vesuv findet, wenn ich die ausnehme, welche ganz oben im alten Krater ist. Die Vegetation hat hier noch fast gar keine Fortschritte gemacht, und wenn der menschliche Fleiß ihr nicht zu Hülfe kommt, so könnte alles hier noch lange in dem nemlichen Zustande bleiben. Ich sah indessen doch, daß man anfängt darauf zu denken. An einem Orte räumte man das rauheste ein wenig ab, legte es als eine Art Befriedigung umher, und führte auf Eseln ein wenig Erde auf die geebnete Stelle, um einen ganz kleinen Garten davon zu machen. Dieser Lavastrom hat eine beträchtliche Breite, doch erinnere ich mich nicht mehr, ob ich ihn auf 6 bis 700

Schritt

Schritt ohngefähr rechnen kann; seine Länge beträgt, von dem Schlunde, woraus er hervorbrach, bis ins Meer hinab eine deutsche Viertelmeile. Die große Rauhigkeit und Härte dieser Lava, ihre vielen Spitzen, Ekken und Löchrigkeit, ihre schwarzgelbe Bronzefarbe und der Mangel alles Pflanzenlebens dazwischen, giebt ihr ein greulicheres, wüsteres und convulsivischeres Ansehn als die Lava an den mehrsten andern Orten hat. Es ist nur ein sehr schmaler Weg dadurch gebahnt, und auch darauf fühlt man bei jedem Fußtritt, auf was für einer harten schnöden Materie man geht. Die Ursach, warum am Vesuv die Lava mehrentheils weniger entsetzlich aussieht, und viel geschwinder Pflanzen trägt und fruchtbar wird, liegt darin, daß sie dort bald mit einer schönen fruchtbaren vulkanischen Asche bedekt wird, welches hier nicht geschehen ist.

Von dieser schrecklichen Oede steigt man ein wenig abwärts, und kömmt bald an die Stadt Ischia. Sie ist artig gebauet und sehr bewohnt; denn sie hat in einem kleinen Umfange 4000 Menschen. Das Pflaster ist hier eben so schön als in Neapel und in allen Städten Kampaniens; es besteht aus lauter platten regelmäßig viereckigen Steinen, die sämmtlich aus einer gewissen alten hierzu besonders brauchbaren Lava des Vesuvs geholt werden. In dieser Stadt wohnt der Gouverneur der Insel, und der Bischof, der hierher

ständig lebt, und der auch nicht reich genug wäre, um mit Anstande in Neapel zu sein; denn sein ganzes Einkommen beläuft sich ohngefähr nur auf 2000 Neap. Dukaten (oder eben so viel Thaler). Es sind hier drei vom Publikum bestellte Aerzte, die aber nur wenig Besoldung, von 60 bis 100 Neap. Dukaten haben. Von den drei Apotheken, die hier sind, besuchte ich eine, die ich noch ziemlich leidlich fand. Freilich viel alte Kompositionen und unsäglich viel Theriak, den man durch ganz Italien in unglaublicher Menge aus der Hand verkauft; indessen fand ich auch manche gute Dinge. Ueberhaupt sind die italiänischen Apotheken schlecht bestellt, aber eine überaus große Ordnung und Reinlichkeit herrscht darin. Wahrscheinlich hat man diesen Umstand den Mönchen zu danken. Die meisten und vornehmsten Apotheken in den Städten von Italien gehören Mönchen, und stehen in den Klöstern; und sie haben dadurch ihren pünktlichen Mönchsgeist. Denn äußerst sauber und ordentlich fand ich alle italiänischen Klöster, die ich sah) in das Apothekenwesen gebracht, wozu er nicht übel paßt. Auch an diesem kleinen Orte hatte der Apotheker seine Boutique nicht in seinem Hause, sondern wohnt davon entfernt: welches für die, welche bei Nacht Arzenei nöthig haben, schlimm ist. Aber diese ganz allgemeine Gewohnheit, daß fast Niemand in dem Hause wohnt, wo seine Boutique ist, scheint mir eine

wahre Alterthümer in Italien; denn man sieht in Pompeji, daß es die Alten eben so hielten.

Vorzüglich verlangte mich hier, das so sonderbar gelegene Kastell zu sehn, das mir schon von der See ab so sehr in die Augen gefallen war. Indessen man unsre Esel fütterte, machten wir uns zu Fuße auf den Weg dahin. Es liegt auf einem oben spitzig abgerundeten und an einer Seite überhängenden Felsklumpen, der vermuthlich auch der Rest eines kleinen Volkans ist. Es mag etwa 4 bis 500 Schritt von dem Lande ab frei in der See liegen, und hänge vermittelst eines langen Dammes und Brükken mit der Stadt zusammen; welcher Damm, so kostbar er auch sein mag, doch nicht so hoch ist, daß die Wellen nicht darüber wegschlügen, wenn die See unruhig ist. Man steigt durch verschiedene Thore die Anhöhe hinauf; und zuweilen hat man den Weg durch den Felsen, einen ziemlich harten Tofstein, arbeiten müssen, so daß es einen bedekten Weg zu steigen giebt. Der Aufgang ist ziemlich steil und mühsam, und demohngeachtet ist der ganze Felsen voller Wohnungen von Privatpersonen. Es war mir unbegreiflich, wie man an einem so ungelegenen beschwerlichen Orte wohnen mag. Inzwischen wer hier einmal sein ererbtes Haus hat, wird es lieber bewohnen wollen, als ein anderes haben. Einige von diesen Häusern haben so gar kleine Gärtchen. Es mögen wol sechzig bis siebenzig Häuser an dem

Fels sein

sem Felsen hängen, die von unten zum Theil sonderbar, und einige recht gefährlich aussehn; ein Erdbeben möchte ich in manchem dieser Gebäude nicht gern erleben. Beinahe an der Spitze liegt die Kathedralkirche, ein altes Gebäude ohne irgend eine Schönheit, und dabei der alte nunmehr ganz verlassene Pallast des Bischofs, der sich itzt unten in die Stadt zu wohnen begeben, wo die Kanonici immer wohnten. Etwas höher liegt ein Franziskanerkloster, und ganz oben ist endlich die Citadelle. Man erhält von dem kommandirenden Offizier die Erlaubniß hinauf zu steigen, wird aber beständig von einem Soldaten begleitet, weil oben die Gemächer für die Staatsgefangenen sind, die man von Neapel oft hieher schikt, und die hier schwerlich entwischen können. Man schikt aber dahin nicht so wol schwere Verbrecher, als vielmehr solche, denen die Gefangenschaft eine Strafe sein soll. Es hatte hier länge ein Kavalier aus Neapel gesessen, dessen Verbrechen darin bestand, daß er in der Karnevalszeit, wo die Masken sich aus dem Wagen mit Dragées, oft nicht sanft, zu werfen pflegen, den Muthwillen oder vielmehr die Bosheit hatte, die Menschen mit überzukerten Bleikugeln zu werfen, und sich sonst manche tükische Betrug. Jezt waren wenige hier.

Man genießt von dieser Höhe einer hübschen Aussicht nach verschiedenen Seiten, sowol auf die untern Theile dieses sehr bewohnten Felsens, als auch

auch über die Stadt Ischia, einen Theil der Insel, und gegen die von hier nicht weit entfernte Insel Procida. Ich bemerkte hier von oben eine Art Dach in einer Kapelle, wie ich noch keins gesehen hatte. Es war weder das platte italiänische noch das spitzige nordische, sondern ein gewölbtes, das fast den Abbildungen von gewissen Otaheitischen Gebäuden gleich und eine artig ins Auge fallende Façade hatte.

Sechzig bis siebenzig Soldaten bewachen dieses Fort, und sie werden alle Monat von Neapel aus abgelöset. Aber im Winter, sagte man mir, müssen sie wegen anhaltend schlechter Witterung, zuweilen zwei Monat bleiben. Es war einer der unruhigsten Monate, und es fing gerade ziemlich an zu regnen und zu wehen, so daß ich wegen meiner Rükreise ein wenig in Sorgen gerieth. Indessen sagte man mir zu einigem Trost, daß noch kurz vorher ein Ischianischer galant-huomo von Neapel per terra (zu Lande) angekommen sei, und daß auch auf diesem Wege, wenn das Wetter mäßig unruhig wäre, meine Rükreise möglich wäre. Von einer Insel per terra zu reisen, kam mir sehr künstlich vor; aber in der Erklärung nimmt man das Wort so gar genau nicht. Man setzt sich bei der Stadt Ischia zu Schiffe, und hat von da nur eine kurze Ueberfahrt von einer halben Stunde nach Procida, geht der Länge nach über diese Insel, setzt sich am andern Ende wieder ein, und fährt wieder in einer halben Stunde an die Spitze des festen Landes. Dieses mindert zwar

die

die Gefahr der Ueberfahrt, über man muß allemal über die See, und ein Märtirer der Bäder und Seitenhelten von Ischia hatte ich nicht Lust zu werden. Diese Betrachtungen vergällten mir mein Vergnügen ein wenig.

Der Regen fing an die Aussicht zu hindern, da her suchten wir den Rükweg; und weil Anschein da war daß dieser Schauer bald vorüber gehn werde, so suchten wir ein Obdach, und erwählten dazu, um zugleich unsre Neugierde zu befriedigen, den bischöflichen Pallast. Wir kamen in ein großes altes wüstes und leeres Gebäude, das höchst baufällig und verfallen war, und worinn wir zulezt nach langem Suchen, eine junge, artige, freundliche und lebhafte Neapolitanerinn entdekten, die einen Geistlichen bei sich hatte. Sie schien mir etwas sehr frohes in ihrem Gesichte zu haben, und war sehr willig uns das ganze große Haus zu zeigen, in welchem nichts merkwürdiges war als eine große Menge leerer Zimmer, deren Gebrauch für einen einzelnen Mann nicht leicht einzusehn ist. Eins der Zimmer ging so in die Kirche hinein, daß der Bischof darin gegenwärtig sein konnte ohne bemerkt zu werden, und ungesehn seine Andacht haben, oder auch seiner Neugierde Genüge thun konnte. — Indessen hatte der Regen ein wenig nachgelassen, und wir verließen dankbar das Frauenzimmer, nicht ohne daß ich gern gewußt hätte wer sie sei. So bald wir allein waren, konnte mich mein

Be-

Begleiter hierüber befriedigen, weil er seinen Amtsbruder darum befragt hatte. Sie war die Frau eines Lieutenants aus Neapel, der seit einiger Zeit oben auf der Vestung gefangen saß, und dem sie hieher nachgefolgt war; sie hatte sich in dieses alte verwünschte Schloß zu wohnen begeben, weil sie hier am nächsten bei ihrem Manne war. Aber, was ihr freudiges Wesen erklärte: ihr Mann hatte seit drei Tagen seine Erlassung, und sie warteten nur auf gut Wetter um abzureisen. Nachdem was ich in Italien vom ehelichen Leben gehört hatte, lag die Reflexion ziemlich nahe: daß manche Frau, zumal aus den bessern Ständen, ihrem Manne wohl nicht nach Ischia gefolgt, sondern lieber mit dem Freunde zu Hause geblieben wäre.

Wir thaten noch einen kleinen Blik in den Garten des Bischofs, der voller schönen Orangen war, und stiegen sodann hinab. Alles Wasser das man auf diesem Felsen hat, ist blos Cisternenwasser.

Es war Mittag vorbei, als wir wieder in die Stadt kamen, und uns hungerte sehr, zumal aber meinen Begleiter, der noch ganz nüchtern war, weil er, als Meßpriester, niemals vor Mittag das mindeste genoß, damit es ihm in den Fällen wo er spät Messe zu lesen hatte, nicht beschwerlich sei so lange zu warten. Es würde zu lange gedauert haben bis wir nach Lacco zurük kamen; aber in dieser sonst so artigen Stadt ein Mittagsessen zu finden, war unmöglich. Die Italiäner sind überhaupt

nicht

Digitized by Google

nicht für Provisionen, und auf einer so kleinen Insel findet man eben keine Gasthäuser. Es blieb uns also nichts übrig als in eine Boutique zu gehn, wo Aepfel und Kastanien feil waren, und unsern Hunger damit zu stillen. Ich dachte: an einem Orte wo es nicht schimpft, auf einem Esel durch die Stadt zu reiten, sei es auch wohl nicht unanständig an der Straße zu essen.

Wir bestiegen sodann wieder unsre Esel, und ritten bei abwechselndem starken Regen, Wind und Sonnenschein auf dem vorigen Wege zurück. Ein paar sehr schöne Façaden von Kirchen fielen mir durch ihre einfachen und edlen Verzierungen ins Auge, wie man sie in unserm unarchitektonischen Niederdeutschland nirgends sieht, und in Italien in allen Winkeln. Gewöhnlich sind sie hier ganz weiß und werden sauber gehalten. Das Dach der Kuppel auf der Kirche del purgatorio, nahe bei Ischia, kam mir besonders artig vor. Es bestehet aus farbigten glasurten flachen Ziegeln, aber sie sind hier nicht so bunt gelegt, wie an andern Orten die Weise ist, und wo man dadurch die gute Wirkung hindert. Diese hier sind grün und gelb, und so gelegt, daß die breitern grünen Felder von schmalen gelben Streifen, von der Spitze nach unten, durchschnitten und eingefaßt werden, welche hierdurch sonderlich wenn die Sonne darauf scheint, wie Gold zwischen dem Grün aussehen; ich erinnere mich

Digitized by Google

mich nicht, irgendwo etwas ähnliches gefunden zu haben.

Um drei Uhr kamen wir wieder in Lakko an. Der Prinz Zurlo hatte uns, falls wir auf den Berg reisen würden, zum Abendessen eingeladen; da er aber erfuhr, daß wir eine kürzere Reise vorgenommen, so erwartete er uns zu Mittage, und ließ uns sogleich bei unsrer Zurükkunft zu sich bitten. — In der Gefahr, worin ich mich befand, bei dem eingefallenen schlechten Wetter eine Weile auf der Insel bleiben zu müssen, war es ein wahrer Trost für mich, hier einen so guten freundlichen und aufgeklärten Mann zu finden. Dennoch sah ich nicht ohne Betrübniß ein entsetzlich ungestümes Wetter und das Wüten des Meeres sich erheben, welches ich vom Tische ab durch die Fensterthür des Zimmers wahrnehmen konnte. Man ist immer gar zu geneigt, eine üble Lage, worin man sich eben befindet, mit einer möglichen bessern zu vergleichen, und sollte sich vielmehr Mühe geben, eine schlimmere als möglich zu denken. Ich sagte mir wohl, wie äußerst wünschenswerth ich meine jetzige Lage ansehn würde, wenn ich, anstatt hier ruhig und sicher zu sitzen, während dieses fürchterlichen Ungewitters in einem Schiffe wäre, und auf der tobenden See herumgeworfen würde. Aber das war nun einmal nicht, und ich hatte nothwendig bald in Neapel zu thun; daher ward mein Mißvergnügen durch die

Bemühung der Philosophie nur wenig gemindert. Mir fiel wieder ein, daß Hr. Tissot es mir als den einzigen Grund anführte, warum er Ischia nicht gesehn habe: weil man im Winter Gefahr laufe, 14 Tage da gefangen zu sein, welcher er sich nicht aussetzen wollen. Alles Ansehn dazu war für mich da, und ich faßte beinahe den Entschluß, mich nie wieder dem unsichern Wasser anzuvertrauen.

Eine angenehme Bekanntschaft, die ich hier machte, trug nicht wenig bei, mich aufzuheitern. Es war ein Geistlicher aus Kalabrien, ein Mann von feiner Seele und von vielen Kenntnissen, der in Neapel durch seine Gedichte bekannt ist. Er hielt sich hier einer Krankheit halber auf, gegen welche er die Bäder brauchte; er besuchte den Prinzen oft, und war wirklich ein Gesellschafter, wie man sich ihn nur in der volkreichsten Stadt wünschen konnte, folglich eine rechte Fundgrube an einem so einsamen Orte. Don Antonio Jerokades war sein Name. Deutschland war ihm nicht so unbekannt als es vielen Italiänern ist; er hatte zwar Hallers und Geßners Gedichte nur in französischen Uebersetzungen gelesen, aber hatte doch einen Begrif von der deutschen Dichtkunst, ihren Vorzügen und ihren Schwierigkeiten. Er wußte, daß die deutschen Verse, außer dem gewöhnlichen Reim der neuern Sprachen, auch ein Sylbenmaaß hätten, wie die alten, welches anderen fehlte. Um uns eine Freude

zu

zu machen, ließ er, auf des Prinzen Bitte, seine Mandoline holen, und sang mit angenehmer Stimme eine Opernarie darein. Als er fertig war, fragte er mich: wie mir die Musik gefalle? Ich antwortete: sie sei sehr schön, und überaus rührend, wie es der Inhalt dieser Arie fordere; denn es waren Klagen über die Entfernung vom Geliebten aus der Oper Dido. „Es wundert mich nicht, daß Ihnen „die Musik gefällt, sagte er; denn sie ist von Ihrem „Landsmanne Schuster, den wir auch sehr hoch „achten". — Man muß in einer ähnlichen Lage gewesen sein, entfernt vom Vaterlande und von den Personen, durch die es uns theuer ist, in einiger Verlegenheit, etwa auf einer Insel, ungewiß wegen der Rükkehr: um sich die Gefühle vorzustellen, die solche kleine Erinnerungen an die Heimat hervor bringen, und um zu begreifen, wie man sich aus dem schönsten Klima ins traurige Norden zurük sehnen könne.

Wir blieben ziemlich lange beisammen; und da ich erfuhr, daß Don Antonio ein genauer Freund des bekannten Sammlers eines Musei Volcanici des Vesuvs, des Don Gaetano de Bottis in Neapel sei, so bat ich ihn um eine Empfehlung an selbigen. Ich versprach ihm dagegen etwas von einer ganz andern Natur, nemlich eine Abschrift von dem, mit so außerordentlicher Salbung geschriebenen, lateinischen Trinklied eines engländischen Geistlichen aus dem

eilften Jahrhundert *), worauf ihn die wenigen Zeilen, deren ich mich erinnerte, neugierig machten. Er hielt schon sein Wort am folgenden Tage auf eine geistreiche Weise, indem er mir, statt des Empfelungsschreibens, eine ofne Epistel in italiänischen Hexametern, an seinen Freund schikte, die mich beschämte und sehr günstig wirkte als ich sie übergab. Ich konnte dagegen mein Versprechen erst lange nachher von Hanover aus erfüllen.

Das Ungestüm der Wetters war am Abend außerordentlich, und es blieb mir wenig Hoffnung übrig, am folgenden Tage etwas vornehmen zu können; indessen machte ich doch alle Anstalten dazu.

Die Insel Ischia soll dem Könige ohngefähr 100,000 Neapolitanische Dukaten, deren 2 ½ einen holländischen Dukaten ausmachen, eintragen; es scheint mir aber fast zu viel. Das hauptsächlichste Produkt, das verführt wird, ist der Wein, der sehr gut ist und viel Feuer hat; er ist roth wie der meiste Wein in Italien, und hat einige Aehnlichkeit mit dem Burgunder; doch ist er süßlicher. Man rechnet, daß ohngefähr 50,000 Tonnen ausgeführt werden, deren jede 10 Neap. Duk. werth ist. Fast aller dieser Wein wächst an der südlichen Seite der Insel, und nur da allein wächst der gute. Er verbeßert

*) Vor einigen Jahren stand es im deutschen Museum, und Hr. Bürger hat es seitdem in vollem Geiste des Originals nachgeahmt.

Digitized by Google

beßert sich sehr durch das Verführen, und geht am meisten nach Genua, aber auch nach Terracina für Rom, und nach Neapel; ich sah Weinkäufer umher ziehn, die den Bauren ihre Vorräthe abkauften. Wenn 500,000 Duk. für den Wein gewonnen werden, so rechnet man, daß für Oel, Mehl, Käse und Fleisch, welches alles hier gänzlich fehlt, die Hälfte davon wieder fortgehe; Kleider, Leinwand, und alle übrigen Bedürfnisse möchten wol nicht 100,000 D. für den König übrig laßen. Der Zoll trägt 16000 Duk; und der Thunfischfang soll auch etwas beträchtliches einbringen.

Unter den Weibern sah ich eben keine schöne Physiognomieen, aber auch keine besonders häßliche; sie sind bräunlich, nicht groß, etwas untersezt, und rund von Gesicht; die Augen sind mehrentheils schön feurig und voller Ausdruk, zuweilen auch wol etwas verbuhlt. Sie tragen eine Art lang herunterhängende Ohrringe, die gut stehn, und außer Hause einen sonderbaren Kopfputz oder ofnen Schleier, der aus einem viereckigen Stük durchsichtig weißer und grober Hanfleinwand oder Gaze besteht, das 5 Palmen lang und 3 breit ist, und oben auf dem Kopfe wie eine Serviette zusammengefaltet ist, hinten aber frei herabhängt.

Eine sehr große Anzahl Geistliche bemerkte ich hier überall, die jedoch keine Mönche waren. Da nun aber jede Gemeine nur einen Geistlichen hat, ihren Pfarrherrn oder Parochus, so begrif ich nicht,

wozu jene alle hier dienten. Weil überhaupt ein Geistlicher in allen katholischen Ländern ein großes Ansehn bei dem Volke hat, und gewiß auf einer kleinen Insel, wo gar kein Adel ist, der sie niederdrükken oder verdunkeln könnte, noch mehr als anderswo: so trachten mehrere nach diesem Stande, als man braucht; mancher mag hierin auch wol nur seine frommen Absichten befolgen. Diese Geistlichen hier sind aber keine Abbaten, die man so häufig in allen großen Städten findet, und wozu man sich selbst macht, wenn man seine Haare rund frisirt und zuweilen einen schwarzen Rok und kurzen Mantel trägt, ohngeachtet man Frau und Kinder hat und weltliche Geschäfte treibt, und ohngeachtet man, wie der berühmte Abbé Fontana in Florenz, die geistliche Kleidung wieder abgelegt hat und Haarbeutel trägt, der dem ohngeachtet immer Abt heißt. Die Geistlichen auf Ischia sind wirkliche Weltgeistliche, die Weihen haben; und viele sind Meßpriester. Auf Ischia ist das Trachten nach dem geistlichen Stande auch deswegen größer als anderswo, weil hier die vielen galant-huomini sind, deren jüngere Söhne nicht wissen was sie anfangen sollen. Gegen den Kriegsstand haben alle eine gänzliche Abneigung; Aerzte und Advokaten können nicht viele sein: also ist ihnen, wenn sie in ihrem Vaterlande bleiben wollen, welches sie gewöhnlich wollen, nichts anders übrig als entweder Mönche oder Weltgeistliche zu werden. Die Meisten erwählen

das

das letzte, obwol sie gar kein Einkommen davon haben; und in ihrer Lage, da sie doch nicht heirathen können, ist es auch das Beste. Damit aber kein Geistlicher, wenigstens nicht aus Mangel, schlechte Streiche mache: so ist verordnet, daß jeder, der in diesen Stand aufgenommen sein will, vorher ein Eigenthum von wenigstens 700 Dukaten darthue. Mit den Einkünften davon, und mit der Beihülfe ihrer Freunde und Verwandte, müssen viele sich ihr Lebelang behelfen, weil nicht alle so glüklich sein können, eine Pfarre zu erhalten. Sie lesen in irgend einer von den vielen kleinen Kirchen ab und zu Messe, und unterwerfen sich dem Lesen des Brevier und allem übrigen Zwange der Geistlichen, damit sie nur den Namen und Charakter haben. — Mein Führer, Don *) Francesco Siamo, war in einem außerordentlichen Falle, neben einem solchen leeren Priesterthume das Amt eines wirklichen promovirten und in Lacco bestellten Arztes zu haben. Hierzu braucht es aber, außer der Erlaubniß des Königs, die er auf Gutachten der Universität zu Neapel giebt, auch der besondern Genehmigung des Papstes durch ein eigenes Breve.

*) Seitdem Neapel unter spanischer Bothmäßigkeit war, ist der Ehrentitel Don in diesen Gegenden allgemein eingeführt.

Digitized by Google

Am folgenden 14ten Februar wehte den ganzen Tag eine heftige Tramontana *); ich hatte mich dazu Abends beim Zuhausegehn verkältet, und mußte daher den ganzen Tag im Zimmer bleiben, wo ich Zeit genug hatte, meine kleinen Beobachtungen in Ordnung zu bringen. Das Zimmer, worin ich wohnte, war überaus gut und ordentlich, sogar mit einer Menge Porträts von Vorfahren und Beichtvätern geziert: aber ich erfuhr doch darin die Unbequemlichkeit der italiänischen, bloß gegen die Hitze eingerichteten, Bauart, welche auf die, freilich seltnen, kühlen Tage wenig Rükſicht nimmt. Fenster und Thüren sind fast immer sehr undicht, und dazu geht gewöhnlich wenigstens eine der Thüren gerade in die freie Luft, oder in eine Art ofner Gallerie. Der schneidende Nordwind, der mir hier fast so durchdringend vorkam, wie die Bise am Genfersee, und der sonst wol feinere Wege zu finden weiß, spielte hier in meinem Zimmer, wie auf der Straße, und zwang mich, einen großen Theil des Tags in dem zum Glük sehr guten Bette zu blei-

*) Die im übrigen Europa gewöhnlichen Benennungen der Winde von Osten, Süden, u. s. w. braucht man an dieser Seite des mittelländischen Meeres gar nicht; sondern benennet sie so: Nordwind, Tramontana. Nordwest, Maestrale. West, Ponente. Südwest, Libeccio. Süd, Mezzo giorno. Südost, Scirocco. Ostwind, Levante. Nordost, Greco.

bleiben. Es ist besonders, daß die Bewohner der warmen Länder weniger empfindlich gegen Kälte und Zugluft in den Zimmern sind, als wir Nordländer. Vermuthlich ist ihnen aber die Nachläßigkeit in Einrichtung ihrer Wohnungen im Ganzen sehr nützlich, indem dadurch verhindert wird, daß sie, in dem angenehmen Klima, nicht gar zu weichlich werden.

Ich konnte heute die Einladung des gütigen Prinzen nicht annehmen, unterhielt mich aber eine Weile mit seinem Haushofmeister, der mich höchst unerwartet auf deutsch anredete. Dieser schon alte aus Neapel gebürtige Mann, hatte zwanzig Jahre mit einem Gesandten in Wien zugebracht, sich da mit einer Deutschen verheirathet, und kam mir ganz vor wie ein Deutscher. Seine Vorliebe für Deutschland und deutsche Sitten war außerordentlich, und er wünschte sich ganz unbedingt dahin zurük. In der Entfernung verschönern sich die Dinge gar zur leicht vor unserer Einbildungskraft, dieweil wir des gegenwärtigen Guten, unter dem Gefühl der mitkommenden Uebel, vergessen: daher konnte ich diese Lobeserhebungen nicht ganz auf die Vorzüge unsers Vaterlandes rechnen; ich wüßte auch in der That nicht, was wir gegen den schönen Himmel jener Gegenden in die Wageschaale zu legen hätten.

Mein guter Don Francesco, der mir heute Gesellschaft leistete, wollte mir viel von der Gewissens-

wissensangst erzählen, die Luther in den letzten Zeiten seines Lebens, wegen seines Abfalls von der rechtgläubigen Kirche, sollte ausgestanden haben, gerade so wie es bekanntlich die römische Kätzergeschichte lehrt: aber, da ich nicht hoffen durfte, dem ehrlichen und freundschaftlichen Manne hierüber andre Gedanken beizubringen, so leitete ich ihn, nach bezeugten Zweifeln an der Wahrheit dieser Nachrichten, auf andere mir nützlichere Gegenstände.

Da ich heute selbst für mein Mittagsessen zu sorgen hatte, so mußte der Lohnlakai auf meinem Esel eine Ambassade (so nennen die Bedienten hier zu Lande, jede Ausrichtung außer Hause) nach der Stadt Foria antreten, um mir Küchenvorrath zu holen. Er brachte das nöthige, und darunter so überaus schönen Blumenkohl (im Februar) als man ihn in England etwa im Herbste findet. Hierzu verschafte mir der gefällige Bruder Koch aus dem Kloster, wieder einen sehr guten Fisch, den man hier Cefalo nennt; und so war mein Tisch wohl versorgt.

Nach dem heutigen Winde, von dem man vermuthete, er werde etliche Tage anhalten, konnte ich nicht erwarten, daß ich noch den angenehmsten Tag auf der Insel vor mir hätte. Indessen fügte es sich dennoch so, wider allen Anschein.

(Die andere Hälfte folgt im künftigen Stük.)

Digitized by Google

4.

Gedanken über die Baukunst und Gartenkunst und beider Verwandschaft.

Herr Hennert hat in der That ungemein sinnreich (Berl. Monatsschr. 1786, April, S. 362, folgg.) manche Aehnlichkeiten zwischen der Baukunst und der Gartenkunst zu entdekken gewußt. Allein so sehr man ihm dieses auch zugeben muß; so darf man doch behaupten, daß, wenn er nun durch diese Aehnlichkeiten sich berechtiget hält, die erstere Kunst zur Schule der letztern zu machen, Er durch seine Vorliebe für jene Kunst etwas zu weit geführet worden ist. — Der Effekt aller schönen Künste ist freilich auf ein gemeinschaftliches Ziel gerichtet, nämlich die gleichen Empfindungen in der menschlichen Seele zu erregen; und sie müssen daher alle gewisse Regeln gemein, aber auch eben so viel besondere haben, als die Mittel durch welche, und als die Sinne auf welche sie wirken, verschieden sind. Der letztere Umstand nähert die beiden benannten Künste, aber der erstere entfernt sie wieder von einander. Das Werk, wodurch die Gartenkunst auf die Seele wirket, hat sein Vorbild in der Natur, die Baukunst hingegen schaffet sich das ihrige selbst;

und in dieser Rücksicht kann nur die Landschaftmalerei allein, auf eine nahe Verwandschaft mit der Gartenkunst Anspruch machen. Alle Künste sind Töchter einer Mutter; soll aber darum jede derselben sich zur Lehrerinn der jüngeren Schwester aufwerfen, und nicht lieber dieses Geschäft der Mutter selbst überlassen? Denn, soll man ihnen diese Freiheit gestatten, so möchte vielleicht auch die Tonkunst auf dieses Amt Anspruch machen wollen; und, so paradox dieses klingt, würde es ihr doch an Beschönigungsgründen nicht fehlen.

„Wie ich durch Töne auf das Ohr", so könnte sie sagen, „wirket meine Schwester die Gartenkunst vermittelst der Farben auf das Auge; und die erste Quelle der angenehmen Empfindung, die sinnliche Lust, womit die Baukunst wenig oder nichts zu thun hat, ist uns beiden eigen. Die andere, die Schönheit, die aus dem harmonischen Verhältnisse von Tönen oder Farben und Gestalten unter sich und mit den Empfindungen des Menschen entspringt, ist uns allen dreien gemein; allein auch hier nimmt die Gartenkunst mit mir den selbigen Weg. Denn wenn sie, wie die Baukunst, die Seele durch angenehme Verhältnisse der Formen rühret, so muß sie doch die genaue Regelmäßigkeit vermeiden, die jene suchen muß; und wenn es ihr nicht einfallen kann, durch eine, meiner harmonischen Verbindung von Tönen genau entsprechende, Farbenharmonie die Seele

zu

zu rühren, weil sie hauptsächlich mit Verhältnissen der Formen zu thun hat: so liegt doch, in so fern sie schöne Mischungen von Farben darstellet, nothwendig eben diese Harmonie zum Grunde*). Auch darf sie sich in diesem Stükke nicht wie die Baukunst auf eine Schönheit einschränken, die auf einmal wahrzunehmen ist; gleich mir, wenn ich meine Harmonien zu einer melodischen Folge verbinde, läßt sie mehrere mit einander übereinstimmende Naturscenen auf einander folgen, und zeiget eben darin ihre ganze Stärke".

Und so verhält es sich in der That. Diese Melodie von Farben und Gestalten, wenn man sich so ausdrükken darf, ist von der Baukunst fast gar nicht zu erreichen; der Gartenkunst hingegen ist es nur wenig, eine Landschaft geschaffen zu haben, welche, gleich der Façade eines Gebäudes, oder gleich einem Gemälde, ihre Wirkung auf einmal thun, und durch ihre schönen Verhältnisse Wohlgefallen, und durch den Charakter von Größe, oder von Pracht, oder von Lieblichkeit, der ihr eingeprägt ist, verwandte Empfindungen in

*) Es ist bekannt, daß die Verhältnisse der Farben und der Töne genau übereinstimmen; und die Erfindung einer Musik für das Auge wäre daher möglich, wenn man gestaltlose Farben wie gestaltlose Töne darstellen könnte: ein Kunststük, wovon die Natur vielleicht eine Probe im Regenbogen giebt.

der Seele des Betrachters erwekken soll. ...re ganze Stärke beweiset sie, wenn sie meh... ...e solcher Scenen in Verbindung bringt, ...en eine auf die andere vorbereitet, oder durch ...n Kontrast das Angenehme der anderen noch ...zender macht, oder durch übereinstimmenden ...harakter deren Wirkung vollendet.

Wenn z. B. eine schöne Ferne schon für sich ...ewunderung, ein lieblicher Ruheplatz, ein blü... ...ndes Thal Lust und Fröhlichkeit erregen kann; ...e viel reizender wie viel hinreissender wird der ...blik, wie viel stärker die Wirkung, wenn sich ...ie Ferne zuvor etwa Theilweise in verschiede... ...n Verbindungen gezeiget, und wieder aus dem ...esichte verloren, und so die Erwartung gespannt ...t, oder dieser angenehme Lustort eine Folge ...n reizenden Gängen und Rasenplätzen, die ...e gleichen Empfindungen verbreiteten, beschließt, ...er endlich das Thal, entweder auf rauhere Sce... ...n, oder auf anmuthige Gegenden folget, und ...ne ganze Fülle von Naturschönheiten bald auf ...mal zeigt, bald allmählig entfaltet! Aber auch ...egenstände, die an sich weit unbedeutender sind, ...n einzelner Baum, eine Gruppe von Gebüsch, ...borgen sich oft von der Stelle, die sie in einer ...lchen Reihe von Situationen einnehmen, eine ...nmuth, deren man sie an und für sich nicht ...hig halten sollte.

Doch

Doch ich kehre von dieser Abschweifung zurük, durch welche ich nur zeigen wollte: daß, wenn es darauf ankäme, Aehnlichkeit und Uebereinstimmung zwischen den Künsten zu finden, es keine Kunst gäbe, aus welcher sich nicht jede andere nüzliche Regeln abziehen könnte, ohne daß man jene darum schon als eine Schule der lezten betrachten dürfe. Hier, wie überall, sind Umwege immer mißlich um zum Zwekke zu gelangen. Hr. Hennert will selbst nur darum den Gartenkünstler Werke der Baukunst studiren lassen, damit er sich daraus die Regeln abziehe, nach welchen die Natur arbeitet, um gewisse Empfindungen zu erregen. Es mag dies immer für den erfahrnen Künstler eine angenehme und nüzliche Betrachtung sein, um daraus zu erkennen, wie bei so entfernten Gegenständen, als ein Werk der Baukunst und eine Naturscene sind, noch ähnliche Verhältnisse und die gleichen Regeln zum Grunde liegen können; aber, frage ich, auch eben so für den angehenden Künstler? Wie schwer wird er dasjenige, was die Baukunst zwar aus der Natur entlehnet hat, aber, um es zu ihrem Zwekke zu gebrauchen, so sehr modifiziren mußte, von dieser Modifikation absondern können, *) vor welcher er sich doch eben

zu

*) Würde der Lehrling z. B. an einem Gebäude im ernsten Stil, die großen Felsmassen wieder erkennen,

zu hüten hat, wenn er nicht in den steifen Stil der französischen Gärten verfallen will? Die Symmetrie giebt hiervon das leichteste Beispiel. Ich gebe zu, daß sie in beiden Künsten eine Schönheit sei: allein der Baukunst ist sie wesentlich; der Gartenkunst nicht. Dort ist sie Gleichheit der Seiten, hier nur Aehnlichkeit aller Uebereinstimmung. Eine einzelne Gruppe von Gebüsch, welche so unsymmetrisch wäre, daß sie die Form eines rechtwinklichten Dreiecks nachahmte, würde freilich immer eine widrige Wirkung thun: die Form eines gleichseitigen wäre weit angenehmer; allein wie sorgfältig müßte der Künstler sich gleichwohl hüten, wenn er einer solchen Gruppe in der Mitte die größte Höhe gäbe, und sie nach den Seiten zu, allmählich ablaufen ließe, daß diese Seiten einander nicht so gleich würden, wie die Flügel eines Gebäudes? Oefter wird ja auch eine steile Anhöhe auf der einen Seite, gerade dann nur ihre Wirkung thun, wenn nicht eben eine solche derselben gegenüber stehet. Mit einem Worte: der Künstler geht nicht durch die Baukunst zu der Natur über, sondern wende sich lieber gerade zu zu dieser, oder etwa, wie der bildende Künstler zur Antike, so zu vollkommenen Werken seiner Gattung. Diese betrachtet

kennen, welche dem Baumeister bei Erfindung seiner Verzierungen vor Augen geschwebt? und würde er also nicht besser thun, diese Naturwerke selbst zu betrachten!

dachte er: dort untersuche er was angenehme, was nicht angenehme Wirkung thut; und, wenn er sich darüber ein richtiges Gefühl erworben hat, stelle er die Untersuchung an, worin eigentlich der Grund der einen oder der anderen Wirkung liegt. So wird er sich am leichtesten und sichersten Regeln sammeln, nach welchen er selbst Versuche wagen kann.

Die einzige Landschaftmalerey scheint für den angehenden Gartenkünstler, weil sie mit seiner Kunst denselben Gegenstand der Nachbildung hat, ein nützliches vorbereitendes Studium zu sein. Aber auch diese kann er nicht schlechterdings zum Muster nehmen. Denn das bewegliche Gemälde, welches das Werk des Gartenkünstlers für den Betrachter wird, und wodurch es eben seine höchste Wirkung thut, kann jene nie hervorbringen; dagegen gefällt wieder manches in ihrer Nachbildung, was von der Gartenkunst nicht natürlich dargestellet werden dürfte. Wenn sie also gleich den Künstler nicht so weit wie die Baukunst mißleiten wird, weil sie nicht, wie diese, die Formen, die sie aus der Natur entlehnet, verändern darf, um sie in ihr Werk einzuflechten; so leicht sie doch nicht hin, so bald es auf die Nachbildung selbst ankömmt.

Schon kann der Gartenkünstler nicht so frei wie der Maler verfahren. Der Grund, auf dem er arbeitet, ist für ihn das nicht, was die Leinewand für jenen: er gehört schon, wie die Gründe in der Landschaft, mit zu dem Gemälde, und muß den Künstler mit in der Wahl der Naturscenen bestimmen.

Wenn es darauf ankömmt, die Wirkung vorauszu sehen, die sein Werk, dessen Vollkommenheiten er erst von den Jahren erwarten kann, thun werde; kann er sich nicht, wie der Maler, auf die

erste Anlage verlassen. Er muß sich eine Fertigkeit in Beurtheilung der nöthigen Entfernungen, so wie der erst zukünftigen Höhen der Bäume, Gebüsche u. s. w. erwerben, welche ihm keine Kenntniß der Perspektive, sondern nur ein durch genaue Beobachtung der Natur geübtes Auge geben kann; sonst wird alles verkürzt und enge erscheinen, was auf seinem Grundrisse der Einbildungskraft sich als ausgedehnt und groß darstellte, und die ganze Wirkung, die er sich davon versprach, wird vereitelt werden.

Es muß daher bei Durchblätterung mancher neueren Werke über diese Kunst, welche (wie natürlich) Abbildungen von Garten- und Naturscenen enthalten, auffallen: daß man diese Abbildungen nicht zweckmäßiger eingerichtet hat. Prospekte und Grundrisse können, jedes für sich, zu nichts helfen: bei jenen hat der angehende Künstler zu viel Mühe, von der Wirkung des Bildes auf den Weg zurück zu schließen, den die Natur oder der Künstler gehen mußte, um sie zu erreichten; und bei diesen schweifet seine Einbildungskraft herum, und ist doch unfähig, aus denselben die Wirkung, die das Werk thun wird, mit Zuverläßigkeit zu errathen. Würden aber beide jederzeit mit einander verbunden, auch wohl bei mehreren Gründen das Profil hinzugefügt, und auf diesem, wie auf dem Grundrisse, der Standort des Zeichners nebst den Hauptgegenständen des Prospekts bezeichnet, und ihre Entfernungen von diesem Standorte bemerket; so würden diese Abbildungen keine müßigen Zierden eines solchen Werkes, sondern für den jungen Künstler ein nützliches Studium sein, um sich in eines der Geheimnisse seiner Kunst einzuweihen, worauf er sonst nur durch manche fehlgeschlagene Versuche aufmerksam gemacht werden wird. Gr. v. J—n.

Digitized by Google

Die Toleranz.

Der Adler hielt auf der bereiften Spitze
Des himmelhohen Kaukasus
Sein Parlament. Er legte seine Blitze
Voll Huld zu seines Thrones Fuß;
Und wog den Großen und dem Volke
Das Recht in ehrnen Schaalen aus.
Da fuhr, gleich einem Strahl aus einer Donnerwolke,
Ein Habicht in das Oberhaus.
Er hielt ein fremdes Thier in seinen Krallen:
Es war ein alter Kakadu,
Der Indostan verließ, um durch die Welt zu wallen.

„Sieh"! rief dem Schach der Schachphihn zu,
„Hier ist ein arger Wicht, der Dir Dein Erzamt raubet:
„Ein Philosoph, der den Olymp zerstört,
„Der keinen Zevs und keinen Pluto glaubet,
„Und nur bei seinem Brama schwört.
„Ja, was noch ärger ist, er macht sich ein Gewissen,
„Die Kyß, die meinen König nährt,
„Das Fleisch der Thiere zu genießen;
„Drum hält ich ihn des Todes werth".
„Da Zevs ihn leben läßt, so laß auch ich ihn leben",
Versetzt der gute Schach, und winkt ihn los zu geben.
Der Inquisitor barst vor Wuth;
Allein das Hofgesind, zumal die Papagaien,
Der Virtuos aus Kakelut,
Und die beredte Gänsebrut
Vergötterten in wilden Melodeien
Des Königs Toleranz und Edelmuth.

„Schweigt“! rief der Potentat so derb zur unten Heerde,
Daß ihr der kalte Schweiß entrann:
„Ein Fürst, der nicht verfolgt, ist noch kein Gott hier Erde,
„Ist weiter nichts als kein Tyrann“!

Kolmar. Pfeffel.

6.

Etwas von Sentimentalischen Gesundheiten.

Ein Fragment aus der neuen, jetzt unter der Presse befindlichen, sehr vermehrten Ausgabe des Werks: England und Italien.

Die sentimentalischen Gesundheiten sind eine besondre brittische Sitte. Bei großen Gastmählern, und patriotischen Zusammenkünften, die hier so häufig, und allemal mit Mahlzeiten verbunden sind, werden die Gesundheiten sorgfältig bestimmt, geordnet, und so dann auf einmal von der ganzen Versammlung, die oft aus vielen hundert Personen besteht, getrunken. Eine solche Handlung hat, wenn die Gesellschaft zahlreich ist, etwas unbeschreiblich Feierliches. Der vortrefliche französische General Marquis de Bouillé, ward vor einigen Jahren dadurch bis zu Thränen gerührt. Die Geschichte des Vorfalls verdient aufbehalten zu werden.

Bouille

Bouille*) kam nach London, und wohnte als Zuschauer einer großen Rathsversammlung in Guildhall bei. Es waren hier viele tausend Menschen zugegen. Einige Anwesende erkannten ihn; so gleich trat einer auf, und rief: „Seht meine „Mitbürger den braven Marquis de Bouille, „der als Sieger der brittischen Inseln in Amerika „vergaß, daß er unser Feind war, um nur bloß „die Stimme der Menschheit und der Großmuth „zu hören, wodurch das Leben und das Eigenthum „vieler tausend unsrer Mitunterthanen mitten in „einem verheerenden Kriege gesichert wurde. Laßt „uns ihm danken!“ Ein allgemeiner Vivat Ausruf, und ein Orkan von Seegenswünschen, die das draußenstehende zahllose Volk wiederholte, und Ehrenbezeugungen, die an Anbetung gränzten, waren die Folge dieser Rede; Ehrenbezeugungen, die dem edeldenkenden Manne desto schmeichelhafter sein mußten, da sie nicht seinem Stande, auch nicht aus Absichten von sklavischen Seelen, sondern ihm von freien Menschen in einem fremden Lande als ein Tribut zugetheilt wurden, der seinem hohen Sinn als Mensch gebührte. Ein großes Gastmahl, das ihm die Londner Kaufmannschaft gleich darauf gab, wobei viele der Vornehmsten des Reichs gegenwärtig waren, krönte diese Gesinnungen. Man trank seine Gesundheit aufs feierlichste bei diesem Ehrenmahl; und das Motto schloß mit dem Wunsch: daß Großbritannien nie andre Feinde haben möchte, als die dem Marquis de Bouille ähnlich wären. Hier ward das große Herz des Helden gerührt; und vielleicht wünschte er sich in diesem Augenblik, ein Britte zu sein.

*) Ich war auch im Jahr 1785 in Berlin.

Ich befand mich einst bei einem ausserordentlichen Gastmahl, das eine patriotische Gesellschaft in einer großen Londner Tavern gab. Die Anzahl der Anwesenden überstieg sechshundert. Mit vielem Vergnügen erinnere ich mich dabei einer sentimentalischen Gesundheit, die ein würdiger Mann von der Gesellschaft ausbrachte, und die in folgenden Worten abgefaßt war: „Möge Nächstenliebe, Wohlwollen, und wahre Zuneigung unter „den Menschen blühen, und sich über die ganze „Erde verbreiten!“

Hamburg. von Archenholz.

7.

Ueber die magnetische Desorganisation in Bremen.

I.

Herrn Hofrath Baldingers Brief, Ueber den Bikkerschen Bericht von der Bremischen Desorganisation.

Da Herr D. Bikker in Bremen seinen Brief zur Anpreisung der Desorganisation an Herr. Hofr. Baldinger gerichtet hatte; so war es allerdings der Mühe werth, zu erfahren: wie dieser gelehrte und berühmte Arzt selbst hierüber denke. Thomas Akatholikus schikte daher das Februarstük der Berl. Monatsschrift 1787, worin er (S. 126, f.) den Bikkerschen Brief und überhaupt die Desorganisationsgeschichten etwas näher beleuchtet hatte, an H. Baldinger, und erhielt von demselben nachstehende Antwort.

Wohl-

Wohl- und Vernünftig gebohrner Herr Akatholikus!

Sie haben mir mit Ihrer geehrtesten anonymischen Zuschrift von 3ten Febr. d. J. und dem Stükke des Februars der Berl. Monatsschr. ein unaussprechliches Vergnügen verursacht, wofür ich Ihnen nicht genug danken kann.

Schon aus dem Magazin für Aerzte, und dem medizinischen Journal, denke ich, weiß jeder Leser meine Denkungsart. Ich habe oft mit dem Teufel und allem seinen Wesen Krieg geführt, bin im Baierischen Hexenkriege Adjutant gewesen; gerieth, wie Ulrich von Hutten, in Kriegsgefangenschaft über die Wahrheit. — Ich bin nie Maurer gewesen, katholisire nicht, bin kein Rosenkreuzer, kein Magnetist, kein Anhänger von Cagliostro und Gelichter; habe so manchen Speer wider den Aberglauben gebrochen, und wider alle Schurrerei.

Daß ich Hrn. Bikkers Brief drukken ließ, ist so eine kleine Schalkheit und Nekkerei von mir, der ich das ridendo dicere verum von jeher liebte. Es ist eine Schadenfreude, ich gestehe es, dem Gevölkse zuzusehn, wie Unglauben und Aberglauben, wie Vernunft und Unsinn, in unserm Decennium und mysteriösen Zeiten sich durchkreuzen. Allen dem Französischen, Brittischen, Germanischen Unsinne haben wir viel Aufklärung zu danken. Und diese liebe ich sehr. — Ich bin Busenfreund von diesen vortreflichen Menschen katholischer Religion, auch Exjesuiten, von Maurern, und Brüdern der Brudergemeine. Aber ich kenne auch Schurken aller Art; weil ich mit Tausenden von Menschen

in bürgerlicher Verbindung stand, und mit ihnen Geschäfte abzuthun hatte.

Die Gesticulationen des Manipulirens der Magnetisirer habe ich mehrmals gesehen, von mehr Reisenden, die aus der großen Stadt Frankreichs zurükkamen. Ich begreife, daß die Einbildungskraft viel vermag; und daß ein zwanzigjähriges blutreiches Mädchen desorganisirt wird, wenn man ihr den Bauch und die Herzgrube hübsch streichelt. Davon wünsche ich nachzulesen: Delius's Diss. de Scrobiculo cordis, Erlang. 1766. — Wer, wie Meckel und Walter, Nerven kennt, die Lehre vom Konsensue weiß, die Entzükkungen der Tremblenrs kennt, vom blauen Kabinetchen und der Rutschen Stunde *) je etwas gehört hat; der begreift die ganze Desorganisation beim Manipuliren, und alle die Entzükkungen, Erscheinungen, und das ganze Divinationsvermögen, wo die Desorganisirten oft den Himmel offen stehen sehen.

Fahren Sie fort, wider allen Aberglauben und Unsinn zu schreiben! Mein Wahlspruch war von jeher: Amicus Plato, amicus Aristoteles, sed magis amica Veritas. — Wenn Sie wollen, so lassen Sie meinen ganzen Brief in der vortreflichen Berl. Monatsschr. abdrukken. Ich habe gar keine Geheimnisse, und liebe die Wahrheit bei offnen Thüren!!!!

Ich bin mit größter Hochachtung
ein fleißiger Leser der
Berlinischen Monatsschrift,
E. G. Baldinger.

Marburg,
den 12. Febr. 1787.

II.

*) Die beiden zuletzt genannten Entzükkungen sind aus der Geschichte der Herrenhuther und deren Stifters des Grafen von Zinzendorf bekannt.

Digitized by Google

II.

Fernere Briefe aus Bremen.

(S. Febr. S. 148.)

Diese Briefe aus Bremen sind, wie auch der im Februar abgedrukte, uns aus Ostfriesland zugekommen. Unser dortiger Korrespondent schreibt uns zugleich folgendes:

„Die Zauberkuren machen auch hier im Lande großes Aufsehen, da die hier oft herum reisenden Bremer Kaufleute sie, und gewöhnlich mit Zusätzen, anpreisen. Doch wüßte ich keinen Arzt hier im Lande, der sich damit abgeben wird. — Desto ausgebreiteter aber ist die Gesellschaft zur Beförderung der reinen Lehre, die dadurch, daß sie den Bauer, der das jus eligendi hat, durch ihre Andächteleien einnimmt, verursachet, daß mancher Kandidat, um nur bald gewählet zu werden, nicht mehr frei denket, wenigstens nicht mehr so redet, und die hier so nöthige Aufklärung also behindert wird.

Eine kleine Anekdote muß ich doch noch beifügen. Ein Prediger hiesiger Provinz tritt am Tage der Gedächtnißfeier auf des Höchstseel. Königs Tod auf, nimmt statt des vorgeschriebenen Textes die Worte: „Unser Leben ist eine Handbreit"; beweiset, daß eine Handbreit nur 4 Finger breit sei, u. d. gl. m. Unter andern sagt er zum Ruhme des Höchstseeligen Königs: „Er sei 1740 Koning van ganz Duitsland geworden, en hebbe Krieg gevoort met de „Spanjaren en de Türken in Böhmen". Vom jetzigen König sagt er: „Fridrick Vilhelm de derde sey „Koning van ganz Duitsland, de Adem uit onse „Nase en dat Dexel van ganz Duitsland". —

Auszug aus Briefen von Bremen

vom 11ten und 25sten Febr. und 4ten März 1782.

Daß über das hiesige Magnetisirwesen Sie und Ihre dortigen und auch entfernteren Freunde ein stimmig mit mir denken, war mir zwar nichts unerwartetes; denn in der That über Dinge von solcher Art können unter Männern, die Anspruch an Aufklärung machen, die Stimmen nicht getheilt sein. Indeß war Ihre Versicherung hierüber mir doch sehr angenehm. Zu einer Zeit, da Gelehrte und Ungelehrte, Geistliche und Weltliche, Andächtige und Ruchlose, da jedes Alter, jeder Stand, jedes Geschlecht, alle von Einem Taumelkelch berauscht sich selig und weise dünken, wenn in ihrem von Schwärmerei erhitzten Gehirn, Pontius Pilatus und Joseph. *) Intuitionsgefühle und Herzensergüsse, Extasen, Desorganisationen, Wahrsagergeister, Hexe zu Endor, Simon der Zauberer, Astaroth und Beelzebub, durcheinander spuken, da diese exaltirten Köpfe, denen, die nicht mit ihnen schwärmen, unter keiner andern Bedingung Gnade widerfahren lassen, als daß sie sich entweder von ihnen belehren lassen, oder mit ihnen heucheln, oder wenigstens ehrerbietig den Finger auf den Mund legen, ihren Grimm aber gegen diejenigen, die Lust genug sind dieses Unwesen zu beleuchten, und mit Spott und Ernst zu bestreiten: zu einer

*) Eine neue Schrift in 2 Oktavbänden von dem Prediger Stolz an der Martinskirche zu Bremen, Lavatere Jünger und Busenfreund, der seines Meisters Meisterstük (Pontius Pilatus) wo möglich noch übertroffen hat. Kupfer und Vignetten sind schön; einige gute Gedanken schwimmen wie Fettaugen auf einer magern Suppe umher.

Digitized by Google

er solchen Zeit sich bewußt zu sein, daß man die klären Untersucher auf seiner Seite habe, zu bemerken, daß der klügern Zweifler doch noch viele sind, um dann in stiller Vertraulichkeit sein Herz gegen diese erleichtern zu können; — wie wohlthut das! wie geneigt fühlt man sich dann, mit dem Geschlecht, von dem man umgeben ist, sich wieder auszusöhnen, zu hoffen daß der Taumel bald verrauschen, daß die so schnöde gemißhandelte Vernunft bald zur Ehre der Menschheit sich gerächt sehen werde! — Und schon sind die Vorboten dieser glüklichen Wendung da. Der Unsinn scheint bereits zur Krise zu kommen. Mehr als eine kühne Hand ist beschäftigt, dem Fanatismus die Larve zu entreißen; *) und dieser schreit und wüthet und verräth schon durch allerlei künstliche Wendungen, und durch die schimpflichen und unwürdigen Waffen, womit er sich wehret, seine Angst und seine Verzweifelung.

Ich will itzt meine bisherigen Nachrichten von den hiesigen magnetischen Kuren fortsetzen und mit unter ergänzen. — — Die beiden magnetisirten kranken Demoiselln A. und S. haben sich zur bestimmten Zeit gesund gezeigt. Die letzte ist zu Tische gekommen, hat mit gutem Appetite gegessen, ist mit ihrem Vater, der sie aber mit Mühe am Arme geführt hat, ausgegangen, doch bald wieder nach Hause geschleppt worden, aufs Neue in

den

*) Man s. unter andern die „Briefe von J. C. Lavater, „und an ihn und seine Freunde, betreffend d—s Ruf „nach Bremen. Leipzig und Bremen, 1787. 8. — Auch cirkulirt hier ein drolliges Frendenlied der Jünger Lavaters, nach der Melodie von: Wie schön leucht't uns der Morgenstern. Ridendo dicere verum Quid vetat?

den magnetischen Schlaf gerathen, und hat vor einigen Wochen ihre epileptischen Zufälle stärker wieder bekommen, als sie sie während der ganzen Kur gehabt hat; itzt ist sie völlig hergestellt. Bei der Dem. A. welche auch zu der bestimmten Zeit gesund geworden, wird das Manipuliren noch immer fortgesetzt, und sie hat verkündigt, daß sie noch einmal 7 Tage schlafen, und dann die Kur vollendet sein werde. Ich habe Gelegenheit gehabt, die Abschrift eines Protokolls über ihren desorganisirten Zustand zu bekommen, das von ihrer Freundin und Nachbarin Demois. D. aufgesetzt worden. Diese hatte es ihrem Arzt dem Dr. Rohde gegeben, vermuthlich um gegen Ungläuben zu brechen. Die Abschrift ist ohne sein Wissen und Willen genommen. Ich füge dieses der Glaubwürdigkeit wegen nicht unwichtige Aktenstük bei *). Aber diese vertraute Freundin, die tägliche Besucherin der Kranken, die selbst kräftig an Lavater und den Magnetismus glaubt; was hat sie denn wunderbares von Schärfe verfeinerter Sinnen, und Divinationsvermögen bemerkt? Sie wird doch das wichtigste aufgezeichnet haben. Das Vermögen: mit verschlossenen Augen durch die Wand den Vater zu sehn, ohne noch die Farbe des Kleides (freilich eine Kleinigkeit, um welche desorganisirte Personen sich nicht bekümmern **) unterscheiden zu können; den M. und das Kind im Zimmer zu sehn ohne sie zu sehen; durch eine leichte Berührung der Lippen unmagnetisirtes Wasser zu erkennen; ihr Geständniß, daß sie sich, das Schlafreden ausgenommen, schon vor einem halben Jahre manchmal in denselben Zustand der durch das Magnetisiren soll bewirkt wor-

*) Es folgt hinter diesem Briefe Nr. III.

**) Eigener Ausdruk der Dem. A.

worden sein, befunden habe; daß es ihr, deren Zustand Dr. Bikker so fürchterlich und hoffnungslos schildert, lächerlich gewesen, die Benachrichtigung und Verordnungen ihrer Aerzte anzuhören; der verordnete Essigdunst, um den Leichengeruch und die Ansteckung zu dämpfen, als ein Mittel, wovon die Kranke nie etwas gehört; die Ahndung es werde jemand sterben; die Wissenschaft dessen, was in ihrer Abwesenheit gesprochen wird; daß ihr Bruder kein Virtuos auf der Flöte werden und nicht studiren wird; daß M. schon aus der Kirche zu Hause ist, und die ihn betreffende künftige Dinge, die leider nicht benannt sind! das sind die wichtigen Dinge alle, die wir von dieser wunderbar erhöheten Seele in ihrem begeisterten Zustande erfahren. Merkwürdig ist doch ihr Unwille bei dem scheinbaren Widerspruch: kein unmagnetisirtes Wasser nur an den Lippen vertragen, und doch von unmagnetisirten oder dieser Operation weder aktiv noch passiv fähigen Personen angefaßt werden zu können. Ihre Antworten sind kurz: „Das thut mir nichts, und damit gut“; sie mag nicht so oft auf die Probe gesetzt werden; die Fragen, wie? warum? woher? sind ihr verdrießlich. Sie widerräth auch ihrer Freundin das Magnetisiren; — und ich kann hinzusetzen: sie ist nicht die einzige, bei der sie es widerrathen hat.

Dr. Rohde ist oft eingeladen worden, die Dem. A. in ihrem desorganisirten Zustande zu sehn; es nahm es endlich ungern, unter der Bedingung, ihm: freimüthig und öffentlich was er bemerkte sagen zu dürfen. Hier ist das getreue Resultat seiner Erzählung. Er besucht sie bei Tage, findet sie in ihrem magnetischen Schlaf, ersucht sie ein auf Papier geschriebenes Wort durchs Gefühl zu lesen,

giebt ihr aber das Papier umgekehrt in die Hand, so daß das Geschriebene gegen die Bettdekke gerichtet ist; er selbst setzt sich zu ihren Füßen, so daß er sie scharf in die Augen fassen kann. Sie fühlt, kanns nicht errathen, wird unruhig, wirft sich hin und her, richtet sich zuletzt in die Höhe, wendet das Blatt herum, thut die Augen auf, richtet sie auf das Blatt, legt sich wieder nieder, und sagt ihm das Wort. Dr. Wienholt hat über diesen Vorfall Billette mit Dr. Rohde gewechselt und behauptet darinn: „in dem Aufschlagen der Augen der Dem. A. müsse Hr. R. ohnstreitig sich geirrt haben, indem es ausgemacht wäre, daß eine Person in solchem Zustande die Augen unmöglich öffnen könne (?); ein gewisses krampfhaftes Aufschlagen der Augen ausgenommen, wobei nur das Weiße herausgekehrt werde, dergleichen bei Konvulsionen sich wohl ereigneten, ohne daß dennoch ein Gebrauch der Augen dabei statt finde. Er sucht den Verdacht eines Betrugs von der Patientinn abzulehnen, indem er bemerkt: daß dergleichen Divinationen nur Nebensachen wären, die gar nicht zum Wesen der Sache gehörten, und daß die Patientin, wenn sie es nicht hätte treffen können, ganz füglich die Probe ablehnen konnte. Uebrigens spricht er zwar Dr. R. von aller übeln Absicht frei, hätte aber doch gewünscht, daß dieser ihm und nicht dem Publikum das Beobachtete mitgetheilt hätte, wiewol er wenig darnach frage, was Andre über diese Kurart urtheilen," u. s. w. Dr. R. antwortete: „er wäre sich bewußt, recht und genau beobachtet zu haben; in die Erklärung der Sache verlange er nicht sich einzulassen; indeß wolle er Hrn. W. selbst anheim stellen, was davon zu urtheilen sei, wenn gewisse außerordentliche Fähigkeiten

leiten, an einer Person gerühmt würden, und sie, wenn's nun zur Probe käme, das gerühmte nicht eher leisten könnte, als bis sie die von der Natur dazu angewiesenen Mittel in die gehörige Lage und Richtung gebracht hätte," u. s. w.

Das Kleeblatt der Aerzte scheint sich in Betreff des Magnetismus nicht recht mehr einig zu sein. Die Herren Wienholt und Olbers protestiren wider Hrn. Bikkers Aussage (im Hannöv. Magazin): daß man auf die Einbildungskraft der Dem. A. durch Erzählen und Lektüre zu wirken gesucht habe. Doch geben sie zu, daß eben diese Dem. vor dem Anfange der Kur das Schreiben von Lavater an Marcard in der Berl. Monatsschrift, imgleichen noch eine andre Schrift über diesen Gegenstand gelesen, aber freilich damals die ganze Sache für eine Thorheit erklärt habe. *) Von der Dem. S. erwähnt Dr. B. in seinem Aufsatze zwar nicht, daß man auf ihre Einbildungskraft gewirkt habe; aber ihr Arzt, Dr. O., hat es einem Freunde gestanden, daß sie magnetische Schriften gelesen, welches man auch aus dem Munde ihres Grosvaters gehört hat. Dr. O. fängt an sich zurükzuziehn. Zwar hat er Antheil an der Ausübung des Magnetis-

*) Eben dieses führt Dr. Bikker in seinem zweiten Briefe an (Hannöv. Magaz 1787. St. 19.), worin er zwar die gute Sache des Magnetismus noch vertritt, aber doch hie und da sich zurükzieht, und leider! statt einer getreuen Krankengeschichte bloß Resultate und Raisonnements giebt, die wenige Leser überzeugen werden. — [Ueber dieses seltsame Zurüknehmen der einmal behaupteten Thatsachen, und über den ganzen zweiten Brief des Hrn. Bikkers wird im künftigen Monatsstükke gerüget werden. Die Herausg.]

tismus bei der Dem. A. genommen, und bei der Dem. S. als Hausarzt die Kur dirigiren helfen. Nun aber sucht er alles auf die vielleicht heilsamen Wirkungen des Bestreichens zurükzuführen, ohne sich auf Divinationsvermögen und dergl. einzulassen. Er findet die Gründe in den herausgekommenen Druckschriften wider diese Kurart wichtig; und widerräth selbst denen, die ihn deswegen konsultiren, diese Kur anzufangen, weil die Sache noch zu neu, zu wenig untersucht und zu gefährlich sei. Dr. Bikkern, einem bloßen Zuschauer bei der Sache, haben es viele seiner Freunde verdacht, daß er sich zum Referenten und gleichsam als Wasserträger seiner Kollegen gebrauchen lassen. Ich weiß nicht, was er ferner thun wird. Dr Wienholt bleibt festen Glaubens, oder thut doch so *), er manipulirt

*) Hr. W. hat im 38. St. des Hamb. Korrespond. erklärt, daß „der Brief aus Bremen (Beil. N. „Schr. Febr. 1787.) voll unbestimmter, halbwahrer und falscher Sätze sei; — daß er auf keine „Art sich reizen lassen werde, auf die Angriffe der „Berliner und aller andern Gegner zu antworten, „und seinen Weg, den er aus Ueberzeugung, daß „es Pflicht war, angetreten habe, und den er „noch immer mit dem ganzen Beifall seiner Vernunft und seines Gewissens fortsetze, ruhig verfolgen, übrigens, sobald er im Stande „dazu sei, eine umständliche und getreue Darstellung der Fälle bekannt machen wolle." — Etwas unbestimmt, halb wahr und falsch zu nennen, ist freilich leichter, als gründlich zu widerlegen. Hr. W. wird es denen, die anders als er denken, nicht übel nehmen, wenn auch sie ihren Weg, den sie aus Ueberzeugung, daß es Pflicht war, angetreten haben, und der noch immer den ganzen Beifall ihrer Vernunft und ihres Gewissens hat, ruhig

Digitized by Google

hier nöthig fort. Eine Dem. Dr., die den Veits-tanz

tüchtig fortsetzen, und dem Publikum getreue und wahre Nachrichten und Ergänzungen der gegenseitigen Berichte freimüthig mittheilen. Die versprochne umständliche und getreue Darstellung wäre, nach den einmaligen öffentlichen Auftritten, schon längst nöthig und willkommen gewesen. Der Einsender. — — Uebrigens ist es seltsam, daß auch Hr. Wienholt in dieser seiner Erklärung von den Angriffen der Berliner redet. Die Berliner (recht à la Lavater)? Da doch, Gott sei Dank, die gesunde Vernunft auch in Bremen, in Ostfriesland, und allenthalben mächtig genug ist, um sich überglaubischen Gaukeleien zu widersetzen. (Man s. April, S. 393. f.) Und Angriffe? Da man doch nur sich die Freiheit nimmt, an einer neumodischen Universalkur und einer physisch zu bewirkenden Prophetengabe zu zweifeln; da man Einwendungen gegen eine öffentlich bekannt gemachte neue philosophische und medizinische Hypothese vorbringt. Das sollen gleich persönliche Angriffe heißen, die von Niemand anders, als den bösen ungläubigen Berlinern herkommen können! Ruht Lavaters Geist so sehr auf seinen Bremischen Freunden, daß sie auch schon seine invidiöse Art zu streiten annehmen? — Hr. Wienholt will sich übrigens auf keine Art reizen lassen zu antworten. Seltsam! Er ist ein Arzt ja gar Physikus einer angesehenen deutschen Reichsstadt; er braucht öffentlich eine unter vernünftigen deutschen Aerzten bisher unerhörte Kurart; sein Freund macht die Geschichte der Kurart selbst in gedruckten Blättern bekannt. Und nun werden wichtige gegründete Zweifel gegen diese Sache, welche Leben und Gesundheit und Moralität betrifft, gemacht — wir berufen uns auf jeden Unparteiischen, ob die Zweifel nicht wichtig, nicht gegründet waren, ob sie ein Mann, dem das Wohl der Menschheit

tanz getanzt *); eine andere, die ich nicht zu nennen weiß; und ganz ins geheim die Fr. von —; jetzt auch ein hiesiger Bürger, werden von ihm auf diese Art behandelt. Der benachbarte Prediger K. zu O. der seit einigen Jahren in äußerst geschwächten Gesundheitsumständen lebt, und Brunnen und Bäder vergeblich gebraucht hat, wird vermuthlich dieserwegen nach Bremen kommen.

Von den Geistlichen verhalten sich die meisten passiv. Oeffentlich für Lavater und den Magnetismus sind die reformirten Herrn Tiling und Stolz an St. Martini, und Buhl an St. Remberti in der Vorstadt; ersterer predigt wider die Herrgläubigen und die Berliner Freigeister. Oeffentlich dawider ist der 4te evangelische Prediger am Königl. Dom, Hr. Nicolai. Dieser hatte seit dem Reformationsfest zum Text einiger Mittagspredigten das 15. Kap. der Apostelgeschichte gewählt. In der Predigt am Schluße des Jahrs 1786 wandte er den Text auf gegenwärtige Umstände an, und sagte: „Sollen sie (die Prediger) am Schlusse „dieses Jahres, sich vor Gott etwa darüber freuen, daß übernatürliche Dinge auch unter uns geschehen? Nein, darüber mag ein Schwärmer sich „freuen, der sich einbilden kann, es sei der ein Unchrist und Atheist, der keine Wunder verrichtet.

„Ihr

am Herzen liegt, ob sie ein Arzt, dem sein Amt heilig ist, gleichgültig bei Seite legen kann! — aber nun erklärt Hr. Wienholt: er wolle nicht antworten, er wolle sich nicht reizen lassen zu antworten!! Das unparteiische Publikum entscheide!

Die Herausgeber.

*) Vermuthlich dieselbe, deren Dr. Bikker in seinem 2ten Briefe (Hannöv. Magaz. St. 19) erwähnt, wovon alles eine glückliche Kur versprochen soll.

Der Einsend.

„Ihr habt aus dem Berichte Pauli vernommen, „welch einen geringen Werth er auf wirkliche und „wahrhafte Wunder legte, die doch zur Bestätigung des göttlichen Erkenntnisses von ihm verrichtet wurden. Was aber in unsern Tagen als „unerhört und ungewöhnlich vorgegeben wird, das „mag allein zur Bestätigung der menschlichen Thorheit dienen. Können einige etwas Ueberirdisches „darinn finden; so sind es solche, die nur das „Neue kützelt, und die nicht gewohnt sind, eine „Sache nach allgemein anerkannten Wahrheiten „zu beurtheilen und das Unbekannte mit dem Bekannten und Gewöhnlichen zu vergleichen: es „mag ihnen dazu an gutem Willen oder am Vermögen fehlen.“ Ferner: „Wir hören es zum „öftern, wie die unsinnigen Schwärmereien, die „seit einiger Zeit von der Schweiz ausgegangen „sind, auch viele sonst richtig denkende Gemüther „verwirren; und daß ein Mann, den seine Einbildungskraft so oft täuscht, bei Vielen Gewicht genug hat, ein Gebetbuch zu empfehlen, das von „einem verschmitzten Lehrer der Römischen Kirche „künstlich dazu eingerichtet ist, uns Protestanten „den Römischen Gottesdienst annehmungswürdig „zu machen.“ —

Diese beiden Stellen erregten bei Lavaters zahlreichen Anhängern einen heftigen Aufruhr der Gemüther. Ein Ungenannter schmähte Hrn. Nicolai desfalls im 7ten Stük des Alton. Merkurs 1787. Er sagt: „ein junger Lutherischer Geistlicher einer ansehnlichen Reichsstadt (Herr Nicolai ist übrigens 55 Jahr alt, und vorher Rektor am Königl. Athenäum und der Domschule in Bremen gewesen) habe seit einiger Zeit sehr scharfe und bittre Kontroverspredigten gegen

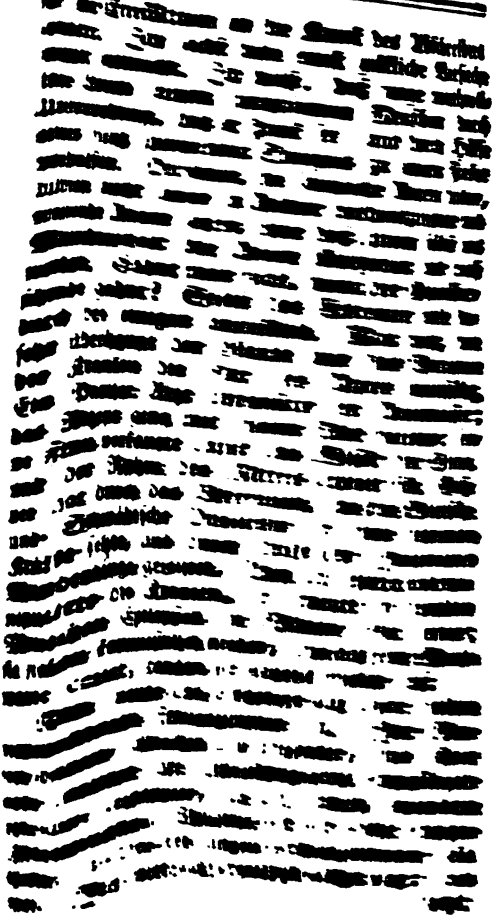
die Röm. Kirche gehalten, sei in der letzten Predigt in Gestalt eines eisernden Mönchs gegen Katholiken und Lavater, Jesuitismus, Magnetismus und Pater Sailer zu Felde gezogen, und habe sämtliche Anhänger Lavaters, Schwärmer, Thoren und Narren genannt.“ Man ging gar soweit, ihm ein pöbelhaftes Pasquill ins Haus zu schikken. Aber seine Freimüthigkeit hat auch bei vielen Verständigen Beifall gefunden, und diese haben ihn aufgefordert, die Predigt, so wie er sie gehalten hat, drukken zu lassen. Dies hat er gethan, und ich lege ein Exemplar derselben bei.*) Urtheilen Sie nun selbst, wer mönchischen Eifer gezeigt hat: Lavaters Jünger, oder Nicolai. Ich bin u. s. w. — —

Nachschrift des Einsenders.

Man hat, meines Bedünkens, nicht nöthig, bei der Erklärung der neumodischen magnetischen Kuren zur Wirkung elektrischer oder magnetischer Materie, noch weniger zu Wundern seine Zuflucht zu nehmen. Zugegeben, daß die Fakta richtig sind, so läßt sich alles sehr natürlich erklären. Erstlich wirkt die Imagination solcher Kranken sehr viel, die einen schwachen reizbaren Nervenbau, eine lebhafte Einbildungskraft und kräftigen Glauben haben. Auf Personen, die zu gesund und zu ungläubig gewesen sind, hat das Magnetisiren bisher bekanntlich nicht gewirkt

*) Eine Predigt am Schlusse des Jahrs 1786 über Apostelgesch. XV, 12. — von Johann David Nicolai, Pastor am Königl. Dom. Bremen 1787. 2 Bogen in Oktav. — Die obenangeführten Stellen dieser Predigt stehen daselbst S. 19—22.

wirkt. Wir kennen nur erst die Schale des thierischen Körperbaues, die feinern Theile, die innere Struktur der Nerven, und was sie durchströmt, sind uns unbekannt. Noch weit weniger wissen wir von der Seele und ihren geheimen Kräften. Vielleicht entwikkeln sich diese, wenn der Körper auf gewisse Art geschwächt, in einem mittlern Zustande zwischen Gesundheit und Krankheit, zwischen Leben und Tod ist, Vielleicht auch im Schlaf, wenn sie frei von den Fesseln der Sinne und der äußern Eindrükke ungestört wirken kann. So träumt mancher im Schlaf vernünftiger als er wachend denkt; auch fehlt es nicht an merkwürdigen Beispielen von Erinnerungs- und fast möchte man sagen, Divinationskraft der Schläfer. Die Nachtwandler nehmen im Schlaf Dinge vor, die Erstaunen erregen, und wachen Expeditionen, die sie nimmermehr im Wachen ausführen würden. Unser (ein Arzt) höchstmerkwürdige Geschichten dieser Art gesammelt; und wem fallen nicht dergleichen ein? Haben nicht ferner viele Kranke in hitzigen und andern Fiebern oft sehr richtige Gefühle von dem, was ihnen dienlich ist, z. E. Säuren, Rheinwein, Obst, Buttermilch, gesalznem Hering, kühler frischer Luft? Eine geheime Empfindung, gleich Instinkt, sagt ihnen, was ihre Krankheit lindern (vergl. Berl. Monatsschr. Febr. 1787. S. 157.) Der Glaube, unterstützt von reger Einbildungskraft, vermag sehr viel. Amulete haben schon manchen beherzt gemacht, und vielleicht eben dadurch aus Gefahren des Kampfs gerettet. Amulete haben schon oft gläubigen Kranken das Tertianfieber geheilt, eben so wie das bekannte Wegschneiden, wozu weiter nichts als der Glaube



Digitized by Google

nicht die gewöhnlichsten und hartnäckigsten Frauenzimmerkrankheiten hiervon herrühren, bei denen ihre Kunst zu Schanden wird, weil sie das wahre Rezept nicht schreiben können? Beide Kranken hatten viele Kuren vergeblich gebraucht. Wer ertrinken will, greift nach einem Halme. Der chronische Kranke braucht aus Ungeduld zuletzt alles, was ihm gerathen wird, und wirft sich dem Quacksalber in die Arme. — Lavater ist in Bremen ein Halbgott: er hat die Köpfe exaltiret; und Schwärmerei (wie Wieland sagt) steckt, wie der Schnupfen, an. Lavater preist den Magnetismus; seine eigne Frau ist dadurch geheilt. Er hebt die Einwürfe der Bremer Aerzte, und überzeugt sie, wie die Kranken. Durch Erzählen und Lesen wird noch mehr auf ihren Glauben gewirkt. Die Kur wird im vollen Vertrauen angefangen; der Körper durch stinkigen Genuß des bloßen magnetisirten Wassers und einiger Abführungen geschwächt, verfeinert, geläutert; die Imagination wird lebhaft, die Erwartung gespannt. Jetzt wird die Operation angefangen. Das anhaltende Fasten, der Genuß des Wassers, die Enthaltung von aller Arzenei, die Neuheit der Sache, die feierliche Stille, das sanfte Reiben, Streichen und Manipuliren an zum Theil sehr reizbaren Theilen, erregen eine Behaglichkeit, eine Ruhe und eine sanfte Transpiration bei Unterdrückung der übrigen Exkretionen, die auch bei der strengen Diät und dem vorherigen Abführen weniger statt finden. Die erwarteten Wirkungen kommen nach einander hervor; mit jedem neuen Symptom steigt der Glaube, und die Einbildungskraft vollendet ihr Spiel. Endlich fallen die Kran-

so der Einfältigen an die Kunst des Abschreibens gehört. Ich selbst habe einst glückliche Versuche damit gemacht. Ich weiß, daß junge muthwillige Leute einem furchtsamen Menschen durch Ueberredung, daß er krank sei, und durch Hülfe eines blaß spiegelnden Spiegels zu einem Fieber verhelfen. Personen, die schwache Augen haben, dürfen nicht lange in Andrer rothentzündete und triefende Augen sehen, ohne daß ihnen selbst aus Mitleidenschaft die Augen übergehen und roth werden. Gähnt man nicht, wenn der Gegenüberstehende gähnt? Selbst das Erbrechen wird dadurch bei einigen ansteckend. Man weiß, wie sehr überhaupt der Glaube und das Vertrauen der Kranken die Kur des Arztes unterstützt. Ein Pariser Arzte dispensirte ein Augenwasser; das Rezept ging mit seinem Tode verloren; seine Frau verkaufte dafür das Wasser der Seine, und der Ruhm des Mittels erhielt sich. Gaßner hat durch das Vertrauen, das das Baierische und Schwäbische Publikum in seine geheimen Kräfte setzte, und durch Hülfe der Imagination Wunderdinge geleistet. Auch er bestrich und manipulirte die Kranken; er brachte in gesunden Menschen Epilepsien im Namen Jesu hervor; sie fielen konvulsivisch nieder, und auf sein Machtwort: cessat, standen sie geheilt wieder auf.

Man wende das bisherige auf unsre beiden nervenkranken Frauenzimmer an. Ihre Nerven waren schwächer und reizbarer, und schon eben dadurch ihre Einbildungskraft empfänglicher und gespannter, als im starken, gesunden Körperzustand. Vielleicht ist ihr Geist trüber heim; ist dies bei jungen Frauenzimmern so nun? Ich fordre alle praktische Aerzte auf:

mit

nicht die gewöhnlichsten und hartnäckigsten Frauenzimmerkrankheiten hiervon herrühren, bei denen ihre Kunst zu Schanden wird, weil sie das wahre Rezept nicht schreiben können? Beide Kranken hatten viele Kuren vergeblich gebraucht. Wer ertrinken will, greift nach einem Halme. Der chronische Kranke braucht aus Ungeduld zuletzt alles, was ihm gerathen wird, und wirft sich dem Quaksalber in die Arme. — Lavater ist in Bremen ein Halbgott: er hat die Köpfe exaltiert; und Schwärmerei (wie Wieland sagt) steckt, wie der Schnupfen, an. Lavater preist den Magnetismus; seine eigne Frau ist dadurch geheilt. Er hebt die Einwürfe der Bremer Aerzte, und überzeugt sie, wie die Kranken. Durch Erzählen und Lesen wird noch mehr auf ihren Glauben gewirkt. Die Kur wird in vollem Vertrauen angefangen; der Körper durch strengen Genuß des bloßen magnetisirten Wassers und einiger Abführungen geschwächt, verfeinert, geläutert; die Imagination wird lebhaft, die Erwartung gespannt. Jetzt wird die Operation angefangen. Das anhaltende Fasten, der Genuß des Wassers, die Enthaltung von aller Arzenei, die Neuheit der Sache, die feierliche Stille, das sanfte Reiben, Streichen und Manipuliren an zum Theil sehr reizbaren Theilen, erregen eine Behaglichkeit, eine Ruhe und eine sanfte Transpiration bei Unterdrückung der übrigen Exkretionen, die auch bei der strengen Diät und dem vorherigen Abführen weniger statt finden. Die erwarteten Wirkungen kommen nach einander hervor; mit jedem neuen Symptom steigt der Glaube, und die Einbildungskraft vollendet ihr Spiel. Endlich fallen die Kran-

ten aus Zuckungen in den tetanischen Zustand des Schlafredens, und scheinen zu divinisiren. Wiederholte sanfte Transpirationen entledigen die Nerven nach und nach von der sie reizenden Schärfe; diese werden abgespannt und minder reizbar. Aber itzt verraucht der Taumel, die Vernunft erwacht, Beurtheilung überwiegt die Imagination. Die Kranken finden, daß man mehr Künste von ihnen erwartet, als sie Kräfte dazu fühlen. Indeß hat man ihre verfeinerten Sinne, ihre höhende Einbildungskrafe, ihren Scharfsinn, ihr Divinationsvermögen aus einigen Proben so bewundert, sie selbst sind gewissermaßen so merkwürdig, so berühmt geworden; sie glauben Lavatern, ihren Aerzten und dem Magnetismus soviel schuldig zu seyn! — Wer mag sich und seinen Freunden gerne ein Dementi geben? Das Spiel mußte nun also mit Ehren ausgespielt werden. Man zog sich mit guter Manier nach und nach zurück; mich Fragen und Proben möglichst aus; bestimmte endlich eine Zeit, in welcher man sich öffentlich gesund zeigen konnte; und es war nicht schwer, Wort zu halten.

Uebrigens wünsche ich, und viele werden es mit mir wünschen, daß Kuren dieser Art, wenn sie auch durch Hülfe der Imagination hie und da unheilbar scheinende Kranken heilen könnten, nicht weiter getrieben werden mögen. Das wenige Gute wird von dem großen Schaden überwogen. Denn Aberglauben, Wunderglauben, und jede Art von Schwärmerei müssen nothwendig dadurch zunehmen, Aufklärung und gesunde Vernunft aber unterliegen. Dieß war und ist freilich der Wunsch und das Bestreben einer gewissen Art Leute, und wird es bleiben, so lange die Welt steht.

Auszug aus dem Protokolle über die Reden der Dem. A. in ihrem desorganisirten Zustande; aufgesetzt von ihrer Freundinn Dem. D.

Den 29. Abends war sie anfangs sehr lustig und fiel von einem ins andere. Auf einmal ward sie sehr ernsthaft, und fragte, wann mein Bruder Peter begraben würde? Ich sagte: am Mittwochen.

A. Das ist sehr schlimm. Warum begrabt Ihr ihn nicht am Montag, und erspart Martin*) den traurigen Auftritt?

D. Wir besorgten anfangs, es möchte ihm noch empfindlicher sein, und nun ist es zu spät.

A. Nun dann, so laßt M. nur nicht hinaus gehen, wenn die Leiche etwas entstellt ist, sonst wird er wohl schwerlich davon abzuhalten sein. Aber, daß er ihn ja nicht anfaßt, und auch nicht so lange oben bleibt, denn die Krankheit ist doch etwas ansteckend gewesen. Aber ich will Dir ein Mittel sagen, daß es Euch allen nicht schadet. Nimm ein paar Medizinglässer und gießt sie halb voll Essig, mit einem guten Theil spanischen Pfeffer darinn (man kann auch wohl Zimmt nehmen, aber Pfeffer thut das nehmliche), dann laß dies immer auf dem Feuer stehen und ausdünsten.

D. Würde nicht ein flaches Glas besser sein, weil es mehr ausdünstet?

A. Nein, dies ist hinlänglich.

D. Aber die Gläser werden springen?

A. Das thun sie nicht, wenn sie nur ausgewärmt ganz trocken gemacht werden.

Die

*) Ein andrer Bruder der Demois. D.

Dieser Rath wurde sogleich befolgt, und der Geruch, welcher vorher sehr stark gewesen war, nahm wirklich ab. Sie wußte nachher nicht, daß sie dieses Mittel je gehört habe*). Sie fragte mich darauf: Ob ich es nicht an die Frau D. Wienholt erzählt hätte, daß ihr geahndet, es würde jemand sterben? Das hab' ich zwar, sagte ich, allein Du hast es ja auch an Hr. Dr. Wienholt selbst gesagt? (Ich war wirklich der Meinung). Sie behauptete aber, daß es nicht geschehn, und daß Hr. D. W. ihr auch nichts davon gesagt hätte. Sie wollte mir auch zeigen, daß sie es doch wisse, mit wem ich von ihr spräche, und das wider erzählte, was sie mir sagte. — Ich bat sie, mir einmal eine deutliche Beschreibung zu machen, wie sie es empfinde, wenn jemand gegenwärtig wäre, oder in der Nähe sei. Sie sagte: Zuweilen sehe ich es, so wie man im Traume sie jemanden sieht**), und dies ist die deutlichste Empfindung. Oft höre ich es auch, aber am meisten merke ich es beim Odem, wenn er auch noch so leise ist.

D. Ich glaube, Du hast itzt einen Sinn mehr wie andre Leute?

A. Das wohl nicht; aber meine Sinne sind itzt ungleich stärker, besonders das Gehör.

D. Auch das Gefühl?

A. Ja, aber ich kann doch im Schlafe alles besser ertragen, wenn ich mich auch stoße und schlage, und wenn auch noch so viel Lermen ist, erschrekke ich doch nicht. Weißt du was? Ich hätte schon vor einem halben Jahre sprechen können, wenn ich wäre

*) Schwer zu glauben, von einem so sehr bekannten Mittel.

**) Vielleicht, weil die Augen nicht recht geschlossen sind.

re magnetiſirt worden. Ich ſchlief damals ſchon jetzt, und verſtand manchmal was geſprochen rde *). Zuweilen hätte ich gern gelacht, wenn D. W. und der D. G. ſich die Köpfe zerbra- was ſie mir eingeben wollten.

D. Wußteſt Du ſchon zu der Zeit, was Dir gut r ſchädlich war?

A. O ja zuweilen; aber ich konnte ja nicht ſprechen.

D. Was iſt Dir denn gut geweſen?

A. Vornemlich Opium. Aber einmal wie ich im Pulver bekam, wäre es bald zu viel gewor- ſen und hätte mir geſchadet.

D. Auf was Art?

A. Es ſchwächt ſehr den Körper und Geiſt.

D. Welche Sachen ſind Dir denn unnütz ge- weſen?

A. Die mehrſten, auch der Muſkus. Aber das neben iſt mir doch am nützlichſten geweſen. Ein- al glaubten ſie alle recht was wichtiges ausgefun- n zu haben, mit den Kräuſelelementis, und die ieren doch völlig unnütz.

D. War es Dir denn nicht verdrießlich, wenn u es hörteſt, daß Du ſo vielerley gebrauchen ſollteſt?

A. Nein, ich hätte wohl immer darüber lachen ögen. Wenn ich aber erwachte, ärgerte ich mich rüber.

D. Im Schlafe biſt Du doch gemeiniglich ver- nügt?

A. Ja, zuweilen auch traurig, ſo wie neulich, a es mir ahndete, daß jemand ſterben würde.

D. Wußteſt Du es denn gar nicht, daß es Petern treffen würde?

A.

*) Ein nicht ungewöhnlicher Zuſtand, der an Katalepſie gränzt, und vielleicht bey Manipulationen fähiger macht.

A. Nein, das wußte ich nicht, und es ist mir auch lieb.

D. Warum?

A. Weil es mich dann noch trauriger würde gemacht haben. — Die Hausthüre ward indem geöffnet: Sie sagte: das ist Papa, der kömmt eben zu Hause.

D. Hat er etwa seine eigne Art die Thüre offen zu machen, woran Du ihn erkennest?

A. Nein, diesmal sah ich ihn.

D. Was hat er für ein Kleid an?

A. Das weiß' ich nicht, um solche Kleinigkeiten bekümmere ich mich nicht; weißt Du wohl in Traume, welche Kleider die Leute anhaben *)?

D. Ich träume nie sehr deutlich, aber ich möchte wohl mal so träumen, wie Du. Wäre mir nicht das Magnetisiren gut?

A. Das laß nur sein, Du würdest doch nicht schlafen.

D. Warum nicht?

A. Du bist recht gesund **). — Ich muß nun aufwachen. Geh doch nicht weg, und sag es mir dann gleich, wenn ich wache, daß Christine, (Schwester der Dem. D.) diesen Nachmittag kömmt. Sonst weiß ich es ja nicht.

Den 5. Nov. Nach einigen gleichgültigen Gesprächen hörte sie ihren Bruder Abraham auf der Flöte spielen, und sagte: Die arme Seele giebt sich viele Mühe und wird es doch nicht weit bringen.

D. Er hat doch viel musikalisches Gehör und viele Lust dazu.

A. Ja, wenn das so bliebe, allein es ändert sich oft.

D.

*) Doch ganz gewiß zutheilen.

**) Freilich, bei ganz Gesunden würde es nicht! Februar, S. 133.

D. Das ist vielleicht [illegible] besser für ihn. Er
hte als Gelehrter zu viele Zeit darauf anwenden.
A. Als Gelehrter? Er wird doch nicht beim
ucren bleiben.
D. Warum nicht?
A. Er wird es nicht, das werdet Ihr sehen. —
Ist Du nicht Deinen Bruder M. hören? Ich
lte ihn so gern sprechen.
D. Er wird nicht aus der Kirche sein.
A. Er ist schon zu Hause. Geh Du nur hin.
Ich fand ihn auch wirklich zu Hause. Wie ich
der zu ihr kam, sagte ich: Chr. will gleich kom-
n. Und M. nicht? frugte Sie. Ja, sagte ich,
ald er aus der Kirche kömmt. — Sie lachte da-
so, als wenn Sie ihrer Sache gewiß wäre.
dem kommt Chr., und M. trat still schweigend mit
ein. Sie sagte:
Du hast noch eine 3te Person mitgebracht, und
ach thut sogleich an. Wie er sich still schweigend
setzte, sagte Sie: M. sieht ja heute so ernsthaft
d so festlich aus. — Du siehst ihn ja nicht,
ste Chr. O ja, erwiederte sie, ich sehe ihn sehr
l. Nun erzählte Sie ihm einige Dinge, die in
r Folge geschehen würden, und die er sich mer-
n sollte, weil sie ihn angingen.
Um 2 Uhr war sie schon eingeschlafen. Eine
stunde nachher klagte sie sehr über Durst. Es
rde ein Glas Wasser vor ihr, und Chr. nöthigte
r zu trinken. Anfangs weigerte sie sich, und sagte:
ie könne ja im Schlafe nicht trinken. Gleich
rauf forderte sie es. Wie sie das Wasser aber
um mit den Lippen berührte, stieß sie es mit ei-
m lauten Geschrei zurük: „Ich kann es nicht
rinken, es ist kein magnetisirtes Wasser".

D. Würdest Du es denn trinken können, wenn es das wäre?

A. O ja.

D. So sag' es doch Hrn. Dr. W. ob er Dir nicht etwas schikken will.

A. Ja, wenn ich daran denke, will ich es thun.

D. Aber wenn Du nicht einmal das Wasser trinken kanst, wie — — —

A. Dürfen wir Dich denn anfassen? „fiel sie mir eilig ins Wort.“ — Aber das ist ja ein anders, und thut mir nichts; und damit gut.

D. Du bist sehr kurz?

A. Ich mag auch nicht so oft die Fragen so antworten: wie? warum? und woher?

Ihre Mutter kam herein und hatte die kleine P. auf dem Arme. Sie that ihr einige Fragen, die sie aber kurz beantwortete, und ihren Unwillen zu erkennen gab, daß sie wieder auf die Probe gesetzt würde. Auf alles Bitten wollte sie durchaus nicht sagen, daß sie es wisse daß das Kind da wäre. Endlich sagte sie: „Nun so geben Sie mir das kleine Geschöpf nur her“. Sie nahm es ins Bette, küßte es herzlich und spielte ganz geläufig damit. Aber wie das Kind zu weinen anfing, gab sie es geschwind weg mit den Worten: „Nein! das kann ich nicht ausstehen. Es geht mir durch und durch.“ Nachher wollte sie das Kind noch einmal wiederhaben.

Digitized by Google

Nachricht von der Leopoldsstiftung.

Der Abdruk der zum Behuf der Subskription angekündigten Denkschrift in großem Quartformat ist nun beendiget; und die Versendung der Exemplare geschieht itzt auf das sorgfältigste und schnellste. — Die Schrift enthält, außer dem Vorbericht, von 1 ½ Bogen: I. die Charakterschilderung Herzog Leopolds, auf 3 Bogen: mit der Erhabenheit der Gedanken und der Würde des Stils, wozu der Gegenstand begeisterte *). II. Die Urkunden der Stiftung, nemlich 1) die Ankündigung von 28 Mai 1785; 2) Die Königliche Bestätigung der Stiftungsurkunde vom 3. Septemb. 1786; 3) die Königlichen Befehle an das Generalauditoriat und das in Frankfurt stehende Regiment, zur Beobachtung der Stiftung; 4) das Königliche Schreiben an die Kurmärkische Landschaft, wegen Belegung des Stiftungskapitales. III. Das Namenverzeichniß der Beitragenden, fast volle 3 Bogen stark, in dreifach gespaltenen Kolumnen eng gedrukt. Es enthält an 2800 Subskribenten, aus verschiedenen Städten Europas, von verschiedenem Stande, Geschlechte, Religion. Wohlthätigkeit vereiniget noch immer die Herzen der Menschen, so getrennt sie auch durch entgegengesetztes Interesse sein

*) Ungeachtet der sorgfältigsten Korrektur sind doch einige Denkfehler dem Auge entwischt. In der Denkschrift lese man S. 17. Zeile 7 von unten: Aber, statt Und. Und S. 23. Z 14. statt: so weit ihr Wirkungskreis reicht, sucht sie; lese man: sucht sie, so weit ihr W. — u. s. w.

Digitized by Google

sein mögen! IV. Die allgemeine Berechnung. Nach derselben betrug die gesammte Einnahme 6946 Rthlr. 17 Gr., und alle Ausgaben bis itzt 969 Rthlr. 14 Gr. 6 Pf. Es stehen noch die Ausgaben zur Verpaktung und Versendung der Schrift bevor; die aber von den Zinsen der itzt belegten Kapitalien zu bestreiten sind. Höchst wahrscheinlich wird die ganze übrige Summe, nach Abzug aller Ausgaben, in Sechstausend Thalern bestehen. Diese werden im Julius bei der Kurmärkischen Landschaft zu 5 Prozent, und zwar unabkäuflich, belegt; und tragen also an Zinsen Dreihundert Thaler. Dies ist dann die Summe, welche, der Stiftung gemäß, jährlich zum wohlthätigen Andenken Leopolds und zum Besten der Garnisonschule zu Frankfurt an der Oder, wird verwandt werden.

Am 27sten April ist daselbst das zweite Leopoldsfest gefeiert worden. Es sind wiederum (s. 1786, Jun. S. 574) 10 Knaben und 10 Mädchen völlig neu gekleidet, für 10 Thaler Schulbücher vertheilet, die Kinder gespeiset, der Schullehrer mit 5 Rthlr. beschenket, — und diesmal auch ein neuer zweiter Lehrer angesetzt worden. Der Mann heißt Jänike, war ehemals Soldat bei dem Regimente, hat nachdem schon ein paar Schulen versehen, und war von dem Hochsel. Herzog selbst zu dem itzt ihm von der Stiftung ertheilten Amte bestimmt, auch gerade mit dem nehmlichen Gehalte, welches er itzt erhält, 60 Rthlr. jährlich. Itzt kann also die große Anzahl der Schulkinder (gewöhnlich 300) in zwei Klassen vertheilet werden; und diesen bessern Unterricht und die andern Wohlthaten und die Freude und das segenvolle Andenken ihres Stifters verdankt die Schule der Mildthätigkeit der Beitragenden.

Digitized by Google

Berlinische Monatsschrift.

1787.

Sechstes Stük. Junius.

I.

Ueber die allgemeine Toleranz.

Briefe aus Virginien, an Herrn Geh. Justizrath Möser.

Erster Brief.

Sie wollen wissen, liebster Freund, wie wir bei der hier eingeführten allgemeinen Duldung gefahren sind. Gut! das will ich Ihnen erzählen, wie ich es selbst mit erlebt und erfahren habe.

Anfangs, wie einer mit dem andern nicht viel zu theilen hatte, ging alles gut. Deist und Atheist, Christ und Unchrist, gingen ganz friedfertig mit einander um. Man richtete einen jeden nach seinen Handlungen; und keiner fragte den andern: was glaubest du?

Allein diese ruhige Verträglichkeit währte nicht lange. Ein schlechter Mensch hatte von einem Kaufmanne, der sich einmal in Gesellschaft hatte

verlauten lassen, daß er keinen Gott glaube, für mehr als dreihundert Dollars Waaren auf Kredit erhalten; und leugnete jezt die Schuld. Der Kaufmann klagte; und der Richter erkannte, daß ihm, wenn er sein Buch beschworen haben würde, der Andere bezahlen sollte. „Das geht nicht, Herr „Richter," versetzte der Beklagte; „oder der Mann „muß erst bekennen, daß er einen Gott glaubt, „der die Meineidigen bestraft." — „So recht!" urtheilte der Richter; und wollte eben den Kläger, der sich hiezu nicht verstehen wollte, abweisen, als ein Quaker auftrat, und behauptete: man müsse einem ehrlichen Manne auf seine Versicherung glauben. Nun galt aber das Nein des Beklagten so viel als das Ja des Klägers; und der Richter sah sich genöthigt, die ganze Kolonie zusammen zu rufen, um von der Gesetzgebenden Macht zu vernehmen, wie er sich hiebei zu verhalten habe.

Der Sprecher fing damit an, daß auch die Götter den Eid nicht entbehren könnten:

Una superstitio superis quæ reddita divis.

Allein, um die vielen Quaker nicht vor dem Kopf zu stoßen, faßte man endlich das Gesetz dahin: „Daß jeder Koloniste sein Glaubensbekenntniß zu „Protokoll geben sollte; darnach wollte man ur„theilen, wie er sein Wort bekräftigen solle. So „habe man es in Europa mit dem Judeneide und „der Quakerversicherung gemacht. Wer aber gar

Digitized by Google

„keinen Gott glaube, sollen nur gegen seines gleichen „zeugen können.“

„Auf diese Weise“, sagten die Atheisten, durch „doch nur wenige waren, „sind wir übel daran. „Die gemeinen Leute hier, denen wir wegen des „großen Geldmangels borgen müssen, sind alle „Christen; und werden sich allerdings ein Verdienst „daraus machen, einen Atheisten zu betrügen.“

„Nicht allein das, rief Einer aus dem Volke: „sondern ihr Atheisten seid auch unfähig ein obrig„keitliches Amt zu verwalten, oder Repräsentanten „des Volks zu werden. Ihr könnet auch von an„dern Religionsverwandten kein Zeugniß verlangen, „weil ihr ihnen keines wiedergeben könnet. Und, „wenn einmal das Unglük seie sollte, daß wir „gegen die Wilden ziehen müßten: so fechten wir „nicht mit euch, weil ihr mit uns nicht gleichen „Muth haben könnet, indem ihr mit dem Leben al„les verliert, wir aber nur aus einem Leben ins „andre übergehen. Ihr seid also nicht besser als „Sklaven, die sich den Gesetzen und Steuren, die „wir ihnen ohne ihre Zustimmung auflegen, unter„werfen müssen.“ Ein Philosoph bemerkte noch hiebei: „der Atheismus könne nie das Band einer „bürgerlichen Gesellschaft werden; derselbe isolire „seiner Natur nach, und führe überhaupt zu einem „freudenlosen Leben, um dessen willen es sich nicht „der Mühe verlohne, Gesellschaften zu errich„ten.“

Nun ging es ans Protokolliren, da ein jeder sein Glaubensbekenntniß ablegen mußte. Der eine glaubte dies, der andre das; und was das schlimmste dabei war; so hatte fast ein jeder alle acht Tage seiner Meinung etwas ab- oder zuzusetzen, wie dieses fast immer der Fall ist, wenn man erst anfängt einer Sache recht nachzudenken, und darüber warm wird. Hierüber wurde aber das Protokoll so dik, daß der Kolonieschreiber Johann Jakob solches durchaus geschlossen haben wollte. Allein Keiner wollte dem Rechte, seine Meinung früh oder spät ändern zu mögen, entsagen; und so blieb das Protokoll zur großen Beschwerde des Schreibers immer offen, so daß man kein Ende davon absehen konnte.

Endlich erforderte es doch die Nothwendigkeit, weil eine bevorstehende Magistratswahl nicht länger verschoben werden konnte, die sämmtlichen bis dahin eingebrachten Glaubensbekenntnisse vorläufig, jedoch mit Vorbehalt des Rechts eines jeden wegen des Ab- und Zusetzens, in einen Auszug zu bringen; und festzusetzen: welchem ein Kolonist beypflichten sollte, um in vorkommenden Fällen zum Eide, zum Zeugnisse, zur Repräsentation, zur Magistratur, und zur Landesvertheidigung, zugelassen zu werden. Man brachte also die sämtlichen Bekenntnisse auf gewisse Hauptartikel zurük; und setzte unter jeden die Namen derjenigen Kolonisten, welche darin übereinkamen.

Die

Die Atheisten wurden so gleich aus der Zahl der ehrenfähigen Männer ausgestrichen. Man erklärte ihnen jedoch dabei: daß sie bleiben, handeln, bauen, und leben könnten, wie andre Kolonisten; und daß auch ihre Kinder ehrenfähig werden sollten, wenn sie die festzusetzenden Artikel künftig mit annehmen würden; wogegen sie sich aber gefallen lassen müßten, wenn es zum Kriege mit den Wilden ginge, als Trainknechte zu dienen, da sie nicht in Reihe und Glieder stehen könnten. Denn hier, wo es auf die Hand ankäme, könne man ihnen nicht, wie den Juden, erlauben, einen andern an ihre Stelle zu dingen; und, weil man sich auf ihr Gewissen nicht verlassen könnte, müsse man den Vermögenden unter ihnen alles bei schweren Geldstrafen, und den Unvermögenden bei hundert Stokprügeln verbieten.

Vergeblich beriefen sie sich dagegen, auf die bekannt gemachte allgemeine Duldung, auf die Freiheit des Glaubens, und die Unschuld des Irrthums, auf ihre guten moralischen physikalischen und politischen Eigenschaften. Die Antwort war immer: das Vertrauen lasse sich so wenig wie der Glaube erzwingen. Beide Theile folgten mit gleichem Rechte ihrer Freiheit zu denken: die Atheisten, indem sie keinen Gott glaubten; und die andern, indem sie einem Atheisten in keinem Stükke trauten. Und damit blieb der Stärkere oben, von Rechtswegen.

Nächstens will ich Ihnen melden, wie es uns weiter gegangen. — —

Ueber die Astronomie des Thales und der Pythagoräer.

In der allgemeinen Litteratur-Zeitung St. 82—84. ist eine Untersuchung über einige streitige Lehren der Astronomie des Thales und der ältern Pythagoräer eröfnet worden, zu deren Aufklärung es mir erlaubt sein wird, auch einige Anmerkungen beizubringen. Ich bin weit entfernt, an dem Streite Theil zu nehmen, der in der Rezension, worin diese Untersuchung vorkömmt, zwischen dem Kunstrichter und seinem beurtheilten Schriftsteller obwaltet; meine Intervention betrift bloß die Sache, und keiner von beiden kann es übel nehmen, daß ich mich für diese interessire, da sie ihnen selbst interessant ist. Die Kenner und Liebhaber dieser Untersuchungen sind dem Kunstrichter für die gelehrten und gründlichen Bemerkungen, womit er seine Rezension bereichert hat, den wärmsten Dank schuldig. Es ist kein geringes Verdienst, die Versehen eines Schriftstellers zu berichtigen, dessen Entscheidungen bei den Lesern Irrthümer in Ansehung belangen vermögten, die der Wissenschaft schädlich werden könnten.

Ueber

Ueber die astronomischen Kenntnisse des Thales habe ich nur wenig zu den Aufklärungen des Kunstrichters hinzuzufügen. H. Prof. Meiners muß die Stelle des Aristoteles (de coelo, II. 13.), worin dieser von Thales Meinung über die Figur der Erde sprechen soll, gar nicht angesehen haben; wie er sie dann auch bloß: „Aristoteles de coelo" ohne Buch und Kapitel anführt. Sonst könnte er dem alten Weltweisen den Irrthum von ihrer flachen Gestalt, auf die Autorität des Stagiriten unmöglich beilegen; da alle Ausgaben, die ich habe nachschlagen können, selbst die schlechte Oktavausgabe von 1597 nicht ausgenommen, πλωτην, und keine einzige πλατειαν, lesen. Sie beweiset also nicht, daß Thales die wahre Figur der Erde verkannt habe.

Allein auch in dem Falle, daß Thales die wahre Ursache der Sonnenfinsternisse gekannt, bleibt doch ein beträchtlicher Weg von dieser Entdekkung bis zur Vorhersagung derselben übrig, wenn diese Vorhersagung nur durch die künstlichen Berechnungen der neuern Astronomie möglich wäre. Die übrigen noch so schätzbaren Entdekkungen des Thales in der Geometrie setzen aber selbst noch einen so mangelhaften Zustand der mathematischen Wissenschaften zu seiner Zeit voraus, daß man die zu einer so schweren Berechnung erfoderlichen Vorerkenntnisse schlechterdings bei ihm nicht erwarten darf.

Wir müssen also einen andern Weg einschlagen, um dieses Räthsel aufzulösen; und der Kunstrichter versucht es selbst, uns einen zu zeigen. Es ist eine Vermuthung, die ich zuerst in Le Gentils Voyage dans les mers de l'Inde, dans les années 1761 — 1769. (à Paris 1779. 4.) gefunden habe, und die der gelehrte Kunstrichter aus Bailly's Munde anführt. Le Gentil berechnete eine Sonnenfinsterniß mit einigen Braminen um die Wette: sie wurden in drei Viertelstunden fertig, indeß er deren fünf dazu brauchte; und er vermuthet, daß sie einige Kunstgriffe, gleich unserer Welschen Praktika in der Rechenkunst, zur Abkürzung ihrer Rechnungen haben müßten, die sich unter ihnen durch Tradition fortgepflanzt hätten. Ich entscheide nicht, ob Le Gentil recht vermuthet habe. Recht oder unrecht: es würde immer noch zu viel mathematische Kenntniß voraussetzen, auch nur diese vermeinten Kunstgriffe mechanisch anzuwenden. Und wo sollen sie hergekommen sein, diese Kunstgriffe? Es muß also eine leichtere Art geben, Sonnenfinsternisse, wo nicht auf eine Minute, doch wenigstens auf einen Tag, vorher zu sagen. Und so ist es.

Es läßt sich nemlich bei fortgesetzter Beobachtung aus der Erfahrung bemerken, wie oft in einem Cyklus von neunzehn Jahren Sonne und Mond mit der Erde gerade auf derselben Linie zusammenkommen. Wer sich dieses abgemerket

hat,

Digitized by Google

hat, der kann ohne große Rechnung eine Sonnenfinsterniß vorhersagen. Und, wohl bemerkt, hiezu ist ein richtiger Begriff von einer Sonnenfinsterniß, so wie von der Natur des Mondes, von unleugbarem Nutzen. Diese Vorhersagungsmethoden hat man schon vor Plinius *) Zeiten gekannt; und warum sollte es nicht die sein, deren sich Thales bediente? Sie und keine andere passt gerade zu dem Grade von astronomischen Kenntnissen, die man dem Zeitalter des Thales zutrauen darf. Sie setzt zwar einige Kenntniß von dem bekannten Cyklus des Meton und Eukremon voraus; allein warum sollte auch nicht dieser Cyklus schon zu Thales Zeiten bemerkt worden sein, obgleich nicht mit der Genauigkeit, womit ihn in der Folge diese beiden Astronomen bestimmt haben? Das ist so wenig unglaublich, daß die Nachricht, welche Ptolemäus davon giebt, vielmehr darauf zu führen scheint. Aus dieser läßt sich nemlich schließen: daß sie ihn bloß berichtigt, und insonderheit, um seinen Anfang genau zu bestimmen, im Jahr 432 vor Chr. G. den 27. Jun. unter dem Archonten Apsendes, die Sommersonnenwende zu Athen beobachtet haben **). Um auf den Gedanken zu

*) Defectus ducentis viginti duobus mensibus redire in suos orbes, certum est, solisque defectum non nisi novissima primave fieri luna; quod vocant coitum; lunaeque autem non nisi plena, semperque citra quam proxime fuerit. *Plin.* Hist. nat. L. I. c. 13.

**) *Ptol.* Magna Synt. L. III. c. 2.

Digitized by Google

kommen, eine solche Beobachtung anzustellen, musste man bereits länger vorher bemerkt haben, in wie viel Zeit die Sonne und der Mond an einen Punkte des Himmels wieder zusammenkommen. Ich glaube also, daß Thales gar wohl nach der angenommenen Methode, zwar nicht mit der Genauigkeit unserer heutigen Astronomie, doch wenigstens ungefähr auf einen Tag, eine Sonnenfinsterniß habe vorhersagen können; ohne seine astronomischen Kenntnisse höher anzuschlagen, als uns die bewährtesten Nachrichten dazu berechtigen. Diese astronomischen Kenntnisse des Thales hat also der Kunstrichter, nach meiner geringen Einsicht, mit aller möglichen Richtigkeit angegeben.

Seine Meinung von der Astronomie der Pythagoräer scheint mir nicht so ausgemacht zu sein. Er glaubt nehmlich, die ältern Pythagoräer haben bereits die Sonne in den Mittelpunkt unsers Planetensystems gestellt; denn das Centralfeuer derselben, das sie die Wache Jupiters nannten, sei nichts anders, als die Sonne selbst. Diese Meinung ist nicht neu; und grossen Männern, als Kopernikus und Keppler, war sie äußerst willkommen, um einer Hypothese, die zu ihrer Zeit noch für gefährlich gehalten ward, das Ansehen des Alterthums zu verschaffen. Sie scheint mir aber verschiedene nicht unwichtige Gründe gegen sich zu haben.

Zu-

Zuförderst scheint sie mir in keiner Stelle, die der Kunstrichter dafür anführt, zu liegen. Es ist wahr, Plutarch läßt in der angezeigten Stelle (de Plac. Phil. III, 11.) den Philolaus außer dem Centralfeuer die Sonne nicht noch besonders benennen. Allein er spricht auch nur von der Erde und der Gegenerde (Antichthon), deren Ort zu benennen in diesem Kapitel seine eigentliche Absicht ist; von den übrigen Himmelskörpern ist die Rede nicht. Plutarchs Worte lauten so: „der Pythagoräer Philolaus setzte das Feuer in die Mitte, „(denn dieses sei der Heerd des Weltalls); zweitens die Gegenerde (Antichthon); drittens die Erde, die wir bewohnen, welche der Gegenerde „entgegenstehet, und so um sie herum bewegt wird, „daß diese letztere von der erstern nicht kann gesehen werden.“ Hier ist keine vollständige Aufzählung der Himmelskörper. Man kann also auch nicht schließen, daß, um das Decimalsystem der Pythagoräer vollzählig zu machen, die Sonne nach ihrer Meinung schon unter der Benennung des Centralfeuers enthalten sei. Sie setzten vielmehr nach den zuverlässigsten Nachrichten die Sonne zwischen den Mond und die Erde. Um dieses zu beweisen, darf ich nur eine Stelle des Stobäus *) anführen, die um desto überzeugender ist, da sie, nach der bekannten Methode dieses Kompilators, das

*) Ecl. phys. S. 74.

dasjenige ausführlicher enthält, was Plutarch in der eben angeführten Stelle abgebrochener erzählt. „Philolaus, sagt er, setzt in die Mitte das Feuer „das er den Heerd des Weltalls u. s. w. nennt. — „Der Natur nach, sei das Feuer das mittelste. „Um dieses drehen sich die zehn göttlichen „Körper: der Himmel, die Planeten, nach die„sen die Sonne, unter welcher der Mond, unter „welchem die Erde, unter welcher die Gegenerde, „und nach diesen allen in dem Mittelpunkte das „Feuer gleich dem Heerde seinen Ort habe.“ Hier wird also das Centralfeuer von der Sonne ausdrüklich unterschieden; und es ist so weit entfernt, daß nach dem Plutarch diese beiden Körper sollten nur einer sein, daß, wenn er das System des Philolaus so weit als Strobäus angewandt hätte, wir vielmehr das Gegentheil bei ihm finden würden. Das ist um desto glaublicher, da Plutarch an einem andern Orte *) ausdrüklich sagt: daß die Sonne und der Mond sich, wie die Erde, um das Centralfeuer bewegen.

Wie aber? wenn endlich gar Plutarch in andern Schriften, die noch von unbezweifelterem Ansehen sind, als sein Werk über die Meinungen der

*) de Plac. Phil. III. 13. Οἱ μεν ἀλλοι μενουσι την γην· Φιλολαος δε ὁ Πυθαγορειος κυκλῳ περιφερεσθαι περι το πυρ κατα κυκλον λοξον, ὁμοιως τοις περι ἡλιον και σελην.

der Philosophen, die Entdekkung des wahren Sonnensystems nicht dem Philolaus, sondern einem ganz andern Mann zuschriebe? — Und so ist es: er schreibt sie ausdrüklich dem Aristarch von Samos zu. *) Es ist in diesen Stellen zwar nur von der Bewegung der Erde die Rede, ohne daß der Mittelpunkt angegeben wird, um den sie sich bewegt. Allein auch über diesen kann kein Zweifel sein. Denn ich kann hierüber einen Gewährsmann anführen, der sowohl wegen seiner Glaubwürdigkeit, als auch wegen der Zeit, worin er gelebt hat, von so großem Gewicht ist, daß er die ganze Sache allein entscheiden, zugleich aber auch die spätern Schriftsteller unterstützen und ergänzen kann; — einen Gewährsmann, der die Lehre von der Bewegung der Planeten um die Sonne dem Aristarch, als eine demselben eigenthümliche Lehre, beilegt. Und dieses ist kein geringerer als Archimedes. **) Seine Worte lauten also: „Diese Definition „von der Welt, wie sie in den Schriften anderer „Astronomen gegeben wird, hat Aristarch der „Samier widerlegt, der der Welt einen weit „größern Umfang giebt. Denn, zu folge seiner „Hypothese, haben weder die Sonne, noch die Fix-

*) *Plut.* de Fac. in Orb. Lun. Vol. IX. S. 650, 651. Ed. Reisk. und in den Qu. Plat. V. I. X. S. 183. Und das wird bestätigt vom *Sext. Emp.* contr. Math. X. 3. S. 663. Ed. Fabr.

**) Archim. Arenarius init.

zu verwerfenden Gründen, noch einige Geschichtschreiber nach ihm setzen *).

So kennten wir dann mit aller möglichen Wahrscheinlichkeit denjenigen, der unter den Alten zuerst den kühnen Gedanken gedacht: die Sonne in den Mittelpunkt des Planetensystems zu setzen, und die Erde sich um sie herum bewegen zu lassen. Es wären nicht die Pythagoräer, am wenigsten aber der Niketas oder Hiketas von Syrakus, den Herr Prof. Meiners als den Erfinder dieser Hypothese, auf Glauben einer Stelle des Cicero, die er nicht angesehen haben muß, dafür angegeben hat.

Ich wiederhohle die Erklärung, womit ich angefangen habe: daß ich an dem Streite des Jenaischen

*) S. J. A. Fabricii Anmerkung zu der oben angeführten Stelle des Sext. Emp. und seine Bibl. gr. L. III. c. 5. §. 14. Er setzt ihn in die 125ste Olympiade wegen der oben angeführten Stelle aus dem Plutarch de fac. in orb. Lun. wo er mit dem Menage ad Diog. Laert. VIII. 85. statt Ἀρίσταρχος Κλεάνθη, umgekehrt Ἀρίσταρχον Κλεάνθει lieset; welche augenscheinliche Verbesserung Reisken unbekannt geblieben zu seyn scheint: denn er hat sie nicht benutzt. Nach dieser Stelle wäre also Aristarch ein Zeitgenosse des Kleanthes gewesen, der um die 125ste Olympiade gelebt hat. Dieses wird noch durch die Nachricht des Proleмäus in Magn. Synt. L. III. c. 1. bestätigt, wo er nach dem Hipparch erzählt, daß Aristarch in der Ol. CXXV, 2. die Sommersolstitiumwende beobachtet habe.

Digitized by Google

nalschen Kunstrichters mit seinem Autor keinen Theil nehme; ich habe bloß meine Gedanken den Kennern der Geschichte der Philosophie und auch diesen beiden achtungswürdigen Gelehrten zur Beurtheilung vorlegen wollen. Sie werden mir sowohl, als auch ohne Zweifel jedem, den die Geschichte des Fortganges des menschlichen Geistes interessirt, einen sehr dankenswerthen Dienst erweisen, wenn es Ihnen gefallen sollte, falls ich mich geirret habe, mich eines Bessern zu belehren.

Halle d. 21 April 1787.

Eberhard.

F.

Abdul.

Eine Erzählung.

Der mächtige Schach Abdul saß
Auf Kores Thron, als in dem Reiche
Das Feuer einer faulen Seuche
Das Volk bei Myriaden fraß.
Der Heilkunst emsigstes Bestreben
Erhielt nicht Eines Kranken Leben:
Sie welkten alle, wie das Gras.

Um dieses Ungemach zu heben,
Lud einst der Schach den Divan vor;
Allein man schwieg zu seinen Fragen.
Der Mufti kratzte sich das Ohr;
Der Kanzler glaubte viel zu sagen,
Und sagte — nichts. Zuletzt ward auch
Der Arzt gefragt.

„Wir wissens alle,
Sprach er mit vorgestrecktem Bauch,
„Der Sitz des Uebels ist die Galle,
„Die zeugt die Krankheit und den Tod;
„Doch wer kann die Natur beschwören?“ —
„Freund, damit hat es keine Noth,“
Rief der Monarch: „das sollst du hören!“ —
Sogleich erscheinet ein Mandat:
Das jedem Herrn und jedem Sklaven,
Bei martervollen Lebensstrafen,
Ein Kind, das eine Galle hat,
Zu zeugen, förmlich untersagte.

„Ihr Abdul war ein wildes Thier,
„Ein Satan, den die Mordlust plagte!“
So sei mir unser Pfarrer hier,

Er

Ergrimmt, ins Wort. — Ich mußte lachen.
Dem guten Mann kam nicht in Sinn,
Daß er und sein Sankt Augustin
Den lieben Gott zum Abdul machen.

Kolmar. Pfeffel.

4.

Ueber den freien Gold- und Silberhandel.

Friedrich Wilhelm II. hat Seinen Unterthanen durch das Patent vom 21. Februar 1787 einen neuen Beweis Seiner edeln Denkungsart und Seiner wolthätigen Gesinnungen gegeben. Der Monarch ertheilet durch dasselbe seinem Volk eine dreifache Freiheit, die es vorher entweder gar nicht oder doch nicht gesetzmäßig hatte: die Freiheit nehmlich, mit Gold und Silber einen vollkommen uneingeschränkten Ein- und Ausfuhrhandel zu treiben; die Freiheit, das Verhältniß des Wehrtes des Goldes zum Wehrte des Silbers nach der jedesmaligen Konkurrenz zu bestimmen; und die Freiheit, die in Gold zu entrichtenden landesherrlichen Abgaben mit einem festgesetzten Aufgeld von Fünf vom Hundert mit Silberkurrent zu berichtigen.

Da wenig Menschen Zeit und Gelegenheit haben, sich von den Gegenständen dieser Verordnung

Digitized by Google

richtige, deutliche und vollständige Kenntniße zuverschaffen; so wird wahrscheinlich die dadurch dem Lande widerfahrne Wohlthat vom Publikum eher gefühlet als begriffen werden. Und dis ist für den großen Haufen genug. Da aber doch auch hier und da Einwendungen gegen die wolthätigen Wirkungen dieses Gesetzes gemacht sind, ja da manche sogar nachtheilige Folgen daraus prophezeihet haben; so ist es vielleicht nicht undienlich, das Publikum über den Ungrund dieser Einwendungen zu belehren, und die vorgespiegelten Schrekbilder durch die Fakkel der Vernunft zu verscheuchen.

Ich will zuvörderst von dem freien Gold- und Silberhandel reden; und ich hoffe, jeden unbefangenen Leser zu überzeugen, daß wir aus der ganz unbedingten Freiheit, Gold und Silber auszuführen, keinen Nachtheil für die Nation zu besorgen haben. Soviel wird mir jedermann wol zugeben, daß wir deswegen noch nicht unser Gold und Silber ausführen werden, weil wir die Erlaubniß dazu haben; sondern es müssen Gründe da sein, die uns bestimmen, unser Gold und Silber fortzuschiken. Ich kann auch wohl ohne Streit annehmen, daß wir unser metallisches Vermögen nicht an auswärtige Nationen verschenken werden; und so läßt sich nur ein doppelter Grund zur Ausfuhr der edlen Metalle gedenken. Nemlich: entweder wir sind einer andern Nation einen Saldo schuldig, den wir mit Ueberschikkung unsers

fers Goldes und Silbers tilgen wollen; oder wir spekuliren mit unsern Metallen auf einen auswärtigen Marktplatz.

Sind wir schuldig, so müssen wir bezahlen; und dadurch daß wir unsre Schulden tilgen, verbessern wir unsre Umstände. Wenn eine Nation einen auswärtigen Saldo zu bezahlen hat, so berechnet sie gewiß, wie sie diese ihre Schuld am wolfeilsten abführen kann. Ist nun der Weg, durch Gold und Silber zu bezahlen, der wolfeilste; so erwählet sie diese Methode gewiß, und führet Gold und Silber aus. Ist eine andre Methode vortheilhafter, so führet sie diese Metalle gewiß nicht aus. Wie kann also in diesem Fall ein Nachtheil aus der Gold- und Silberausfuhr erwachsen? Die Absicht davon ist: die Bezahlung unsrer Schulden; und das ist nichts nachtheiliges. Der Grund, warum wir mit Gold und Silber bezahlen, ist: weil wir bei dieser Art zu bezahlen, die größten Vortheile entdekken; und das kann wohl auch nichts nachtheiliges sein.

Wir zahlen jährlich eine große Menge von Dukaten und eine nicht unbedeutende Summe von unserm Silbergeld an die Polen, die uns ihre Produkte zubringen. Sollte dies wohl für unsern Staat nachtheilig sein? Unstreitig ist bis jetzt der Wehrt aller aus Polen uns zugeführten Produkte größer, als die Summen aller polnischen Bedürfnisse von unsern Waaren. Wir bleiben also, nach gänzlich vollendetem Tausch, den Polen einen Sal-

do schuldig; und da wir berechnen können, daß wir diesen Saldo am wolfeilsten berichtigen, wenn wir sie mit Dukaten und unserm Silbergelde bezahlen, so erwählen wir diese Methode. Hieraus hat noch niemand einen Nachtheil für unsern Staat ersehen. Fehlt es uns auch etwa wegen dieser Ausfuhr an Gold und Silber? Oder würde unser Verkehr mit Polen vergrößert und erleichtert werden, wenn wir andre, das heißt, kostbarere Mittel zum Bezahlen erwählen wollten? Denn eine vieljährige Erfahrung hat es uns gelehrt, daß wir bei Bezahlung der Polen am besten abkommen, wenn wir ihnen Gold und Silber geben; sonst würden wir unsre Metalle dahin nicht ausführen. — Umgekehrt, haben wir gleichfalls alle Jahre einen ansehnlichen Saldo an Frankreich zu bezahlen; noch weiß ich aber nicht, (ich nehme die Zeit der letzten Golderhöhung in Frankreich aus), daß es irgend jemanden von unsern Kaufleuten eingefallen wäre, Gold und Silber nach Frankreich zu schikken. Und warum nicht? Weil diese Baarsendung nicht die wohlfeilste Art ist, wie wir Frankreich bezahlen können.

Man kann sich also wohl ganz sicher darauf verlassen, daß eine Nation ihr Gold und Silber zu Bezahlung ihrer Schulden nicht eher ausführen wird, als wenn sie in dieser Art zu bezahlen überwiegende Vortheile findet. Soll man sie nun aber wohl in diesem Geschäfte stören?... Ich wenigstens finde

Digitized by Google

finde es grausam und ungerecht, einer Nation zu verwehren, ihre Schulden auf die wohlfeilste Art abzumachen. Auch hat ein solches Verbot die nachtheiligsten Folgen. Erstlich wird die Nation dadurch zum Schleichhandel gereizt. Der Gewinn, der in diesem Fall durch die Metallausfuhr erhalten wird, ist so reizend, daß selbst Festungs-, Galeeren- und Lebensstrafen den Schleichhandel nicht hemmen werden. Welche schreckliche Folgen aber entstehen nicht aus dem Hang einer Nation zum Schleichhandel? Das dadurch bewirkte Uebel ist so groß und so um sich greifend, daß ich ohne alle Ausnahme eine jede Finanzoperation tadle, die diesen Reiz giebt; den Schleichhandel aber selbst kann hernach der Staat mit allen dagegen zu treffenden Maasregeln nicht verhindern. Aber zweitens, gesetzt auch, daß die heimliche Ausfuhr der Metalle ganz verwehret werden könnte; so wird das Verbot doch die nachtheiligsten Folgen für die Nation haben, die auswärtige Schulden hat. Denn bezahlen muß sie doch einmal; und sie wird nun dazu kostbarere und schwindelnde Operationen erwählen. Wenn wir nach Polen nicht mehr Gold oder Silber hinschikken dürften; so würden wir vielleicht unsre dortigen Schulden mit unsern Anweisungen auf England, Holland, und Spanien bezahlen wollen. Würde aber wohl der Pole diese unsre Forderungen umsonst einziehen wollen? Würden wir ihm nicht vielmehr alle Kosten, die er

Digitized by Google

uns bei der Einziehung in Rechnung brächte, vergütigen müssen? und würden wir ihm also am Ende nicht mehr bezahlen, als jetzt, da wir ihm Dukaten und Silbergeld geben? Diese Bezahlung wäre indessen noch immer reell. Gesetzt aber, daß wir zwar Gold und Silber hätten, aber keine auswärtige Forderungen; wie würden wir dann den Polen bezahlen, wenn wir ihm unser Gold und Silber nicht geben dürften? Ich weiß hier keinen andern Ausweg, als: mit Kredit, der keinen reellen Grund hätte, das heißt, mit Schwindel. Ob nun dis doch vortheilhafter sein soll, als Gold und Silberausfuhr, überlasse ich eines jeden eigener Beurtheilung.

Selbst also in dem traurigen Fall, wenn eine Nation im Ganzen Schuldnerin der übrigen Nationen ist, darf die Gold und Silberausfuhr nicht verboten werden. Denn man macht dadurch die Lage der Nation noch elender, und beschleuniget dadurch ihren Untergang. Die Lage wird schlechter, weil man die Abbezahlung der Schulden erschweret; und der Untergang der Nation wird beschleuniget, weil man sie zwingt, zu schwindelnden und wucherischen Operationen ihre Zuflucht zu nehmen. — Soll aber der Staatsmann in diesem Fall ruhig zusehen, daß alles Gold und Silber aus dem Lande gehet, und daß zuletzt gar kein Geld im Lande übrig bleibt, womit sich die Einwohner des Staats ausgleichen können? Keinesweges.

Er

Er muß vielmehr dem Uebel vorbauen, er muß alle Kräfte anwenden, um den Zustand der Nation zu verbessern; — aber niemals muß er die Gold- und Silberausfuhr verbieten. Denn theils kann er sie mit aller Macht in diesem Fall doch nicht verwehren, theils macht er mit diesem Verbot nur Uebel ärger. Wie aber der Staatsmann in dieser traurigen Lage zu Werke gehen soll, und was für Maaßregeln er zu ergreifen hat, um den Zustand der Nation zu verbessern: das gehört nicht hieher.

Zum Glük für uns sind wir gar nicht in diesem kritischen Fall. Wir sind nicht im Ganzen Schuldner der übrigen Nationen; und wenn wir fleißig bleiben, und Frieden behalten, so läßt uns die physische Lage unsers Landes nicht leicht befürchten, daß wir jemals in diesen Fall kommen sollten. Mithin verlieren wir durch unsere Schulden weder unser Gold noch unser Silber. Wir bezahlen die einzelnen Nationen, denen wir schuldig sind, nur dann baar, wenn wir unsern Vortheil dabei finden; und unser anderweitiges erweisliches Vermögen setzt uns in den Stand, das ausgeführte Metall sogleich, als es uns beliebt, zu ersetzen. Warum sollte also wohl bei uns die Gold- und Silberausfuhr verboten sein? Haben wir denn bisher unsre Thaler verloren, weil die Ausfuhr davon erlaubt war? Sind die Dukaten bei uns verschwunden, weil wir sie hinschikken konnten, wohin wir wollten? Haben unsre Münzen bisher

kein ander Silber zum Ausprägen gehabt, als das im Lande aufgesammlete Bruchsilber, dessen Ausfuhr verboten war?

Aber wie wird es mit der Spekulationsausfuhr aussehen? . . Meiner Meinung nach recht gut. Wer Gold auf Spekulation ausführt, erhält doch dafür einen Werth; und weil er dabei gewinnen will, so muß ja der Werth, den er erhält, gröſser sein, als der Werth des von ihm ausgeführten Goldes. Wo ist denn also hier Verlust? Gesetzt, daß einer unsrer Nachbarn, es sei aus welchem Grunde es wolle, das Gold über seinen Marktpreis bezahlen wollte; so würde ich es gar nicht bedenklich finden, wenn wir ihm das ganze Gold unsrer Nation zuführten. Wir erhielten ja dafür einen gröſsern Werth, als wir ihm zugeführet hätten; und das Vermögen unsrer Nation wäre wirklich auf diese Art vergröſsert worden. Wenn wir selbst nun wieder Gold brauchen, können wir es denn mit unserm Vermögen nicht überall kaufen? So lange als noch alle Jahre Gold aus der Erde gegraben und auf den öffentlichen Markt Europens zum Verkauf gebracht wird, soll es wohl niemals fehlen, Gold zu kaufen, wenn man nur Vermögen hat. — Eben dies Räsonnement gilt von der Silberausfuhr auf Spekulation; und warum sollte man diese also verwehren wollen?

Dergleichen Spekulation wird uns aber auch nicht all unser Gold und Silber entziehen. Denn

wenn

denn wir auf irgend einen Marktplatz mehr Gold und Silber führen, als daselbst begehrt wird, und bezahlt werden kann; so fallen daselbst diese Metalle im Wehrt, ihr Verkauf bringt uns also keinen Nutzen, und wir geben die Spekulation, mithin auch die Ausfuhr, auf. Hätten ja unwissende Spekulanten zu viel ausgeführt, und ist dadurch der auswärtige Preis niedriger geworden, als der einländische; so stehen sogleich andere Spekulanten auf, die diese vorher ausgeführten Metalle wieder ins Land mit Vortheil einführen. So kann also diese Spekulationsausfuhr nie nachtheilig sein; wohl aber das Verbot derselben. Es reizt die Nation zum Schleichhandel, und es verwehrt ihr, ihr Gold und Silber auf vortheilhafte Art zu vertauschen.

Soll indessen der freie Gold- und Silberhandel gar keine nachtheilige Stockung verursachen; so gehört, als eine nothwendige Bedingung, dazu: daß der Staat sich niemals herausnehme, das Verhältniß von dem Wehrte des Goldes gegen den Wehrt des Silbers durch ein Gesetz zu bestimmen. So einleuchtend dieser Satz ist: daß der Preis des Goldes durch keinen Machtspruch in ein unveränderliches Verhältniß gegen den Preis des Silbers gebracht werden kann; so begehen dennoch die meisten Staaten diesen Fehler; und ich müßte mich sehr irren, wenn hierin nicht gerade der Grund zu den vielen unvernünftigen

Verordnungen läge, die man über Geld, über Münzen, über Gold- und Silberhandel noch bis auf den jetzigen Tag fast allenthalben in Europe erscheinen sieht. Jeder patriotische Bürger unsers Landes muß sich daher freuen, daß die Verordnung vom 21. Februar uns völlige Freiheit ertheilt, den relativen Wehrt des Goldes und des Silbers nach der jedesmaligen Konkurenz zu bestimmen. Wir besaßen zwar bis jetzt in der That schon diese Freiheit; die Verordnungen aber, die das Gegentheil besagten, waren noch nicht aufgehoben, und wir hatten also kein gegründetes Recht darauf. Wohl uns, daß unser wohlthätiger König uns diese so wichtige Freiheit durch ein öffentliches Gesetz bestätiget hat!

Will ein Monarch sich herausnehmen, ein festes Verhältniß des Wehrtes zwischen Gold und Silber durch ein Gesetz zu bestimmen; so trift er entweder das wahre jetzt Statt habende Verhältniß, oder er bestimmt ein anderes. Im ersten Fall war kein Gesetz darüber nöthig; denn der Marktpreis gab schon dis Verhältniß. Im andern Fall bestimmt der Gesetzgeber den Wehrt des Goldes entweder zu hoch, oder zu niedrig; und in beiden Fällen entstehen Spekulanten, die auf Kosten des unwissenden Theils vom Publikum gewinnen. Ist nemlich das Gold zu hoch im Wehrt angesetzt, so strömet von allen Orten Gold herzu, und das Silber verschwindet. Ist das Gold zu niedrig angesetzt,

Digitized by Google

fehlt, so gehet es weg, und man siehet nichts als Silber. Es geschehe von beiden Fällen welcher wolle, so fühlet man bald das Elend im Staat. Man will dann helfen; statt aber die einzige wahre auf Vernunft und Erfahrung sich gründende Kur zu erwählen, das heißt, die Bestimmung des relativen Wehrts von Gold und Silber der Konkurrenz zu überlassen, — verfällt man auf Auswege, die das Elend noch immer vergrößern. Bald verbietet man die Ausfuhr des einen Metalls, und erlaubt die Ausfuhr des andern; bald verändert man den bisher beobachteten Münzfuß; bald läßt man geschärfte Verordnungen gegen das Wuchern und Agiotiren ergehen: lauter Hülfsmittel bei denen am Ende die Unordnung noch größer wird als sie vorher war!

Ich breche ab, um meine Leser nicht zu ermüden. Nur will ich zum Beschluß die Hauptsätze noch zusammenfassen, die Licht über die ganze Materie verbreiten.

1) Durch die erlaubte Gold- und Silberausfuhr werden wir Unterthanen Friedrich Wilhelms unser Gold und Silber nicht verlieren. Denn wir sind im ganzen nicht Schuldner andrer Nationen; und wenn wir auf Spekulation ausführen: so erhalten wir für unser Gold und Silber einen Wehrt, den wir wieder anwenden können, um Gold und Silber zu kaufen.

2) So lange wir Vermögen behalten, können wir Gold und Silber kaufen. 3)

Digitized by Google

3) Wenn wir kein Vermögen haben, können wir auch kein Gold und Silber kaufen. Wir verlieren in diesem Fall so gar unser ganzes Gold und Silber. Daran ist aber nicht die Erlaubniß der Ausfuhr, sondern unser Unvermögen, Schuld.

4) Wenn wir unvernünftige Spekulationen machen, und auf einen gewissen Marktplatz zu viel Gold oder Silber ausführen; so, ich will es zugeben, kann dadurch bei uns der relative Werth dieser Metalle auf eine kurze Zeit aus den wahren Gränzen gebracht werden. Aber an dem überführten Marktplatz tritt alsdann der entgegengesetzte Fall ein; und so wird das zuviel ausgeführte Metall bald wieder zurückgebracht, und das wahre Verhältniß bei uns bald wieder hergestellt. Ich vermuthe, daß in der vorliegenden Verordnung auf diesen Fall Rücksicht genommen ist, und daß eben daher den Unterthanen frei gegeben worden, ihre landesherrlichen Abgaben, die sie in Gold zu entrichten haben, entweder in Gold, oder in Silberkurrent mit einem für die Kassen festgesetzten Aufgeld, abzuführen. Und auch in diesem Punkt entdekke ich das gütige Herz unsers besten Königs. Denn gesetzt, wir führten anfangs, weil die Erlaubniß dazu neu ist, zu viel Gold aus; so könnte es kommen, daß bei uns das Agio vom Gold in die Höhe ginge. Dis wird zwar nicht lange dauern; aber die einzelnen Unterthanen, die eben jetzt ihre Abgaben in Gold zu bezahlen hätten

ten, würden dabei leiden. Der König hingegen kann die Wiederherstellung des Gleichgewichts ohne Verlust abwarten; Er erleichtert also dem Unterthan seine Last, ohne Selbst dadurch einen Verlust zu leiden.

5) Der Wuchergeist bei dem Agiotiren von Gold gegen Silber wird durch diese Verordnung ganz ausgerottet. Denn der Unterthan braucht nunmehr zu Abführung seiner Abgaben kein Gold zu kaufen; und niemand kann ihn zwingen, Gold zu einem festgesetzten Werth in unsrer Rechnungsmünze anzunehmen. Die einzige Schwierigkeit, die bei uns in Absicht auf diesen Punkt übrig bleibet, ist: die Rükbezahlung der auf Friedrichsd'or ausgestellten Schuldverschreibungen, und die deshalb in eben dieser Münze zu leistenden Zinszahlungen. Hier kann es allerdings sich zutragen, daß bald der Gläubiger, bald der Schuldner über Verlust und Wucher klagt. Es liegt aber nicht in dem Vermögen des Gesetzgebers, dieser Schwierigkeit abzuhelfen; wol aber könnten einzelne Parteien, wenn sie wollen, allen Schwankungen in dem wahren Werth ihrer Forderungen und Schulden vorbeugen: wenn sie nehmlich ihre Obligationen, die bisher auf Gold gelautet haben, auf Silbergeld setzen, und sich das Agio berechnen, welches am Tage der Umschreibung Statt findet.

5.

Beschluß der Reise nach der Insel Ischia, ohnweit Neapel; im Februar 1786.

(S. Mai, S. 425.)

Am 15ten Febr. des Morgens weckte mich meine Wirthin, die wol wußte, mit welcher Sehnsucht ich nach gutem Wetter aussah, indem sie mir auf ihr Neapolitanisch durch die Thüre zurief: fa buon tiemp. Es war zwar wol etwas kühl; allein als Don Francesco kam und das Wetter für gut zu unsern Unternehmungen erklärte, auch hinzufügte, wir würden den Berg von der Mittagsseite besteigen, also gegen den Nordwind geschützt sein, da es zudem gegen Mittag ziemlich warm sein werde: so wagte ich mich ohne Bedenken auf den Weg, obwohl ich noch nicht ganz hergestellt war.

Wir ritten gegen 10 Uhr aus. Um den besten Weg auf den Berg zu nehmen, und um zugleich ein großes mir noch unbekanntes Theil der Insel zu sehen, zogen wir westlich von Io Lacco aus. Die Gegend hier heraus ist sehr merkwürdig, und übertrift darinn die andere Seite. Die Natur hat hier andre Formen und schnellere Abwechselungen: das Allerrauheste und das Allerfreundlichste nebeneinander. Es kam mir hier zuweilen ganz schweizerisch vor, aber in Miniatur. Wir ritten durch verschiedene kleine Thäler, die sehr fruchtbar und sorg-

Digitized by Google

sorgfältig bebauet, und denn wieder auf steile felsigte Anhöhen, allenthalben zur Seite, einzelne Wohnungen, und links den Monte Corvo, der an dieser Seite die Façade des Epopeo ausmacht. Ganz unerwartet befanden wir uns auf einmal auf einer beträchtlichen Anhöhe, von der ich durch eine der reizendsten und interessantesten Aussichten überrascht wurde, die ich je sah, und die das herrliche Wetter nicht wenig beitrug, zu verschönern. Wir übersehen hier gänzlich zu unsern Füßen eine sehr fruchtbare durch lauter Dörfer kultivirte kleine Ebene am Rande des Meeres, an deren linken Seite, zu den Füßen einer andern Anhöhe, die größte und hübscheste Stadt dieser Insel, am Ufer, mit einer beträchtlichen Anzahl Schiffe, sich darstellte. Die Stadt selbst, durch ihre Bauart, durch die vielen bunten Kuppeln auf den Kirchen, durch ihre Lage und durch die Landschaft umher, gab mir einen Eindruk von etwas ganz fremdem und ungesehenen aus einem andern Welttheile, der die Schönheit dieses Gemäldes noch auffallender machte. Alsdann trägt auch zur Erhöhung dieser Aussicht, der Anblik des an dieser Seite gränzenlosen Meeres vieles bei, in welchem man nur allein die kleine, 20 italiänische Meilen von hier in Westen gelegene, Insel Ventotiene erblikt.

Man nähert sich der Stadt Foria mit Vergnügen, wegen der umher sichtbaren Industrie, und wegen der artigen Gebäude, welche die Nähe

der Stadt ankündigen. Hier sah ich in den Gärten die schönsten Gemüse, eben den großen Blumenkohl in freier Luft, den ich Tags zuvor bei de Harte. Weil auf dieser Insel ein Mangel an guter Gartenkunde ist, so weiß man es zu nutzen, wie in Savoyen und Tirol; da hingegen der Ueberfluß solches Landes um Rom völlig vernachlässigt wird.

Bevor man in die Stadt kömmt, findet man einen breiten in Fels gesprengten Weg, der gewiß der breiteste auf der ganzen Insel ist, und dem Eingange ins Thor ein gutes Ansehen giebt. Die Stadt selbst ist reinlich, hat artige Häuser und Gebäude, und 8000 Einwohner. Hier wohnet auch die meisten und begütertsten Galant-huomini, vielleicht unter andern deswegen, weil hier weder der Gouverneur noch der Bischof, folglich niemand vornehmers als sie selbst, lebt. An der Seite wo wir heraus ritten, um uns links nach dem Berge hinauf zu schlagen, sind die Häuser schon stark an die Anhöhe gebauet, und die Straßen sehr steil; auch gaben unsere Esel deutlich zu verstehen, daß sie lieber in Foria blieben, vermuthlich, weil sie selten weiter als hieher gehen. Aber die Stocken unsers Treiber wurden ihrer bald Meister. Die größten Schiffe welche hier liegen, dienen dem Weinhandel, der hauptsächlich aus dieser Stadt betrieben wird. — Die Insel Ventotene hat 6 Meilen im Umfange, ist ebenfalls volkanischen Ursprungs, und war lange unbewohnt, bis man

erst

erst vor etlichen Jahren eine Kolonie da angestellt hat.

Von Foria weg fängt man an beständig zu steigen. Man läßt rechts eine Spitze der Insel, Punta del Imperadore, liegen, welches ein einzelner kleiner Vulkan ist, an dessen Fuße sich eine berühmte Quelle, Bagni di Citara befindet, die von unfruchtbaren Weibern sehr besucht wird. Ich hatte nicht Zeit zu ihr hinab zu steigen, und ich konnte es auch füglich unterlassen, da Herr Andria sie mit den dabei gelegenen Stufe hinlänglich beschrieben hat. Er läßt ihnen die angegebene Kraft in manchen Fällen wirklich zu, und glaubt, daß dieser Ruf schon sehr alt sei, da der Name Citara wohl nichts anders wäre, als eine Korruption des Worts Cythere.

Viele einzelne Wohnungen sieht man hier allerwärts, und viele Landhäuser; wir kamen neben dem Dörfchen Panza her. Aber Dörfer, Häuser, Wege, und die ganze Landschaft, hat hier einen ganz andern Schnitt und Anblik, als an allen andern Orten. Ein Land, das voller Menschen steht, und wo doch keine Kuh, kein Pferd, kein Wagen, kein Pflug und kein Karrn ist, muß wohl etwas Besonderes haben. Die äußerst schmalen Wege, oder vielmehr Steige, sind zu beiden Seiten mit nicht gar zu hohen Mauren eingeschlossen, deren ohngeachtet man dennoch, wegen der jähen Abhängigkeit des Bodens, Aus-

sicht hat. Bäume, Aekker und Wiesen, sieht man hier gar nicht, alles sind Weingärten, die denn an den steilen Orten, wie gewöhnlich, in Terrassen gearbeitet sind. Links vor uns war die kahle Spitze des hohen Berges, und wo man sonst weit hinaus sehen konnte, das unabsehbare Meer. Die mir ungewohnte Form der Gebäude, die große Stille, welche allenthalben herrschte, mitten zwischen so vielen Spuren von Menschenhänden, das Ganze zusammengenommen, verursachte auf mich den Eindruk von einer ganz fremden, ganz anders gestalteten Welt, und von großer Entfernung aus der mir bekannten. Eben war einmal dieses dunkele nicht ganz angenehme Gefühl betäubend stark, als mich plötzlich das Geschrei eines Huhns, das ich hier noch nicht gehört hatte, aus meiner etwas melancholischen Träumerei aufweckte, mich freuete, und, ich weiß selbst nicht, durch welche Ideenverbindung, mit angenehmen und rührenden Empfindungen, in mein sonst eben nicht sehr reizendes Vaterland, die Lüneburger Heide, versetzte, in eine bekanntere Welt, und ganz nahe bei allem was mir theuer und werth ist, und eben so fern schien. So kleine äußere Eindrükke und an sich unbedeutende Ideen, wenn sie auf den rechten Flek treffen, geben oft unserer Einbildungskraft eine ganz andre Richtung; und wohl dem, der dieses weiß und die Kunst versteht, durch

kleine

kleine Mittel wohlthätig auf die Imagination und dadurch auf Gefühl und Laune zu wirken!

Ich hatte geglaubt, daß es an diesen ganz gegen Süden gekehrten Stellen, zumal zwischen den vielen Mauren, im Sommer sehr heiß sein müßte: aber man sagte mir, daß es bei aller Wärme mehrentheils sehr luftig auf Ischia sei, und daß sonderlich in dieser Höhe die Luft schon kühler sei. Ueberhaupt reiset man häufig in der heißesten Zeit von Neapel nach Ischia, um der frischern Luft zu genießen. — Wir mußten mehr als den halben Zirkel um den Berg machen, ehe wir gerade gegen die Spitze aufsteigen konnten. Zur Rechten bemerkte ich einen kleinen Vulkan mitten in der See nahe an der Insel: Torre del Imperatore genannt, auf welchem ein Wachtthumm angebracht ist, um von da auf die Barbaresken zu wachen; man findet sie allerwärts an der Küste von Italien, und giebt davon bei Annäherung ihrer Fahrzeuge gewisse Zeichen. Unser Weg führte uns so weit um den Berg herum, daß wir die 30 ital. Meilen von hier gelegene, durch Tiberius bekannte Insel Capri sehen konnten. Wir kamen an das kleine Dorf Ciglio, das schon ziemlich hoch liegt; mein Begleiter erzählte mir davon als eine Merkwürdigkeit, daß jedes darin geborne Mädchen, einem uralten Gebrauche zu Folge, Maria getauft werde, welchem Namen alsdenn immer noch ein anderer

beigefügt ist, um alle diese Marien von einander zu unterscheiden.

Das Wetter wurde wirklich um Mittag so warm, daß ich einen dikken Ueberrok, den ich umgehangen hatte, ablegen mußte, ohngeachtet des fortwehenden Nordwindes und der Höhe. Weiter hinauf am Berge verlohren sich die Mauren um die Weingärten, und wir hatten einigemal gefährliche Stellen an fürchterlichen Abgründen zu passiren, in deren Tiefe unten Bäche flossen. Sonst ist hier noch alles mit Wein bebauet, und man wundert sich, je höher, desto größere Dörfer anzutreffen. Aber gerade in dieser Gegend ist der stärkste Weinbau, folglich auch viele Menschen; das Dorf Serrano, durch welches wir kamen, zählet nicht weniger als 500 Einwohner.

Die Oberfläche des Bodens hat hier allenthalben ein thonartiges Ansehen, aber der Grund ist Felsen; nun weiß man, daß überhaupt der Wein auf Felsengrund am besten gedeiht. Der Felsen ist von der dichtern vulkanischen Tofsteinart, wie um Neapel, in welchen sich leicht arbeiten läßt. Man hat sich dessen hier sehr nützlich bedient, indem man überaus große Grotten hinein gehöhlt hat, in welchen der Wein aufbewahrt wird, und ohne die man ihn schwerlich hier gut erhalten könnte. Wenn es die Beschaffenheit des Felsens erlaubt, der zuweilen, als eine Klippe, rund umher, oder doch an ein Paar Seiten

Seiten ganz frei steht: so hat man ihn so weit ausgehöhlt, daß an der andern Seite desselben Luftlöcher oder Fenster angebracht werden können, und dadurch erhält man in dieser Höhe die vortreflichsten Weinkeller. Gewöhnlich sind diese hinteren oder Seitenöfnungen an den abschüßigsten Seiten des Felsens angebracht, damit nicht jemand hinein steige. Wenn man nun an der hintern Seite eines solchen steilen Felsens, der an einem tiefen Abgrunde steht, vorbeireitet, und eine solche künstlich vergitterte Oefnung an der Mitte desselben wahrnimmt, ohne den Zusammenhang davon zu wissen, wie das mein Fall war, so begreift man nicht, wie das möglich war.

Man macht auch in der Nähe der Häuser kleine Felsengrotten, die zu Ställen für die Esel dienen. Aber indem ich durch das Dorf Serrano ritt, ward ich gewahr, daß aus einer solchen Grotte, nahe bei den andern Häusern, aus einem Luftloche über der Thür Rauch auszog. Ich erkundigte mich was dieses bedeute, und erfuhr, daß es eine Wohnung sei. Eine solche Wohnung aus dem ersten Alter der Welt, war ich sehr begierig von innen zu sehn. Sie war zwar verschlossen, aber man konnte mir bald die Frau rufen, die mit einem kleinen Kinde auf dem Arme ankam, sie mir zu öfnen. Eine armselige Wohnung, war es freilich und sie schloß wenig Eigenthum in sich. Sie war in zwei Gemächer abgetheilt, wovon das eine größere, der

Vorplatz und eigentliche Wohnung war, das andere zugleich Schlafkammer und Küche abgab. Gewölbt sind alle solche Grotten; und unter diesem Gewölbe war von kleinen quergelegten Stangen, die man mit Kräutern bedeckt hatte, eine Art Boden zum Aufenthalt für eine Menge Kaninchen angebracht, die sie hier erzogen und dann verkauften. Ich sah einen Korb voll allerlei grüner Kräuter stehn, wovon ich mich nur des Koriandors erinnere; ich vermuthete, dieses sei Futter für die Thierchen, allein ich erfuhr, daß es zu einem Kräuterkohl für die Familie dienen sollte. Das einzige Luft- Licht- und Rauch-Loch war übrigens das über der Thür. Wiewohl das ist im untern Italien weniger auffallend, wo die ganze Wohnung armer Leute gewöhnlich nur in einem einzigen Gemache besteht, das aber allemal einen Schornstein hat, worin hingegen für Licht und Luft keine andere Oefnung ist, als die Thür, und nicht immer ein Loch mit einer Klappe über derselben. Ich fand auch unterhalb Neapel zuweilen sehr gute Zimmer, die weiter kein Licht hatten, als durch die Thür, die alsdann in die freie Luft oder in eine offne Galerie geht. Daß schon die Alten auf ähnliche Weise bauten, sieht man in ihren verschütteten Städten. — Ich verließ die gute Frau mit einer Erkenntlichkeit für ihre Mühe, und dachte: wie vieles ist nicht kompensirt in dieser Welt! Wenn diese Leute unbequemer wohnen als andere, so haben sie dafür auch keine

Feuers

Feuersgefahr zu besorgen, und brauchen nicht auf Reparationskosten zu denken. Sonst muß auch im Sommer eine solche Wohnung wohl ihr Gutes haben, und auf einem so hohen Berge kann sie nicht so feucht und ungesund sein als in niedrigen Gegenden.

Der Weg führte noch durch ein Dorf welches Nosja heißt, wo wir bei der Wohnung eines reichen Bauern zwei große graue Ochsen, wie sie durchgehends in Italien sind, stehen sahn, die eben vom festen Lande, vermuthlich zum Schlachten, gekommen waren. — Nahe über diesem Dorfe ist endlich das letzte und größte, Fontana, von einer schlechten Quelle in der Nähe also genannt. Es enthält nicht weniger als 1500 Seelen. — Mein Begleiter war der Meinung, daß wir hier unsre Esel ein wenig erfrischen sollten, und weil es schon Nachmittag war, selbst etwas genießen: indem von hier bis auf die Spitze nun ferner nichts zu haben sei, und die Einsiedler oben uns nicht viel vorzusetzen hätten. Wir traten daher in einer Boutique ab, die zugleich das Gasthaus, die Schenke, die Gewürz-, Ellen- und Galanterie-Handlung des Orts war. Dafür daß wir so hoch an einem Berge waren, fanden wir noch ziemliche Bewirthung. Man setzte uns mehrerlei Fleischspeisen vor, nichts aber gefiel mir so gut, als ein mir bisher unbekanntes Gerichte, der Tonino. Dieses ist der Rücken von dem Thunfisch, der gepökelt ver-

sandt, und so aus der Tonne mit Oel und Pfeffer gegessen wird. Man sagte mir, dieser Fisch komme aus Sicilien, vielleicht um ihm dadurch mehr Kredit zu verschaffen; denn sonst ist bei Ischia selbst eine sehr beträchtliche Thunfischerei, die ganz sonderbar anzusehn sein soll, die ich aber nicht sah, weil sie erst im Mai angeht. Man gab uns von dem besten Weine, der hauptsächlich hier herum wächst: er war von lieblichem Geschmak, und hätte mich dadurch bald betrogen, weil ich so viel Feuer darunter nicht vermuthete, und ihn wie andre Kanische Weine trank, die meistens leicht sind. — Um auch ein kleines Andenken von diesem Berge mitzunehmen, kaufte ich in dieser Bontique eine Tabaksdose nach hiesiger Art. Sie ist zwar nur von schlechtem Holze und höchst einfach, kostet auch nur wenige Grane; aber der Erinnerung halber möchte ich sie doch nicht für eine viel bessere weggeben.

Wir hatten von hier noch eine bis anderthalb Stunden Weges, bis auf die Spitze des Berges, und durften daher keine Zeit verlieren um Abends wieder zu Hause zu sein. Wir eilten daher von dannen. Man hatte unsern Eseln zum Desert Brodt mit Wein gegeben, wodurch man diesen Thieren aber einen Rausch verursachte, der sie so muthwillig machte, daß sie fast nicht zu bändigen waren, mit allen vieren ausschlugen, und mehr

liefen,

Digitized by Google

Uefen, als wir wünschten, weil sie uns an manchen Stellen fast in Gefahr brachten.

Es ist sonderbar, daß mit dem größten Dorfe auf einmal die Bevölkerung dieses Berges aufhört. Wenig oberhalb Fontana ist alles wüste und kein Haus mehr zu sehen, obgleich der Boden dem äußern Ansehn nach immer noch derselbige bleibt, nemlich ein guter gelbgrauer Thon. Es ist ein Glück, oder vielmehr eine weise Einrichtung, daß die feuerspeienden Berge gern damit aufhören, solche Materien auszuwerfen, aus denen die Erdbewohner zu ihrem Unterhalt Nutzen ziehen können; wären es harte Schlacken und verglasete Lava, so würden weder auf Ischia Menschen leben, noch am Fusse des Vesuvs der schöne, unter dem Namen Lakrymä Christi bekannte Wein gezogen werden können. Die thonichte Erde welche hier oben liegt verbreitet ihren Nutzen tief hinunter, indem sie mit dem Wasser hinabgespült wird, das also keinen schädlichen Sand, sondern eine brauchbare Materie auf die tiefern Gegenden bringt. — Oft habe ich gedacht, wie es die Gestalt mancher Gegenden und die Lage vieler Menschen darin verändert haben würde, wenn es der Vorsehung gefallen hätte, und es so weit vom Meere möglich wäre, vor etlichen tausend Jahren in den dürren Sandgegenden der Lüneburger Heide oder des Brandenburgischen, hin und wieder einen Volkan entstehn zu lassen, der die guten und fruchtbringenden Erdarten,

den

Digitized by Google

den fetten Thon der allerwärts in der Tiefe liegt, über die Sandlage geworfen, und das Unterste zu oberst gekehrt hätte. Aber es muß der Mannigfaltigkeit halber von allem da sein. Und gewiß bleibt es in kommenden Zeiten, wenn zuvor noch erst viele Vorurtheile begraben sein werden, dem menschlichen Fleisse noch vorbehalten, nach Maaßgabe seiner Kräfte, die Natur nachzuahmen und aus der Erde hervorzuziehn, was nützliches darunter verdekt liegt. Graben wir doch so tief nach Gold, das eigentlich mit unsern Bedürfnissen nichts zu schaffen hat; warum sollten wir nicht nach Thon graben, aus dem uns Brod und so manche andere Nothwendigkeit des Lebens wächst? Daß aber der schönste Thon allenthalben unter dem Sande in der dürresten Heide liege, habe ich oft beim Brunnengraben in solchen Gegenden gesehn. Ein halber Fuß hoch von diesem Thon auf dem Sande würde daraus den fruchtbarsten Boden machen*).

Zwischen

*) Ich hatte unlängst Gelegenheit, diesen Gedanken einem der vortreflichsten deutschen Fürsten zu sagen, der ungewöhnliche Aufmerksamkeit auf Landeskultur mit vielen Kenntnissen in diesem Fache verbindet, und selbst Sandgegenden in seinen Staaten besitzt. Mit großem Vergnügen sah ich, daß er diesen Gedanken nicht nur überhaupt ausführbar hielt, sondern sogar in seiner eigenen Erfahrung Beweise für die Möglichkeit der Ausführung fand.

Zwischen Fontana und dem Gipfel des Berges ist eine etwas abhängige Fläche, auf welcher endlich der höchste Gipfel des Berges steht. Man hat noch ziemlich viel zu steigen, und auf steilen Wegen, bis man hinauf kommt; aber man kann doch beständig reiten. Außer der Aussicht, die sich bei jedem Schritte weiter ausbreitet, findet man auf diesem Wege sonst nichts interessantes. Einige Kräuter und kleines niedriges Buschwerk, bedekte an wenigen Stellen die mehrentheils nakte und ausgeflossene unebene Erde. — Es war halb 5 Uhr Nachmittags, als wir auf der kleinen Fläche ankamen, die großentheils durch Kunst, gleich einer Plateforme, gemacht ist, und von welcher man in die Einsiedelei eingeht, die ganz in die oberste Felsspitze des Berges eingehauen ist. Das erste was mich zu thun verlangte, war: vollends hinauf zu steigen, auf die höchste Spitze des Berges über die Einsiedelei, um von da die schöne Aussicht zu betrachten, von der man mir soviel gerühmt hatte; und kein schöner heiterer Wetter wäre dazu möglich gewesen, obwohl der Wind oben noch etwas frisch zog.

Die ganze Insel Ischia nicht allein, sondern auch Procita, übersieht man hier völlig von oben und zu seinen Füßen, so daß man ihre Gestalten genau in ein Modell bringen könnte. Von hier sieht man die Ursachen deutlich und mit einem

Blik,

Volk, warum Ischia nur an der einen Seite recht bewohnt sein kann, nemlich wegen der vielen kleinen Volkane an der Mittagsseite. Wenn man sich auf einem Fuße umdreht, so hat man die ganze Insel gesehn, wie sie an drei Seiten im unabsehbaren Meere liegt. Mir deuchte, ich erhielte hier einen kleinen Begrif von der Aussicht des Aetna, von dem man auf eben die Weise ganz Sicilien übersieht. Die Luft war überdies klar und durchsichtig, daher konnte ich unten auf der Insel alles deutlich erkennen, und die bewohnten Theile derselben von den nicht bewohnten wohl unterscheiden. Klein ist alles, was die Menschen auf der Erde machen, wenn man es neben den Werken der Natur sieht und damit vergleicht; daher sahen neben diesem Berge und seinen Felsen, alle Arbeiten von Menschenhänden, die ich unten bemerkte, die Mauren, die Einfassungen, die Gärten, die Wohnungen, unsäglich klein wie Spielwerk aus, und an einer gewissen Regelmäßigkeit erkannte man bald, daß sie nicht Werke der Natur waren.

Ich ließ mir hier den Weg zeigen, den ich per terra über Procita machen könnte, und beschloß ihn zurük zu nehmen, wenn es auch nicht des schlechten Wetters halber nöthig wäre.

Die Aussicht, welche man von diesem Berge nach dem festen Lande hat, ist überaus schön und groß; sie umfasset die ganze Küste von den Höhen jenseit Terracina, der letzten Stadt im Kirchenstaat, bis

zu

zu den Kompanellen oder der äußersten Landspitze des neapolitanischen Meerbusens. Ganz frei sieht man ein großes Theil von der Gebirgskette der Appenninen, und den Vesuv von Grund auf, der hier ziemlich nahe scheint. Von Portici an sieht man die ganze Küste des Golfs abwärts von Neapel; aber von der Stadt Neapel selbst sieht man nichts von allem was unten am Wasser liegt, wohl aber den Pallast Capo di monte, die Kürthause, das Fort St. Elmo, und die noch höher überaus schön gelegenen Kamaldulenser. Durch ein gutes Fernglas konnte ich dieses alles so ziemlich erkennen. Die Insel Capri scheint von dieser Höhe sehr nahe, obwohl sie doch über 20 Meilen entfernt ist. Außer dieser, Procita und Ventotiene sieht man denn auch noch die Inseln Palmerole, Wivara, Nisita, Lazarette, und die entfernte Insel Ponza.

Der Ritter Hamilton hält den Epopeo eben so hoch und noch eben höher als den Vesuv; die Insulaner aber meinen nach dem Augenmaaß, der Vesuv sei höher, den man, wenn ich nicht irre, auf 3 bis 4000 Fuß über die Meeresfläche schätzt. Dem Anscheine nach käme mir auch der Vesuv höher vor; aber man kann sich darin leicht irren, wegen der viel breitern Basis des Epopeo, und vielleicht auch deshalb, weil man viel leichter und bequemer auf den letztern kommt, als auf den Vesuv. Welche aber von den beiden Aussichten vorzuziehn

zuziehn sei, das ist schwer zu entscheiden. Der Vesuv hat freilich die Merkwürdigkeit voraus, daß man von seiner Höhe eine der größten und volkreichsten Städte von Europa ganz nahe übersieht, alsdenn das reiche und schöne Kampanien um sich her, und die Bai von Neapel. Die weitere Aussicht ins Land ist durch die nicht sehr entfernten Appenninen eingeschränkt. Vom Epopeo hingegen hat man den Blik über die beiden Inseln, die Uebersicht des schönen und nahen Golfs von Bajä, und eine größere Strekke der Küste, unter einem ganz andern Winkel, voraus. Beide Aussichten sind unstreitig ausnehmend schön: aber gewiß war mir hier, über dem ruhigen Gewölbe des Eremiten, wohler und behaglicher, als über jenem fürchterlichen, bronzefarbenen, hökkerigen, allenthalben gerissenen und auf den Rändern mit Schwefel angelaufnen Gewölbe des alten Kraters, unter dem ich häufige Kanonenschläge in weiten Hölen donnern hörte, und wo ich glaubte mit jedem Athemzuge vor Hitze und Schwefeldampf zu erstikken.

Es sei nun eine Wirkung des Vergnügens über die schöne Aussicht vom Epopeo, oder über die Erfüllung meines Wunsches diese Höhe zu besteigen, oder eine physische Wirkung der bessern und leichtern Luft in dieser Region: ich fühlte mich hier so wohl, so leicht, so heiter, so ruhig, als ein Mensch nur fähig ist zu sein. Da ich mich sonst vor steilen

Oertern

Oertern und gefährlichen Abgründen scheue, und nicht gern nur von einem Thurm gerade herunter sehe: so empfand ich hier eine mir ganz unbekannte Kühnheit; ich wagte mich auf dieser schmalen Spitze an wirklich gefährliche Oerter, so daß die Leute, welche bei mir waren, mich am Rockschooß faßten, aus Furcht ich möchte einmal bei einem Fehltritte in den Abgrund hinabstürzen. — Ein beneidenswerther Zustand wäre es, wenn man sich diese Heiterkeit der Seele und dieses Gefühl von Wohlsein für jeden übrigen Augenblik des Lebens verschaffen, und es so zu sagen fixiren könnte, zumal wenn man vorher entgegengesetzte Empfindungen hat kennen gelernt. Man wäre wohl in der größten Versuchung, für diesen Preis, die Welt und was wir darin lieben, zu verlassen und ein Einsiedler auf einem solchen Berge zu werden. Aber auf Erden ist kein solcher dauernder Zustand für Menschen bestimmt, weder auf den Bergen noch in den Thälern. Ueber die schöne Aussicht hier würde ich vermuthlich bald eben das gedacht haben, was mir ein feiner und schöner Kamaldulenser Mönch antwortete, als ich die reizende Lage ihres einsamen Klosters über Neapel pries: wir sehn aber, sagte er, immer dasselbige.

Ich mußte noch an dem Abend einen guten Weg machen, um wieder nach Lacco zu kommen, und daher war es Zeit, wenn ich die Eremitage noch besehn wollte, die Höhe zu verlassen; es sind ohnge-

fähr nur ein Paar hundert Schritte zu derselben hinabzusteigen. — Von einem ehemaligen Kreuze ist auf der Höhe nichts mehr zu sehn, vielmehr spitzt sich der Berg oben völlig zu. Wahrscheinlich ist er hier so wie auf andern Bergen eingestürzt, und eine Seite davon ist stehn geblieben, die den jetzigen Gipfel ausmacht.

Die ganze Wohnung der Einsiedler samt der sehr hübschen und hellen kleinen Kirche, ist in den Felsen gehauen. Die Wohnung hat Raum genug für 10 Personen. Man hat eine Gallerie durch den ganzen Felsen von Süden nach Norden durchgehauen, die in Norden wieder einen Ausgang auf eine Art natürlicher vom Felsen gebildeten Altane hat, von welcher man über eine Brustlehne zu einer fürchterlichen Tiefe, gegen das feste Land zu, herunter sieht. Diese Einrichtung schaft der Wohnung einen Luftzug, der bei starkem Winde, wenn man die Thüren öfnet, sehr heftig und also gewissermaaßen beschwerlich ist, der denn aber auch wieder die Eremitage trokken und gesund erhält. Auf der westlichen Seite, oder links vom Eingange, sind die Zimmer oder Zellen angebracht, deren Fenster im freistehenden Felsen eine weite Aussicht über das Meer haben. An der rechten Seite neben dem Eingange zur Einsiedelei, liegt die dem heil. Nikolaus gewidmete Kirche oder Kapelle, zu der man auch von der Gallerie eine Seitenthür hat. Die Kirche ist nur eine Grotte, und hat hinten keine

Oef-

Oefnung, ist aber inwendig mit vielem Marmor artig verziert, und hat weiter zur Rechten eine kleine Sakristei. Hinter der Kirche sind alsdann noch Keller und Kammern. Ueber dem Eingange in die Kirche, gleich neben der Thür zur Einsiedelei, ist eine Art von Glokkenstuhl angebracht, und man hat alles so eingerichtet, daß das Ganze eine kleine Façade bildet.

Ein Einsiedler hatte auf diesem Berge schon von langen Zeiten her gewohnt. Aber erst vor ohngefähr vierzig Jahren war die Einsiedelei zu großem Ansehn gekommen, durch einen Niederländer, der zuerst Kastellan zu Ischia war, alsdann die Welt verließ, sich hieher begab und einen großen Ruf von Heiligkeit erwarb. Damals lebten hier zu St. Nikola neun Personen, und die Einwohner der Insel machten sich ein großes Verdienst daraus, sie zu unterhalten, und ihnen alle Bedürfnisse zuzuschicken. Seitdem der heilige Flamländer vor acht Jahren gestorben, ist das Institut sehr gesunken. Mit dem Kapellan, der täglich Messe lesen muß, sind nur noch vier Personen oben, davon gewöhnlich einer aufs Betteln ausgeht, weil man keine freiwillige Gaben mehr hinaufbringt. Der Nachfolger des Heiligen, das jetzige Oberhaupt, ist ein Deutscher aus Mainz, der sich Valentin Oberle nennt. Ob er gleich schon über dreissig Jahre hier wohnt, alt und kümmerlich ist: so hat er gleichwol die Achtung der Ischianer für das Ins-

stitut nicht unterhalten können, und das prorsus der guten Ursach, weil man ihn unten für einen Weinsäufer hält; und das will ich auch wol glauben. Er hat das Podagra; vielleicht der einzige Eremit, der das Podagra jemals hatte. In den Kammern sah es allerwärts ziemlich ärmlich aus, und, was ich für Bruder Valentin herzlich bedauerte, der Weinkeller war sehr schlecht versehn. Mit Entzükken sprach der alte Mann von vorigen Zeiten, und verglich sie dann traurig mit den gegenwärtigen. Jetzt, sagte er, müssen wir unsern Unterhalt mühsam zusammen bitten, sonst brachte man ihn uns freiwillig und im Ueberfluß; ganze Esel mit Lebensmitteln beladen, brachte man uns; wir haben gut gelebt, setzte er hinzu, aber wir haben auch dafür gebetet, und rechtschaffen Gott gedient.

Man erschrikt doch immer ein wenig, wenn man so äußerst rohe Begriffe von der Verehrung des höchsten Wesens bei Menschen findet, die ganz und gar für die Religion zu leben meinen. Doch dieses hier war nicht sowohl Unwissenheit des Einsiedlers, als vielmehr eine Folge der Gebräuche seiner Kirche. Nach diesen kann Gottesdienst und Gebet, bloße äußerliche Handlung, eine Art von Handwerk sein, das der Einsiedler gegen Erkenntlichkeit für mich mit übernehmen mag, das allemal ein wahrer Herrendienst bleibt, welcher mit den Gesinnungen nichts zu schaffen, nichts von

Geiß

Geist und Wahrheit an sich hat, sondern allenfalls auch mit blutigen Händen und mit einem Herzen voll Gräuel zu verrichten steht. Und so wird es allemal sein, wo man die Religion mehr zu einer öffentlichen Sache, als zur innern Angelegenheit der Gemüther macht, wozu doch eigentlich dieses Geschenk des Himmels den Menschen gegeben ist.

Wer aber einen Beruf fühlte zum wahren Anachoreten, wessen Seele Schwung genug hätte, den sublimen Gedanken eines genauern und ununterbrochenern Umgangs mit dem höchsten Wesen zu fassen, und Beharrlichkeit genug ihn zu nähren und durchzusetzen: der sollte warlich keinen andern Wohnort suchen als den St. Nikola. Nirgends könnte ein Enthusiasmus der Art besser gedeihen und unterhalten werden, als in dieser schönen reinern und geistigern Luft, so viel näher beim Himmel, so hoch erhaben über das Geräusch der Erde und das eitle unruhige Gewühl der Menschen, und wo so viele herrliche Werke des Schöpfers ausgebreitet liegen: schöne Länder, hohe Eisberge, das gränzenlose Meer und der wüthende Vesuv. Eine schöne Sommernacht muß in dieser Region der Atmosphäre und auf dem unbeschränkten Horizont dieses Berges sehr prächtig sein.

Ich wollte etwas in dieser Art zu Bruder Valentin sagen, von der vorzüglichen Lage dieser Einsiedelei; aber er antwortete mir nicht so psychologisch und fein als der Kamaldulenser Mönch, sondern

dern schnitt mir meine Worte kurz ab, indem er sehr enthusiastisch und materiell einfiel: es ist aber droben oft verzweifelt kalt.

Es ist denn doch nicht so kalt oben, daß hier in dem Gärtchen der Eremitage und im Februar nicht Küchenkräuter wachsen sollten; ich brachte selbst einen Strauß Rosmarin zum Andenken von da mit herunter.

Ich empfahl mich sodann meinem Landsmanne, der noch ganz gut deutsch sprach, durch einen kleinen Beitrag für die Gesellschaft, und nahm Abschied von ihm für beständig, weil er nicht weiter daran dachte, noch jemals vom Berge wieder hinaufzusteigen, und ich vermuthlich ihn da nie wieder besuchen würde.

Wir hatten uns ein paar Stunden oben aufzuhalten, und suchten itzt, weil es spät wurde, und der Schatten dieses Berges sich schon auf der Insel Procida zeichnete, durch einen andern nähern aber beschwerlichern Weg, nach Hause zu kommen. Dieser Weg ging bald von dem vorigen links ab, und führte an der Ost- und Nordseite herunter, so, daß ich hiedurch zugleich die Tour rund um den Berg machte. Wir gingen mehrentheils zu Fuße, weil er sehr steil war. Ich fand diese Seite des Berges gänzlich von der Mittagsseite verschieden. Hier war keine Spur von Kultur oder Wohnung, bis auf eine große Tiefe hinab. Erst ziemlich tief, fand ich etwas

Busch-

Buschwerk, und dabei eine kleine gemauerte Wasserleitung, die zum Besten der Wanderer an einigen Stellen offen war; wir tranken auch von diesem Kristallhellen Wasser, aber in Ermangelung alles Geräthes mußten wirs in Diogenes letzter Manier thun.

Mir schien diese nordöstliche Seite des Berges, des Bodens wegen, eben so gut, als die so sehr bewohnte südliche, und doch lebt hier keine Seele; und man sieht daraus, wie viel selbst in einem solchen Klima von der Exposition abhänge, und welchen Vorzug auch in heißen Ländern die Sonnenseite habe. Sehr tief unten fanden wir neben einem kleinen Kastanienwalde ein artiges Landhäuschen mit einem Garten und vielen Bäumen, in einer sonst wilden und einsamen Gegend, fast in einem Kessel von unfruchtbaren Anhöhen, die ohne Zweifel Reste von einem Krater waren. Ich hätte gern die innere Einrichtung des Hauses gesehn, das einem Manne gehörte, der sich damals, im Karneval, zu Neapel aufhielt, aber die Leute konnten uns die Thüren nicht öfnen. Dieses war ohngefähr das erste Gebäude, das wir antrafen. Alsdann waren wir auch nicht sehr fern mehr von den bewohnten Theilen der Insel, und kamen bald wieder auf den Weg, welchen ich vor drei Tagen hatte kennen gelernt: der uns über Casa Micciola, an einem schönen sternhellen Abend, und mich herzlich vergnügt von meiner Tagreise nach Lacco

Nachdem ich von meinen Gönnern Abschied genommen hatte, stieg ich am 16ten Febr. in eine Feluke mit 10 Mann, und fuhr damit Morgens um 8 Uhr bei dem herrlichsten Wetter von Lacco ab. Wir blieben an der Küste bis zur Stadt Ischia. Von da stachen wir gerade nach Procita hinüber, und gingen zu Fuße durch die Insel. Ich hatte auf diesem Wege einen nützlichen Begleiter: ein Galant-huomo von Ischia erfuhr, daß ich verreisen wollte, und bat sich eine Stelle in meinem Schiffe aus, die ich ihm auch gern einräumte, um so mehr, da Don Davide di Monte, so hieß er, ein verständiger und wohlunterrichteter Mann war, der mir über manche Dinge gute Nachricht zu geben wußte.

Ich glaube kaum, daß es auf dem ganzen Erdboden noch eine Insel gebe, die in Absicht auf Bevölkerung mit Procita könnte verglichen werden. Sie hat nur $5\frac{1}{2}$ Miglien, also weniger als anderthalb deutsche Meilen im Umkreise, und zählt weniger nicht als 14000 Einwohner. Ich überzeugte mich auch völlig, daß daß da gar nichts hinzugesetzt sein möchte. Die Insel ist zwar, wie es der Boden ergiebt, auch volkanischen Ursprungs; aber außer kleinen Erhebungen und Senkungen ihrer Fläche ist sie völlig eben, ohne Berge und Felsen. Der Boden ist gut, und Gar-

tenge-

Getreidewächse gedeien sehr wohl; aber um so viele Menschen zu ernähren, wäre er doch zu klein.

Ich hatte geglaubt, indem ich über Procita ging, durch ein Land zu reisen; aber ich hatte geirrt: wir wanderten durch eine Stadt. Nicht zweimal hatte ich eine einigermaaßen, ich will nicht sagen ländliche, nur dörfliche Aussicht. Beständig blieben wir in Straßen, die zu beiden Seiten Häuser hatten, und zwischen welchen der Raum, wenn welcher da war, allemal durch hohe Mauren eingeschlossen wurde und Gärten anzeigte. So wie wir uns der andern Seite der Insel näherten, wo die eigentliche Marina oder Schiffplatz ist: so wurden die Häuser besser und größer, auch zwischen durch recht schön; und dieses endigte sich in eine völlige sehr belebte und bevölkerte Seestadt, mit einer Kaje (Cusi), mit hohen Häusern, engen Straßen, und schönem Pflaster.

Die vielen Menschen auf dieser Insel leben von der See: theils vom Fischfang, theils durch Schiffarth. Die meisten Schiffe welche man hier herum sieht, die von Neapel, von Ischia und der Gegend umher ausgehn, gehören nach Procita. Es giebt hier sehr reiche Leute; aber die meisten sind sehr arm, und leben erbärmlich enge beisammen: „wie Sardellen im Faße so dicht," sagte mein Begleiter, und er kannte Procita wol, denn er hatte selbst hier Besitzungen. Die Menschen sehen hier viel ärmer, viel schmutziger und viel

weniger

weniger gesund aus, als auf dem heitern lieblichen Ischia. Eine wichtige Ursach der großen Population auf dieser Insel, scheint in einem Nationalvorurtheile zu liegen. Ein Mädchen, das 14 Jahr erreicht hat, ohne einen Mann zu finden, wird für alt angesehn, und ist verachtet; um sich zu retten, heirathen sie daher schon vor dem eilften Jahre. Eben so jeder Bursch von 16 bis 17 Jahren hat schon seine Frau. Das ist die Sitte des Landes, auf welche eifrig gehalten wird. — Ich sah hier viele Frauenspersonen in einer Art geistlichen Kleidung umher gehn, und hörte daß man sie Bizoche oder Monache di casa (Haus-Nonnen) benannte. Diese sind ohngefähr was die selbstgemachten Abbés in ihrer Art sind, mit dem Unterschiede, daß diese Nonnen sich nur mit Vorwissen des Parochus geistlich tragen dürfen, und sich eines ehrbaren Lebens zu befleißigen haben; übrigens können sie die geistliche Kleidung ohne Umstände wieder ablegen, und auch heirathen, thun es aber selten. Vermuthlich liegt die Ursache, warum man diese Kleidung hier so viel sieht, in der Verachtung des ehelosen Standes: denn die übrig gebliebenen Jungfrauen stekken sich da hinein, um ihre Schande zu heiligen.

Wir suchten von Procita ab das feste Land, wo es am nächsten war, und kamen nach etwa einer guten halben Stunde an einem Orte an, der Mure nuovo heißt; und so war ich nunmehro sicher, daß

ich

Digitized by Google

ich in der Stadt Neapel sein könnte um welche Zeit ich wollte. Nicht weit von da fanden wir ein Wirthshaus, Taverna di Pozzillo genannt, wo wir Esel nahmen, und indessen etwas aßen. Wir fanden hier ausserordentlich schönen Wein, welches mir um des willen merkwürdig war, weil ganz nahe dabei der Berg Gaurus, eine mäßige Anhöhe, liegt, der an der einen Seite vor Alters Falernus hieß, und, so wie die Landschaft darunter, durch schönen Wein berühmt genug ist. Der Berg selbst hat seinen Ruhm völlig verloren, es soll jezt da nur schlechter Wein und sehr wenig wachsen; sein jetziger Namen ist Monte barbaro, und giebt eben keinen reizenden Begrif von ihm, wie denn auch sein Ansehn wild und unkultivirt ist.

Ich nutzte den Rest dieses Tages, noch einige Merkwürdigkeiten dieser Gegend, die mir noch übrig waren, zu besehn. Bei den Elysäischen Feldern ist es ziemlich deutlich, welchen Weg die Fiktion da genommen hat. Oberhalb der sogenannten Elysäischen Felder, die jezt nichts weiter sind als ein kleiner Busch in einer Vertiefung, waren viele Gräber; man erkennt noch jezt eine Menge Kolumbaria da. Ehe man zu diesen Grabmählern kam, mußte man, wenigstens von einer Seite, über das Wasser morto; also ging es über das Wasser (den Styx) in die Unterwelt. Nun mochte vielleicht der Ort unterhalb den Gräbern damals ein schattiger anmuthiger Ort sein, von dem man sich dachte

dachte, daß die Schatten wol darin lustwandeln könnten: so war die Sache fertig, und jeder konnte in seiner Imagination die Idee erweitern und den Ort ausschmükken.

Daß Bajä nicht ein Ort geblieben ist wo Menschen wohnen, ist wegen seiner schönen Luft und über alle Maaßen reizenden Lage, zu bedauren. Freilich hätte man da nicht in Kutschen von einem Hause zum andern fahren können, wenigstens nicht an vielen Orten: denn die Häuser waren hinfis so an das hohe Ufer mit der Hinterseite gehängt, wie die Ruinen zeigen, und mußten vorn so weit über dem Wasser stehn, daß ich noch nicht begreife wie man anders als mit Schiffen hat dazu kommen können. Unter manchen andern Merkwürdigkeiten, wovon diese Gegend so voll ist, besah ich heute auch den erstaunlichen Wasserbehälter, der insgemein Piscina mirabilis heißt, und den Ueberzug seiner Wände, welchen man für einen Niederschlag aus dem Wasser hält, und der mir doch eher ein Tünch zu sein scheint. Mit dem Lacus Avernus und der Grotte der Sibylle, die sehenswürdig ist, machte ich den Beschluß; und kehrte über Puzzuoli, wo ich schon vorher gewesen war, am Abend spät nach Neapel zurük.

Hannover. H. M. Marcard.

Digitized by Google

6.

Vorläufige Erklärung über Schlossers Brief an Leuchsenring; nebst einem Mährchen *).

Es hat dem Herrn geheimen Hofrath Schlosser gefallen, einen weitläuftigen Brief, den er mir im September vorigen Jahrs geschrieben, in dem ersten Stükke des deutschen Museums dieses Jahrs drukken zu lassen **). Ich hatte diesen Brief nicht beantwortet. Herr Schlosser sagt: er habe mein Stillschweigen nicht anders als für eine Misbilligung seines Vorschlags ansehen können. Ein so kluger Mann hätte doch noch andre Ursachen dieses Stillschweigens vermuthen können; und ein so guter Mann hätte vielleicht überlegen sollen, daß er durch die Bekanntmachung seines Briefes zu sehr schädlichen Mißverständnissen Ge-

legen-

*) Hrn. Schlossers Brief an Hrn. Leuchsenring ist, weil er auch die Berl. Monatsschrift betraf, von uns bei Gelegenheit einer Vertheidigung gegen mehrere Gegner, angeführt worden, im April d. J. S. 354—363. Es wird also unsern Lesern um desto willkommner sein, auch bei uns die Erklärung des Mannes, an welchen der Brief eigentlich gerichtet war, zu lesen.

Die Herausgeber.

**) Dieses Stük des Museums ist mir erst zu Anfang des Märzmonats zu Gesicht gekommen, da ich von einer Reise zurük kam. A.

legenheit gebe, und Gefahr laufe, einem Manne, den er doch seinen Freund nennt, eine unangenehme Stunde zu machen. War es Herrn Schlosser bloß darum zu thun, seinen Vorschlag der Beurtheilung des Journalen- und Kaffeepublikums, welches er doch so sehr verachtet, zu unterwerfen; so konnte dieses ja ohne Nennung meines Namens geschehen, und ohne daß er sich der Indiskretion schuldig machte, öffentlich zu erzählen, was ich ihm in einem vertrauten Gespräche über gewisse delikate Materien soll gesagt haben.

Doch würde ich weniger unzufrieden mit Herrn Schlosser sein, wenn er nur meine Meinung richtiger vorgestellt, und mir nicht Gesinnungen geliehen hätte, die ich nie für die meinigen erkennen kann. Ich soll z. B. gesagt haben, alle unsre Großen hätten den Despotismus im Aug und Herzen. Solche übertriebene Gemeinsprüche überlasse ich gern den Genieen und Kraftmännern: ich meines Theils freue mich, daß ich das Glük habe, mehr als Einen Großen Deutschlands zu kennen, der weniger Despotismus im Aug und Herzen hat, als viele unsrer Weisen, Heiligen und Propheten. Dieses sage ich wahrhaftig nicht, um den Großen meines Vaterlandes zu schmeicheln. Alle die mich kennen, wissen es, daß ich lieber durch Wahrheit zu nutzen, als durch Schmeichelei zu gefallen suche.

Herr Schlosser beschuldigt mich auch, daß ich den Umgang eines Protestanten mit Katholiken mißbil-

Digitized by Google

mißbilligt. Ich begreife nicht, wie Herr Schlosser einen Mann seinen Freund nennen kann, dem er eine so elende Denkungsart zutraut. Die Wahrheit ist: daß ich vielleicht mehr Freunde unter Katholiken als unter Protestanten habe, und daß ich dem Umgange mit diesen edlen Menschen viele der seligsten Stunden meines Lebens verdanke. Ich muß sogar sagen, daß meine Meinungen über den politischen Gebrauch der Religion, über Priesterregiment, Proselytenmacherei und Jesuitenintriguen, die ich bei Katholiken eben nicht verhehle, von diesen nicht so ungünstig sind beurtheilt worden, als von Schlosser, dem protestantischen Philosophen. Der redliche Katholik, der die Religion nicht zu kaufmännischen Absichten mißbraucht, sondern zu seiner moralischen Besserung anwendet, ist mir höchst schätzbar; so wie ich den Protestanten gern meide, der aus der Frömmigkeit ein Gewerbe macht, und seine Religion bloß dazu gebraucht, sich Einfluß zu verschaffen, seinen Gegnern zu schaden, und das liebe Publikum an der Nase herum zu führen.

So bald es mir die Zeit erlaubt, werde ich umständlicher zeigen, daß Herr Schlosser meine Meinungen und Gesinnungen in einem ganz falschen Lichte vorgestellt hat. Ich will gern glauben, daß er nicht zur Absicht gehabt habe, mich wider Wissen und Gewissen zu verläumden. Aber der Erfolg bleibt doch immer eben derselbe; und es er-

hellet auch hieraus, daß Herr Schlosser besser würde gethan haben, abzuwarten, bis ich es für nützlich gehalten hätte, dem Publikum meine eigentliche Meinung über die neuen Propheten selbst mitzutheilen.

Ich weiß kein anderes Mittel, Herrn Schlossern zu entschuldigen, als wenn ich voraussetze: er habe von Leuten, die er für redlich hält, falsche Nachrichten von mir aufgenommen. Er erzählt manches als meine Meinung, was er gewiß nicht von mir gehört hat; und ich darf nicht vermuthen, daß er es aus boshaften Absichten erdichtet habe. Herr Schlosser wird also wohl thun, wenn er denen, die ihm dergleichen Anekdoten mittheilen, in Zukunft nicht mehr so leicht Glauben beimißt. Du mußt gar viele Vorsicht anwenden, wenn du jemand tadeln willst oder loben; damit du nicht etwa anders redest als du solltest; deßwegen muß man die Guten von den Bösen wohl unterscheiden lernen.*)

Es ist mir leid, daß mich Herr Schlosser gezwungen hat, den Lesern mit meiner Erklärung beschwerlich zu fallen. Um sie ein wenig zu entschädigen, erzähle ich ihnen das folgende lehrreiche Mährchen aus einem berühmten Schriftsteller.

Der Dalai-Lama versammlete einst seine geheimen Staatsräthe, und hielt folgende Rede:

„Meine

*) Dieses Motto hat H. Schlosser selbst seinem 2. Briefe vorgesetzt. D. Her.

Digitized by Google

„Meine ehrwürdigen Brüder! Ihr und ich wissen sehr wohl, daß ich nicht unsterblich bin; aber es ist gut, daß die Völker es glauben. Die Tataren von Groß und Klein Thibet sind ein hartnäckiges Volk, das ein schweres Joch und kräftige Irrthümer nöthig hat. Versäumet ja nichts, ehrwürdige Brüder, sie zu überreden, ich sei unsterblich. Ihr theilet mit mir den Ruhm dieser Unsterblichkeit; sie verschafft euch Ehre und Reichthümer.“

„So lang unsre Tataren von Groß und Klein Thibet weder lesen noch schreiben können, so lange sie eine barbarische Erziehung erhalten; könnet ihr herzhaft ihr Geld nehmen, ihre Weiber und Töchter beschlafen, und ihnen den Zorn des Gottes Fo ankündigen, wenn sie sich unterstehen, sich nur im geringsten darüber zu beklagen.“

„Kömmt aber die Zeit, daß wir die Tataren nicht länger verhindern können, ihre Vernunft zu gebrauchen (denn immer können wir das doch nicht verhindern); so müßt ihr euer Verhalten völlig ändern. Ihr könnt alsdann versichern, daß euch die Aufklärung und das wahre Wohl der Tataren am Herzen liege, und von Zeit zu Zeit das Gegentheil von dem lehren was eure Vorfahren behauptet haben. Aber ihr müßt eure Worte auf Schrauben stellen, immer eine Hinterthüre offen behalten, euch eine Fertigkeit erwerben, unbestimmt zu reden als wenn es bestimmt wäre, und allen alles zu werden suchen. Wenn ein Pferd sich nicht will

meistern lassen, so muß man oft dem Zügel walten lassen. Ihr könnt sogar Toleranz und Denkfreiheit empfehlen; doch müßt ihr nie vergessen, mit der einen Hand mehr zurück zu nehmen, als ihr mit der andern gegeben habt, und ja nicht versäumen, recht oft und beweglich über den einreißenden Unglauben zu seufzen. Ihr müßt Unwissenheit Gottseligkeit und Sophisterei Weisheit nennen, alle Arten der Schwärmerei begünstigen, Empfindelei für hohe Frömmigkeit ausgeben, von Schönheit, Liebe und Herzensergießung predigen, glänzende Antithesen machen, viel von Wundern und geheimen Wissenschaften erzählen, den Leidenschaften schmeicheln, die Einbildungskraft verwirren, euch von schönen Frauen und Töchtern die Hände küssen lassen, und durch allerlei Gaukeleien den gesunden Menschenverstand und die moralische Religion verdrängen. Wer sich nicht sanft von uns will beherrschen und leiten lassen, den müßt ihr drücken. Alle diejenigen, welche die Kniee nicht vor uns beugen, und den geringsten Zweifel in unsre Weisheit und Heiligkeit setzen, oder sich gar unterstehen über unsre Narrheiten zu lachen: sollt ihr Atheisten nennen, und sie, so oft es thunlich ist, ins Feuer oder ins Wasser werfen, oder im Gefängnisse verschmachten lassen."

„Wenn unter den mächtigen Fürsten Asiens, die uns bisher unterworfen waren, unglücklicher Weise einer oder der andere zuviel Verstand hätte;

so

so müßt ihr euch sorgfältig hüten, weit aussehende Streitigkeiten mit demselben anzufangen. Ihr könnt ihn unter der Hand verhaßt zu machen suchen; aber öffentlich müßt ihr immer mit tiefem Respekt von demselben reden, und von Zeit zu Zeit sagen: ihr hofftet, ein so einsichtsvoller und frommer Regent werde endlich die gute Sache siegen lassen. Was aber einzelne Staatsbürger betrifft, die sich unterstehen vernünftig zu sein, die müßt ihr nie verschonen; je rechtschaffener sie sind, desto mehr müßt ihr Sorge tragen sie auszurotten, denn die rechtschaffenen Leute sind uns von je her gefährlich gewesen."

„Habet Taubeneinfalt, Schlangenklugheit, und Löwenklauen, nach den Erfordernissen des Orts und der Zeit."

Kaum hatte der Dalai-Lama die letztern Worte gesprochen, als die Erde zu zittern anfing, der ganze Horizont sich mit Blitzen bedekte, der Donner von allen Seiten brüllte, und eine himmlische Stimme sich hören ließ: Betet Gott an und nicht den großen Lama.

Alle kleinen Lama's behaupteten, die Stimme habe gesagt: Betet Gott an und auch den großen Lama. Dieser Glaube herrschte lange Zeit in dem Königreiche Thibet.

So weit das Mährchen, welches ich mit einiger Freiheit übersetzt habe. Ich glaube, es sei ei-

Digitized by Google

nem Christen wohl erlaubt, die Mar
kal, Lama zu mißbilligen.

Zürich.

7.

Nachricht über das von Herrn D
ler hieher gesandte Luft

Die Sache mit den Universalmitteln des
von Hirschen, wovon öfter in der
geredet worden, scheint sich, dem Hima
itzt ziemlich ihrem Ende zu nähern. D
wasser war eine unkräftige und
schädliche Mischung von Glaubersalz und
Deren geringe Wirksamkeit itzt anerkannt
bereitet der Herr Baron ein viel kräftigeres
das aber so überkräftig aus Antimonium
wird, daß Patienten, nach der Erzählung
D. Oppenheimers „Gedanken über
und Luftsalz," (Berlin, 1787. 8.) sich
Tode brechen. Nur H. Semler behauptet
mer die Goldhaltigkeit jenes Luftsalzes,
von der Verfertiger doch selbst nichts
Streit darüber ist jetzt an das rechte Forum
men; und wen der nachstehende genaue und
liche Bericht unsers vortreflichen Chemikers
roth nicht überzeugt, der mag dann noch
um mit Herrn Semler die hermetische Sprache
reden — das Stinkgold über der Erde in
haften Mischungen suchen.

D.

Da Herr D. Semler für gut gefunden hat, einen
Aufsatz zur Berl. Monatsschrift (März 1787
S. 302) einzusenden, worin er das Publikum mit
der

nach geschehenen Ueberſendung ſeines Kunſt-
eugten Goldes benachrichtiget, auch aus
Antwort an ihn einen Auszug mittheilet;
e ich mich zu einer kurzen Erzählung von
innern Verlauf verbunden, um ſowohl die
machten Neugierde des Publikums einige
digung zu gewähren, als auch dem eigenen
che des Hrn. D. Semler dadurch Genüge
r geſchahen.

ie Veranlaſſung, welche Hrn. D. Semler
gen hat, mich mit ſeinem Zutrauen zu beeh-
und zum Schiedsrichter, wenigſtens zum
en, im Punkte ſeiner Kunſt der willkührlichen
erzeugung, als einer Frucht ſeines Studiums
geheimen Chemie, aufzufordern, war des
mus Akatholikus Unglauben an dieſe her-
ſche Kunſt, und deſſen Wunſch, daß Herr
Semler ſein Kunſtgold an einen oder an-
n bekannten Chemiker zur Prüfung einſenden
chte.

Herr D. Semler that hierauf mir die Ehre
, etwas von dieſem Kunſtgolde an mich zu ſen-
en. Wie feſt er aber bei ſich ſelbſt von der Rich-
keit dieſer ſeiner Golderzeugungskunſt überzeugt
Davon belehrten mich mehrere Stellen ſeines
Briefes. Er ſchrieb mir z. B.: „Bei der heiligen
„Aſche des der Menſchenwelt ſo reſpektablen Fried-
„richs ſchwöre ich Ihnen es zu, und bei allem was
„ich groß und theuer halte: daß Sie, hier Goldſalz

„von mir in die Hände bekommen, worinn das „generirte Gold sichtbar genug ist. Ich habe also „durch einen Kid allem vorgebeuget, was man „nur ersinnen mag; ich habe kein Gold eingethan, „es ist entstanden aus dem salzartigen Stoffe, „u. s. w.“ Ferner: „Sie sehen, daß ich ehrlich „handle, und ich bin davon ganz gewiß, daß „dieses Gold in dem Glase sich erst erzeuget hat. „Wenn alle Chemiker in Paris, London u. s. w. „mir widersprechen, so hoch ich sie alle über mich „setze: so hilft es nichts; es ist und bleibt factum „physice verum; und ich kann also durch gar nichts „in der Welt dahin gebracht werden, meine Be„schreibung zurücknehmen. Lebten wir auch un„ter einem Tyrannen, der mich einsperren, mar„tern, tödten ließe: so muß ich alles ebenso bejahen, als ich es Ihnen hier erzähle.“ —

Diesem Schreiben hatte Herr D. Semler zwei kleine Gläschen beigefügt, in welchen von außen schon die, einer bräunlichen feuchten Salzmasse eingemengten, häufigen Goldflitterchen deutlich zu erkennen waren; ohngefähr von der Art, wie zerstäktes Blättchengold in einer stark damit beladenen Confectio Alkermes aussiehet. Bei Eröfnung dieser Gläschen verbreitete sich ein eigener fäuliger Geruch, der das ganze Zimmer anfüllte. — Die Reihe von Versuchen, denen ich dieses Gemenge unterwarf, bestätigte: daß diese glänzenden Flittern wahres Gold waren. Das-

salinis

saliniſche Magma aber beſtand aus Bitterſalz, mit empyreumatiſch öligten Theilchen und flüchtigem Alkali verbunden, und mit erdigem Schlamm und gröbern Sandkörnern verunreinigt. Ein Theil des davon abgeſonderten Goldes, zu Kügelchen gebracht, durch Umſchmelzen mit Borax gereinigt und plattgeſchlagen, zeigte eine bläſſere Farbe; und mit Königswaſſer digerirt blieb ein weißlicher Rükſtand — Hornſilber vielleicht, — dergleichen ich aber doch nicht antraf, als ich gewöhnliches Blattgold vom Goldſchläger eben ſo behandelte. In dem ſalzigen Stoffe hingegen fand ſich, nachdem jene mechaniſch damit vermengt geweſenen Goldblättchen abgeſondert waren, keine weitere Spur von aufgelöſtem Golde; und noch weniger eine Kraft, Queckſilber oder andere Metalle goldhaltig zu machen, oder nur auf irgend eine Weiſe zu verändern.

Dieſes meldete ich Herrn D. Semler, und er hat ſelbſt einen Auszug meines damaligen Briefes im März S. 303. abdrukken laſſen. Gold war es alſo allerdings, was Hr. S. mir zugeſandt hatte; nur blieb der Zweifel übrig: wie war es entſtanden? wie war es in das Magma gekommen? Dieſe Fragen that ich damals an H. Semler. (ſ. März, S. 303.). Der würdige Mann hat meine Zweifel über die in ſeinen überſandten Gläſern erſt geſchehene

feinfallende Entstehung des Goldes, und meine Erklärung: daß ich von der physischen Wahrheit dieser paradoxen Sache lediglich nur durch eigene Erfahrung zu überzeugen sei, nicht ungütig aufgenommen. Er versprach: mich, so viel ihm möglich sei, in den Stand zu setzen, die ganze Erscheinung mit eigenen Händen und Augen nach Belieben zu bewerkstelligen; worüber er jedoch folgendes äußerte. „Was aber die vorhergehende Probe betrift, wodurch Sie Sich erst Selbst sichern wollen, daß kein Gold weder in dem Troknen noch Nassen ist, so erlauben Sie mir erst meine Erklärung. Die Probe müßte doch eigentlich auf eben das metallische Gold gehen, welches die Herren Chymici vom großen Range bisher bloß unter der Erde suchen und annehmen; die geheime Chymie aber, die ich für mich selbst etwas erlernt habe, kennt auch Mineralien über der Erde. Es heißt daher Luftgold, Stinkgold, (schon vor 100—150 Jahren), weil es nach Putrefaktion, wie man es nennt, eben erst sichtbar wird als metallische Form. Vorher ist es Saamen, Aurum potentiale. Wenn Sie nun den Liquor z. B. mit Zinnsolution probiren, so glaube ich, es wird das Zeichen wenigstens matt entstehen. Sie wüßten also, es wäre Goldsamen in dem Liquor; aber das metallische Gold war noch nicht generirt. Also begreife ich durch Generation nur

 „aurum

„aurum visibile; denn alles mögliche Gold ist freilich actu primo schon in der ganzen materiellen „Masse unserer Atmosphäre, wie alles Obst u. s. w. „in den Kernen. Diese hypothesis ist das Eigenthum der geheimen Chymie bisher; die ganze „Mineralogia externa weiß nichts hievon. Es wird „alles auf den Begriff, generatio auri, ankommen, welche alsdann fast augenblicklich entsteht, „sobald liquidum zur terra oder sal gethan wird. „Daß in diesem Liquor Semen oder Spiritus auri „enthalten ist, macht das objectum aus, das der „geheimten Chymie oder von öffentlicher Profeßion, „nothwendig ganz unbekannt ist.“ —

„Wider meine Besorgniß, ob nicht etwa eine „fremde Hand, aus Leichtfertigkeit oder Bosheit, „hinter seinem Rücken das Gold eingemischt haben „könnte, verwahrte sich Hr. S. folgendermaßen. „Dieser Fall ist geradehin ganz unmöglich; 1) „habe ich allein den Schlüssel zum Gartenhause, „das ohnehin im Winter niemand besucht, als ich, „um völlig allein zu sein. 2) Habe ich nicht nur „16 große Glaskugeln, sondern mehr als 20 bis 30 „Gläser groß und klein; und in allen ist einerlei „Erfolg. Wie könnte ich sonst in einen Enthusiasmus gerathen sein bei der Entdekkung?“

Ich erhielt hierauf vom Hrn. D. S. die versprochenen Materien, an welchen ich die Entstehung des Goldes selbst sehen sollte. Auf meine Bedingung, unter welcher ich an diese hermetische Ausgeburt

geburt des Goldes zu glauben versprochen hat, nehmlich: durch eigene Untersuchung mich zu überzeugen, daß in solchen Materien nicht schon vor ihrer Vermischung Gold präexistire, äußerte Hr. S. bei deren Uebersendung: „Nun mögen Sie die „Augen eröfnen, wie stark Sie können, um zu „erst sich zu überzeugen, daß kein metallisches „Gold bis jetzt, weder in dem Liquor, noch in dem „Salze sei, u. s. w.“ Bald nachher aber sagt er doch: „Wenn aber ja in der langen Zeit der „Reise *) und durch die Agitation die Fermentation des unsichtbaren Schwefels wirklich so weit „fortgerükt wäre, daß Sie im Salze Goldflämmchen sähen; so ist es eine kleine Mühe, sie aus „einer bestimmten annoch trocknen Masse, alle „wieder auszusuchen, bis Sie gar nichts, oder so „wenig finden, daß Sie das Augenmaaß des „Quant

*) Halle ist bekanntlich nur 20 Meilen von Berlin, und der Postwagen ist nicht länger, als 36 Stunden unterwegs. Aber H. S. glaubt so sehr an die schnelle Entstehung des Goldes in diesem Magma, daß er an einen der Herausgeber schrieb: "H. K. Klaproth wird Mühe haben, das unterwegs generirte Gold abzuscheiden." Seltsam, daß dieser vokolische Liquor nicht bereits große Goldklumpen in H. Semlers Hause generirt hat! Und noch seltsamer, daß die Generation in H. Klaproths Hause ganz aufgehört hat! Denn die von H. S. an ihn geschikten Gläschen und Pälverchen zeigen izt, nach so langer Zeit, nicht mehr Gold, als sie gleich Anfangs in sich hatten.

Digitized by Google

„Quantität in der folgenden Erscheinung sicherlich „Selbst anwenden können. Es ist mir unmöglich, „die Fermentation ganz zu entfernen, weil sonst „der Erfolg fehlen müßte; genug, Sie sehen auch „mit Lupen kein metallisches Gold.“ — Und doch meldet Hr. S. am Ende des Briefes selbst: „Im „Salze ist schon hie und da Gold sichtbar worden, „weil ohnedas Liquor darüber stand.“ —

Die übersandten Materien bestanden nun: 1) in einer Flüssigkeit, welche, nach Hrn. S. Versicherung, den Saamen des Goldes enthalten sollte; und 2) in einer kristallinischen Salzmasse, in welcher das zu erzeugende jungfräuliche Gold als in einer Matrix ausgeboren werden sollte. Der Liquor war in 3 verschiedenen Gläsern enthalten. Im Ganzen war der Geruch sich ziemlich ähnlich, und zwar empyreumatisch; doch prädominirte in einem derselben eine Säure, in den beiden andern Gläsern aber stach flüchtiges Harnsalz hervor. Die aus braunen, schmierigen Salzkristallen bestehende Matrix hingegen, fand ich an mehrern Stellen bereits deutlich mit Goldflitterchen vermengt; welche ich aber nicht, wie Hr. D. S. verlangte, gänzlich aussondern konnte, weil sie dazu meistens gar zu klein, auch in dem schmierigen öligten Wesen, womit das Salz vermenget ist, zu sehr versteckt waren.

Von diesem Salze that ich in 4 verschiedene Gläschen, eine gleiche, ohngefähr ½ Drachme betragende,

tragende, Menge. In drei dieser Gläser übergoß ich das Salz mit den 3 mir von Hr. S. zugesandten (Goldsamen enthalten sollenden) Flüssigkeiten; im 4ten Glase aber mit simplem destillirten Wasser. Das Salz zerging ziemlich bald, und ließ viele Sandkörner fallen. Zugleich kamen in allen vier Gläsern *) die Goldflimmerchen zum Vorschein; deren Menge jedoch, in Vergleichung der in den beiden ersten von Hrn. D. S. erhaltenen Gläschen befindlichen Menge nur gering war, auch seitdem sich nicht weiter vermehrt hat.

Den noch übrigen Theil der salinischen Masse ließ ich in destillirtem Wasser zergehen, sammelte die damit vermischt gewesenen und nun zu Boden fallenden kleinen Steine und Sandkörner, indem ich die leichtern heterogenen Substanzen davon abschlämmte; troknete den Sand, und fand nun, mit Hülfe des Augenglases, hie und da äußerst kleine Quekfilberkügelchen darunter, wovon ich eins der größten mit einer Messerspitze ausheben, und auf ein Papier bringen konnte. Daß es wirkliches Quekfilber war, bestätigte sich dadurch, daß ein gelinder Druk es in mehrere Kügelchen zertheilte, die sich bei ihrer Berührung leicht wieder vereinigten,

*) Daß also auch simples Wasser dieselbe Kraft hat, das jungfräuliche Gold zu schwängern! So braucht es ja der künstlichen Flüssigkeiten nicht, die den Saamen des Goldes enthalten sollen!

Digitized by Google

ten, und daß es an Gold gebrache, dieses verquikte, durchs Anwärmen aber auch davon wieder abrauchte. Hr. D. S. ist der Meinung, daß diese Steinchen in dem Moment des Uebergiessens per congelationem erst entstünden, und daß Bleistäffchen darunter sich mit erzeugten. — In der von diesem sandigen Rükstand abgegossnen wässrigten Auflösung des Salzes schwammen die Goldflimmern deutlich herum, in Gesellschaft einer feinen Schlammerde, und mehrerer Brokken von verrottetem Holze; auch einer kenntlichen Beere vom Nachtschatten (Solanum nigrum L.). *) — Die durch Filtriren von gedachten heterogenen Körpern befreiete Salzauflösung lieferte, nach gelinder Abdünstung, gröstentheils Kristallen von Bittersalz; und die Mutterlauge enthielt noch ein, mit branstigöligen Theilchen gemengtes, flüchtiges Harnsalz.

Ich habe demnach bei dieser, nach Hrn. D. Semlers eigener Vorschrift genau befolgten, Prozedur das Gold nicht erstlich entstehen sehen; sondern

*) Man erstaunt billig, daß H. Semler eine so herrliche und kostbare Masse, welche das aurum potentiale, Luft- oder Stinkgold enthält, nicht sorgsamer vor aller fremden Verunreinigung in Acht nimmt. Noch mehr aber erstaunt man, daß H. S. so genau auf ein Haar anzugeben weiß: was von diesen heterogenen Dingen durch Zufall in das aurum potentiale hineingekommen, und was sich darin kongelirt hat. Man s. Herrn S. Anmerkungen, März, S. 306 und 308.

Digitized by Google

dern dieses hat bereits sämmtlich in der Salzmasse existirt, und ist daraus bloß durchs Auswaschen enthüllt worden. Ich kann daher auch in den Liquoribus keine Animam Solis, kein Sperma solare und dergleichen annehmen, weil sie zur Sichtbarmachung des Goldes aus der Salzmasse nichts weiter beitragen, als was ein jedes anderes wässriges Menstruum, ja das bloße Wasser allein, leistet.

Das Versprechen des Hr. D. S. und meine Bedingung, aus goldfreien Stoffen, körperliches Gold entstehen zu sehen, sind also bis jetzt noch unerfüllt; und meine wohlmeinende Besorgniß, daß Hr. S. durch irgend einen ihm unbekannten Zufall zu dem Golde in seinen Gläsern gelange, und überhaupt bei dem Mangel hinlänglicher chemischen Vorkenntnisse in Irthum geleitet werde, dauret noch fort. *)

Hr.

*) Wie so gar oft, ja — ich erlaube es mir, zu sagen — wie unvermeidlich, Irthum das Loos mindergeübter Chemiken sei, bedarf wol keines Beweises. Aber auch Chemiker vom ersten Range müssen nicht selten, bei aller Vorsicht, dennoch die traurige Erfahrung machen, daß Irren menschlich ist. Bekannte Beispiele übergehe ich; folgende zwei aber stehen hier vielleicht am rechten Orte. — Herr Bergrath Lehmann in Berlin glaubte einstmals, künstliches Silber aus dem schweißtreibenden Spiesglanzkalche machen zu können. Drei- und mehrmal wiederholte er den Prozeß, und jedesmal bekam er richtig sein Silber,

Hr. D. S. ist, in seiner Antwort auf meinen ihm eingesandten chemischen Bericht, bemüht gewesen, mir die Art und Weise zu erklären, wie er sich die künstliche Erzeugung des Goldes vorstelle. Es thut mir aber leid, daß ich, aus Unkunde der dunkeln hermetischen Sprache, ihm darin nicht folgen kann; zumal ich in der Prämisse, daß das Gold

Silber. Er bereitete sich hierauf einen grossen Vorrath von gedachtem Spießglanzkalche; aber von Spießglanzerz, welches er dieseßmal aus einer andern Apotheke holen ließ. Zuversichtlich wiederholte er nun hiermit den Versuch, und bekam — Nichts! Nun erst untersuchte er sein voriges rohes Antimonium doktmastisch, und fand es silberhaltig. — Herr Prof. Kratzenstein in Kopenhagen gedachte vor einiger Zeit eines Versuchs, reines aus Hornsilber hergestelltes Silber durch Behandlung mit Arsenik güldisch zu machen. Der berühmte und vortrefliche Chemiker, Herr von Morveau zu Dijon, prüfte vor kurzem diesen angegebenen Prozeß; und, siehe da! er erhielt Gold, das alle Proben hielt: 3 Gran aus jeder Unze Silber. Was sollten nun die an jede Metallverwandlung Ungläubigen zu diesen Versuchen eines Mannes, wie von Morveau sagen? Jedoch, Herr Hofrath von Born hat bereits dem Katzen gelöset. Sobald ihn Herr v. M. von dieser auffallenden Erfahrung benachrichtigte, wiederholte Er sie, und entdeckte: daß der Salzburgische Arsenik, als diejenige Sorte, womit die südlichen Provinzen Frankreichs verlegt werden, und womit also auch jener Versuch zu Dijon angestellt ist, güldisch sei; hingegen der Böhmische, zu Joachimsthal aus goldfreien Erzen sublimirte, Arsenik kein Atom Goldes ins Silber zu bringen vermogte. Eine Warnung für manchen modernen rüstigen Chemikaster! Kl.

Gold Quäſtionis ein wahrhaft künſtlich erzeugtes Gold ſei, mit ihm noch nicht einverſtanden bin. Ich würde mich der guten Achtung, welche Hr. D. S. gegen mich und meine aufrichtige Wahrheitsliebe zu hegen die Güte hat, unwerth machen, wenn ich eher, als ich ſelbſt noch überzeugt wäre, auf ſeine Seite treten würde. — Eine von Ihm aufs neue erhaltene Portion ſeines Salzes und Liquors hat auch nichts Mähers aufgeklärt. Indem Salze klebten eben ſo, wie an dem vorherigen, bereits Goldflitterchen, aber in noch geringerer Menge; und der Liquor that abermal nichts weiter, als daß er dieſe wenigen Goldflittern gut ſchlämmte, und deutlicher zu Geſicht brachte.

Auf meine freundſchaftliche Beſorgniß, daß irgendwo ein Irthum im Spiele ſei, verſichert mich dieſer würdige Gelehrte, mit der ihm gewöhnlichen, und ſeinem Charakter Ehre machenden Freimüthigkeit, wiederholentlich des Gegentheils. „Dreimal für einmal“ ſchreibt Er mir „wollte ich „es öffentlich ſagen: ich habe mich geirret; wollte „die Art des Irthums erzählen, um andere zu hüten; es wäre eben ſo gewiß Wohlthat und patriotiſche Ehre bei allen verſtändigen Menſchen. „Aber ich habe es ſchon betheuret, daß ein Irthum „bei mir nicht da iſt; und nun hat freilich die „große Anzahl gelernter Phyſicorum, Chemicorum „und Sociorum von öffentlichen Collegiis, ein altes „Präjudiz der Infallibilität ſchon lange ſich erwor„ben, oder doch gar ernſtlich ſich angemaßt. Stets

„hat

„hat man gespottet; (ich weiß es, daß manche es „eben darum thun oder thaten, damit ja die „Wahrheit nicht so leicht gerettet und beschützt „würde). Aus diesem gleichsam erblichen Spott „zurük zu kommen, und aus reiner Liebe zur „Wahrheit sich zu revociren: das ist für viele, uns „edle, feile, kriechende Menschen viel zu schwer, „zu erhaben, zu groß.“

Bei dieser Lage der Sache wird der wahre Ursprung des Goldes in den Gläsern des Hrn. D. S. unmöglich anders und eher können ausgemittelt werden, als bis es diesem gelehrten Manne gefällig sein wird, einen genauen und verständlichen Unterricht von der Bereitungs oder Gewinnungsart des Liquors sowohl, als vorzüglich des Salzes, mitzutheilen. Will aber Hr. S. dieses als ein Geheimniß bewahren, wovon weder das Publikum, noch ein einzelnes Individuum, außer ihm, unterrichtet sein soll: so bleibt die Sache unentschieden; und dann wird alles weitere Disputiren darüber unnütz *).

Berlin. Klaproth

*) Außer dem Hirschenschen Luftsalzwasser giebt es noch ein andres dieses Namens, das jedoch noch niemand weder für eine Universalarznei noch für eine Goldquelle erklärt hat. In den Gothaischen gel. Zeitungen St. 69. vom 30 Aug. 1786. steht folgende Nachricht: "Man hat zu Bockler bei Kissingen in Franken eine Quelle von fixer Luft entdekt, welche unter andern zur Verfertigung eines Luftsalzwassers gebraucht wird, wovon man eine Bouteille zu 8 Purganzen für 24 Kreuzer verkauft.

Herr

Digitized by Google

8.

Deſorganiſation und Manipuliren.

Da die magnetiſche Deſorganiſation und der Somnambulism von Frankreich ausgegangen ſind, ſo iſt es immer der Mühe wehrt, ihren itzigen Zuſtand daſelbſt zu kennen. Zwar hat Mesmer ſelbſt ſich in Paris nicht länger halten können; doch macht die Sache dort noch außerordentliches Glük, und vorzüglich in zwei großen Provinzialſtädten, aus welchen die Wunderkur noch leichter nach Deutſchland und der Schweiz kommen konnte: in Straßburg und Lyon. Ein neues franzöſiſches Werk, welches allerlei zum Theil ſehr unwichtige Anekdoten und ziemlich unwitzige Bonmots, als große Merkwürdigkeiten aus der erſten Hauptſtadt der Welt erzählt,*) giebt auch umſtändliche Nachrichten von dem Magnetiſirweſen in Paris und Lyon. Mesmer ſtiftete eine Art von Loge, geziert mit allegoriſchen Bildern, wo er dem Neuaufgenommenen, für die mäßige Summe von 100 Louis, ſeine hohen Geheimniſſe entdekte, unter dem feierlichſten Eide, nichts davon den Profanen kund zu machen. Er initiirte gleich Anfangs hundert Perſonen. Mit ſo

Herr Prof. Pickel zu Würzburg hat ſchon eine umſtändlichere Nachricht von dieſer ſonderbaren Quelle drukken laſſen.“

*) Tableau mouvant de Paris ou variétés amuſantes — par M. *Nougaret*. Tome ſecond. à Londres, & ſe trouve à Paris, 1787, 8.

Digitized by Google

so leicht erworbenem Gelde tröstete er sich, als er Paris verließ. Anfangs ging er nach London, wo es ihm aber minder glükte; und darauf nach Italien. Im Dezemb. 1785 erschien er noch einmal in Frankreich, an der italiänischen Gränze in Grenoble, wo er mit den ausschweifendsten Ehrenbezeugungen empfangen ward; aber bald darauf wieder zurük ging. — Merkwürdig ist, daß er, wie sein Bewunderer und Nachfolger, Lavater, auch den elenden Gaukler Gaßner besucht hat und noch lobt; er sagt (in s. Mém. sur la découv. du Magn. Anim.): „Meine „eigne Erfahrung hat mich überzeugt, daß dieser „Mann (Gaßner) das Werkzeug der Natur „ist". O Natur, Natur! wie mußt du dich herabsetzen lassen! Nun soll gar ein Exjesuit, ein unwissender Pfaffe, ein plumper Teufelsbanner dein Werkzeug sein!

Der Versammlungsort der Mesmerschen Insitiation zu Paris hieß Societé de l'Harmonie. Die Societät bestand, auch nach Mesmers Abschiede, und besteht noch; und in den meisten großen Städten Frankreichs giebt es itzt solche Logen der Harmonie. Die zu Grenoble veranstaltete eben die feierliche Einholung des ersten Wundermeisters. Die zu Lyon ist vorzüglich thätig; und auch vornehme Deutsche reisen hin, um dort durch Glauben Gesundheit zu holen. Ein berühmter Magnetisirer daselbst ist Herr Rich. Ja gar ein Apotheker, dessen Gewerbe ganz fal-

Digitized by Google

len muß, wenn diese Universalkur wahr ist, gübt sich damit ab: Herr Lanoix. Auch Wetten geschehen dort, wie bei den Luftschiffartheu; ein Wundarzt, Hr. Dutrech, wettete: den stärksten Menschen zu magnetisiren, ihn in Katalepsie fallen zu lassen, und zu machen, daß er ihm allenthalben folge. *) Ja, man hat — dem Ausdruk: thierischer Magnetismus, ganz getreu — in Lyon auch Thiere magnetisirt, unter andern ein Pferd, das während der Operation schauderte (wahrscheinlich, weil Fliegen es stachen), und hustete (natürlich, weil es sehr alt und krank war) **).

Uebrigens hat, wie bei allen Ordensgesellschaften, sich auch hier Zwiespalt eingeschlichen, und es sind — ungeachtet des schönen Namens Harmonie — mehrere Sekten entstanden. Es giebt Mesmeriten, Desloniſten, Martiniſten, Barberiniſten, Jämelniſten, Spiritualiſten, u. ſ. w.

*) Daß er das Versprechen nicht hielt, verſteht ſich von ſelbſt. Er half ſich mit franzöſiſcher Perfidie. Ein andrer Wundarzt, Herr Preſſavin, wettete nemlich dagegen, und trieb die Sache bis auf 50 Louis. Dieser Pr. war in dem Unternehmen einer Luftſchiffahrt verunglükt. Dütrech that ihm daher den Vorſchlag: erſt eine zweite Luftreiſe zu machen, und wenn er glüklich davon zurükgekommen, ſo wolle er (D.) mit ihm eine dritte machen, und ihn dann oben in der Luft magneſiſiren.

**) Uns iſt eine ſehr intereſſante Relation von der auch ſchon in Deutſchland geſchehenen Beſorgung einer Kuh zugeſchikt worden, welche wir nächſtens zu liefern denken. Die Herausg.

Digitized by Google

ſ. w. Deslon war der Schüler und Anfangs ein großer Freund des Wiener Arztes. Es iſt derſelbe, deſſen Kurart die Königl. Kommiſſarien unterſuchten (B. Monatsſchr. 1785, Jan. S. 17): weil Deslon, als Mitglied der mediziniſchen Fakultät, den Kommiſſaren Rede ſtehen mußte, wozu Mesmer, als Fremder und zu keinem Kollegium gehörig, nicht ſo verbunden war. Hierauf erkannte Mesmer ſeines ehemaligen Freundes Kurart nicht mehr für die rechte. Der Chevalier de Saint-Martin, franzöſiſcher Offizier, der itzo in Deutſchland leben ſoll, iſt Verfaſſer, oder vielmehr nur Redacteur des berüchtigten Buches: des Erreurs & de la Verité, von welchem öfter in der Berl. Monatsſchrift geredet worden. Aus dem kabbaliſtiſch-theoſophiſchen Unſinn dieſes und der andern damit zuſammenhängenden Bücher, worin, wie in einem Schleier, ſehr abſichtliche Winke verhüllt ſind, haben einige Mesmeriſten Ideen genommen, und eine eigene Schule geſtiftet. Der Chevalier Barberin, ein Artillerieoffizier, der itzt zu Lyon lebt, ſoll durch eigenes Nachdenken das Mesmerſche Syſtem entdekt haben; hat aber vieles hinzugeſetzt. Andere ſagen, er hätte Ideen vom Marquis de Puiſegür in Straßburg (Novemb. 1785, S. 431) genommen. — — Der Parteigeiſt iſt ſchon ſo heftig, daß jede Sekte nur ſich die einzig richtige Methode zuerkennt, und der andern das wahre Licht

dürfniß *); nur gegen die Profanen, das heißt, gegen die gesunde Vernunft, machen sie alle gemeinschaftliche Sache.

Anfangs schien das Manipuliren nur die jedesmalige Heilung bewirken zu sollen; itzt aber wirkt es, wie in Zürich und Bremen, auch einen erhöhten Seelenzustand. "Frauen und Mädchen in der Krise, das heißt im völligen Somnambulism, mit geschlossenen Augen, und ohne etwas hören zu können" (das können sie aber in Deutschland) "geben die innerlichen Krankheiten der Personen an, welche man ihnen vorstellt, indem sie entweder sich selbst an verschiednen Theilen des Leibes, oder die Kranken, oder auch nur deren Kleider berühren". — Madam Lavater konnte kein Griechisch mit den Fingern lesen (s. Lavaters Brief, B. Monatsschr. 1785, Nov. S. 436); aber Madem. Berlancourt spricht sehr gut Latein, seitdem sie magnetisirt ist. (S. Lettre de Mr. Fournier Michel, Trésorier de France, à Mr. Mesmer.) — In Paris wird itzt ein Paracelsischer Homunkulus, der gar zierlich die Augen verdreht, in Spiritus im Glase gezeigt; und was der neuen Wunder mehr sind.

Ich komme zu Deutschland. Es ist ein wahres Verdienst, diesen seltsamen, sich bei uns immer weiter verbreitenden, Aberglauben anzuzeigen; obgleich darüber die Berl. Monatsschrift neulich, wie

*) Bekanntlich hat man in Frankreich den Magnetismus auf die Bühne gebracht. In einem kleinen Schauspiel: Les Illuminés (nicht die Illuminaten, sondern die Mystiker) ist diese Uneinigkeit der drei initiirten Hauptpersonen recht artig genutzt. Es steht in: Le Somnambule. à l'Isle de France, & se trouve à Paris, chez Didot, 1786. gr. 8.

Digitized by Google

wie Bekkers deutsche Zeitung*) erzählt, aus einer Lesegesellschaft in Straßburg herausballotirt worden. Daß auch in Deutschland Societés harmoniques sind, ist bekannt. Die Zeitungen**) melden, daß zu Mainz, zu Frankfurt am Main, zu Karlsruhe, zu Manheim sich viele initiiren lassen; die Aufnahmegebühren bei Dr. Pichler aus Straßburg, der zu dem Ende herumreiset, kosten 2 Karolinen. Er magnetisirt Frauen, und initiirt vornehme und reiche Männer. Was Hr. Hofrath Bökmann zu Karlsruhe, Professor der Mathematik und Physik! nächstens zu Gunsten des Magnetismus, und zum Unterrichte der Hausmütter in dieser neuen simpeln Kurart bekannt machen wird, wie Er es selbst in Possels Magazin angekündiget hat, muß man erwarten. Von einem solchen Mann kann man vermuthen, daß er die eigentlichen physischen oder medizinischen Wirkungen des Reibens genau beobachten und angeben wird. Allein, diese kannte man schon lange: bei uns, und im Oriente, von wannen, wie einige glauben, die Jesuiten die itzige neumodische Manipulation sollen zu uns gebracht haben***). Hr. Bökmann wird aber gewiß nicht behaupten, daß man nervenslechten Mädchen und unerfahrnen Menschen medizinische Kenntniß anstreichen kann; dann wäre ja alles mühsame Studiren, und die ganze

*) St. 17, den 27. Apr. 1787, S. 142. die Note.

**) Z. B. Hamburg. Korrespond. Nr. 77. Beilage den 15. Mai 1787.

***) Alle Reisende, z. B. Sonnerat, Le Gentil, erzählen von dem Gebrauche des Reibens bei Krankheiten in Ostindien, China, u. s. w. Auch erzählt Herr Georg Forster, die bei sich selbst versuchte heilsame Wirkung des Reibens von Mädchen in Otaheiti, bei einer Kraftlosigkeit.

Digitized by Google

Weitläuftigkeit der medizinischen Fakultäten, unnütz. Der unwissendste Mensch braucht sich nur desorganisiren zu lassen, so kann er den verborgensten Sitz einer innerlichen Krankheit angeben und die Heilmittel dagegen nennen. Noch weniger wird Hr. Bökmann behaupten, daß das, was nur der Allwissende kennt, und dessen Kenntniß der Allgütige vor uns verbarg: die Zukunft, vor den Blikken einer manipulirten Frau oder Jungfer offen steht. Und dies ist ja nur, worüber die Frage sein kann. Daß die Berührung zweier Körper ihre Lage ändert, ist Gesetz der Natur. Daß also auch ein gewisses Reiben bei stokkenden Säften, bei erschlafften Muskeln und Nerven, bei verdiktem Blut, u. s. w. von Nutzen sein kann: wer will das läugnen? Aber daß dieses Manipuliren eine Universalmedizin sei, daß es Kenntnisse der Arzeneigelahrtheit mittheile, daß es Wahrsagergeist bewirke: daran muß, eben den Gesetzen der Natur zufolge, jeder zweifeln, der noch nicht excentrisch genug denkt, um diese ewigen Gesetze umstoßen zu wollen.

Ein andrer thätiger Beförderer des Magnetismus ist Herr von Ingrse, ehemals französischer Husarenoffizier, der itzt zu Frankfurt a. M. lebt. Er initiirt, und magnetisirt in der dortigen Gegend. Er hat eine somnambulaire clairvoyante bei sich, welche mit geschlossenen Augen die verwikkeltesten langwierigsten Krankheiten durch und durch schaut, und sehr ausführliche Verordnungen dagegen diktirt oder selbst aufschreibt. Es giebt der Somnambulären sehr viele; nur eine Somnambuläre clairvoyante ist eine sehr seltene Erscheinung, deren ein magnetistisches Oberhaupt nur aus besonderer Gnade

der

der Vorsehung, wenn er einen frommen und gerechten Lebenswandel führt, theilhaftig wird. — Ueberhaupt können in diese, wie in mehrere geheime Gesellschaften, nur ganz gute moralische Menschen aufgenommen werden, deren Herz rein und unverdorben ist (und die wenigstens 2 Karolinen bezahlen könne.). Es ist sonderbar, daß bei einer Naturkraft das Herz mit in Betrachtung kömmt. Mit der Elektrisirmaschine kann wenigstens Jeder wirken; und selbst der Nachtmahlsvergifter in Zürch würde Lavatern einen Schlag damit haben beibringen können. Oder soll dies wirklich eine Wunderkraft sein? Ist es eine apostolische Kur, wie die neuen Heiligen und Propheten uns bereden wollen? eine Kraft, die durch Handauflegen und durch den Glauben wirkt? Πιστις σωσασα τον κιγνοντα, steht seit kurzem auf Lavaters Petschaft; und dis soll vermuthlich eine Empfelung seiner magnetischen Wunderkraft sein. Wozu dann aber alle die weitläuftigen, mühsamen, und für die profane Welt etwas anstößigen Operationen des Manipulirens? kann Gott itzt nur Wunder auf diese Art thun?

Ueber eine Kur des Hrn. von Inarre und sein Betragen dabei hat der Bischöflich Speierische Physikus Hr. D. Birnstiel ein lesenswürdiges Büchlein *) herausgegeben, das aber mit manchen Fehlern des Stils geschrieben und mit ganz entstellenden Druckfehlern gedruckt ist. Hr. Birnstiel zeigt vortreflich, daß auf die Patienten durch

*) „Gesammelte Aktenstükke zu Aufdekkung des Ge„heimnisses des sogenannten thierischen Magne„tismus, in einigen freundschaftlichen Briefen „dem Herrn Leibarzt und Hofrath Baldinger „mitgetheilt von F. H. Birnstiel. Marburg in „der neuen akademischen Buchhandlung. 1787. 8.

Digitized by Google

durch Einbildung und Glauben gewirkt wird, die Somnanbuläre clärvoyante aber nichts von einer unwillkührlichen Entzükkung, von einer wahrhaft so zu nennenden Begeisterung an sich hatte, sondern völlig willkührlich und zwekmäßig zu Werke ging; ja sogar einen Fehler in der Diät, den sie beim Abendessen an dem Patienten bemerkt und ihm scherzend vorgeworfen hatte, nun auch im Zustand der Desorganisation tadelte. Kurz: Gedächtniß, Verstand, Ueberlegung, Plan, ist hierbei sichtlich; und wo bleibt dann eine Spur von wunderbarer Divination? Denn Ridigers Theorie (s. Februar d. J. S. 156 f.) ist in diesem Stük gewiß die richtige. Ein Plan aber, der so viele Leute täuscht, verdient wohl offenbar einen härtern Namen. — Zwei mir auffallende Bemerkungen, will ich aus diesem Buche noch anführen. 1) S. 40. Hr. B. bemerkte ein ungefähr 10 rheinl. Zoll langes und etwa 4 Linien im Durchschnitt haltendes, um und um rundes, auch oben und unten rund abgestumpftes, blankes Metall oder Stük Stahl. Bei der Nachfrage darüber versetzte aber der sehr betroffene Hr. d' J. daß es zu der Operation nicht gehöre. Indeß finde ich in dem genannten französischen Buche (Tableau mouvant de Paris, Th. II, S. 162) auch, als Verschiedenheit in der Lehre, angeführt: daß die neuern Doktoren nicht mehr den bloßen Zeigefinger zum Leiten der magnetischen Materie hinlänglich halten, sondern eine 8 bis 9 Zoll lange eiserne Ruthe dazu gebrauchen. Ist wirklich etwas Magnetisches dabei? oder ist dieser Stahl nur ein magischer Zauberstab? — 2) S. 78 sagt Hr. B. „Man sagte mir, daß jeder Versuch magnetischer „Heilung bei Thieren" (welches doch Andre wollten) „Kindern, Blöd- und Wahnsinnigen, so wie

bei

bei denen nicht wirke, die ohne es zu wissen, oder ohne sich von der möglichen Wirksamkeit desselben lebhaft zu überzeugen, magnetisirt würden.“ Und nun setzt er S. 79 hinzu: „Hier verfiel ich auf eine Aehnlichkeit, worauf Sie als Protestant nicht so bald würden verfallen sein. Mir fiel nemlich das Exorcisten-Handwerk ein, wobei, wie beim Magnetisiren, der Schild und die Stärke des Glaubens unentbehrlich ist, wenn der Ausgang gesegnet sein soll.“ Man denke hier, wie selbst protestantische Geistlichen sich nicht schämen, eine Aehnlichkeit dieser Kur mit dem Handauflegen, mit der Wunderkraft der Apostel vorzuspiegeln. Man denke an den katholischen Exorzisten Gassner, den Lavater und Mesmer verehren! Und man überlege, bis zu welchem rohem Aberglauben der römischen Kirche wir durch diese neue Wunderlehre sinken können!

Herr D. Bicker hat einen zweiten Brief über die Bremischen Desorganisationsgeschichten drukken lassen *). Man kennt das Seichte seines Berichtes aus dem ersten Briefe **); und wenn die Herren Wienholt und Olbers glauben, ihre neue Kurart vertheidigen zu müssen, so sollten sie wenigstens einen andern Sachwalter annehmen. Itzt nimmt er sogar Fakta, die er selbst zuerst erzählt hatte, und deren auffallende Seltsamkeit gezeigt ward, zurük ***); wie ist mit einem solchen Mann

*) Hannöverisches Magazin, St. 19, den 5. März 1787.

**) Berl. Monatsschr. Februar d. J. S. 135—147.

***) Seine eigene Erzählung: daß bei der einen Patientin die Einbildungskraft rege gemacht und zur Unterstützung der gehofften Wirkung gebraucht worden, nennt er itzt, ein Mißverständniß entstan-

Mann weiter zu disputiren? — Er
gar nicht einmal zu wissen, woraus es
Man fragt nicht: ob vernünftige Fräkti
gleichen lange bekannt gewesen, nich
Nervenkrankheiten wohl anzuwenden
des Unglaubliche und Seltsame seiner
gen zu stützen, muß er ganz andere Fra
worten.

Ist es wahr, daß des D. Dunze
zu sehen, ob Dem. A. wirklich eine ihr u
Schrift durch das Gefühl errathen kann
S. 153.), verworfen worden? Ist es wa
re, als D. Rohde ihr ein beschriebenes B
kehrt in die Hand gab, die Augen öfne
Blatt umwandte, und dann das Wort au
(Mai, S. 486)? Ist es nicht überhaupt lä
solche Sachen zu einer Kur zu rechnen, solch
chen durch Manipuliren hervorzubringen? —
es nicht lächerliche Alfanzerei, Wasser zu magn
ren, indem man das Glas mit fünf Fingern u
anfaßt, und mit den ersten Gliedern der an
Hand es oben berührt, und wie Hrn Dikers
sch

entstanden. Und doch sagt er gleich dabei,
man ihr Schriften über den Magnetismus
lesen gegeben. — Vorher sagte er: die Mädc
wüßten in der Extase nichts von Blödigkeit, u
vor allem dem, was zufolge der Erziehung im
Frauenzimmer im Umgange mit Mannsperso
zurükhält und die Ergießungen ihrer Seele un
drükt. Nun heißt es: Sie seien zwar unge
und freimüthig, jedoch mit der größten Besch
denheit und Delikatesse. Doch wird dabei gesa
daß sie während der Ekstase „eine Munterke
„ein Vergnügen, einen Jubel, möchte ich es n
„nen, behaken."

Digitized by Google

[illegible]? – [illegible]ung S. 291 weiter davon lauret? Man [illegible]ssen, [illegible]da die Beobachtung genau anstellen, indem [illegible]nen Umstand nach dem andern bei diesem [illegible]ncifiren wegließe, um zu finden, in welchem [illegible]hre Kraft stekt. — Ist es sehr die guten [illegible] gleichgültig, daß man junge Frauenzimmer [illegible]lich mehrere Monate lang fast am ganzen [illegible]r bestreicht, und sie in der Gegend des [illegible]ltern, der Herzgrube, des Nabels, und der [illegible] D. Danz [illegible], sanft drükt? wie H. B. das Manipuliren [illegible]lich eine [illegible] 292, f. beschreibt. Selbst ein Franzose (Tobl. [illegible]ervation [illegible]vant, p. 159) sagt über die öffentlichen Ma[illegible]en? Je [illegible]stations und deren Wirkungen: Comment une [illegible]rchirieuse [illegible]se femme peut-elle se résoudre à éprouver [illegible]e Tiegen [illegible]ntainement des convulsions & des crises? Il [illegible]das Vort bien vilain de faire la grimace en bonne com[illegible]t überhaupt [illegible]gnie. Noch mehr ist zu hoffen, daß in unserm [illegible]rdnen, [illegible]tschen Vaterlande die Sache schimpflich werde: [illegible]zubringen [illegible]amit die Nervenkrankheiten so wenig als diese [illegible]aster zu [illegible]ähren einreißen. Denn auch diese Aehnlichkeit [illegible]auf Fingen [illegible]mit dem Exorzisiren hat die Sache. Je mehr man [illegible]ebern in [illegible]Teufeleien glaubt, und je mehr Teufelsbanner [illegible]en Bildes [illegible]giebt, desto mehr Besessene sind auch da, —

Ist es ferner nicht höchst gefährlich, durch diese Kur die Einbildung und das Nervensystem so sehr anzuspannen? Der schreckliche Fall ist bekannt, daß am Ende vorigen Jahres, in einer der ansehnlichsten Provinzen unsers Landes, die Gemahlin eines angesehenen verständigen und wohldenkenden Edelmanns, der jedoch eine zu große Meinung von den neuern Wunderkräften zu haben scheint, dieser Kur unterworfen ward, wodurch sie heftige epileptische Zufälle bekam, und endlich in wahre Raserei verfiel. Sie sprang Nachts plötzlich aus dem Bette, faßte ihren schlafenden Gemahl beim Leibe, warf ihn zur Erde, riß darauf das Fenster auf, und

Digitized by Google

und wollte sich herunterschlagen; drei starke Mannschen hatten genug zu thun, um diese von so vielen K. aufgeheiten entkräftete Dame zu halten. Dergleichen wirkten doch die wohlthätigen Apostel nicht durch Gebet und Handauflegen; wohl aber der schändliche Gassner. — Kann man sicher sein, daß eine auf diese angreifende Art geheilte Person keine Rezidive bekomme.*)? — Kann man endlich mit Vernunft glauben, daß Universalmedizin, wissenschaftliche Kenntniß, Lesen mit den Fingern, und Prophezeihen dadurch bewirkt werden kann, wenn ein junges Frauenzimmer von einem jungen Arzte bestrichen und gedrückt wird?

Thomas Akatholikus.

*) Der Vater der Demois. Sch. hat ziemlich heftig und feierlich gegen die Berl. Monatsschrift, in den Hamb. Korrespond. Beilage zu Nr. 77. vom 25. Mai 1787, setzen lassen: daß seine Tochter vollkommen gesund sei. Das steht ja aber auch gerade so, im Mai der Monatsschr. S. 484. Ja ist sie völlig hergestellt. — Das Rezidiv muß aber wohl wahr gewesen seinz denn sie hat es ja, nach Herrn Bickers zweitem Briefe S. 299, selbst prophezeihet. Mit dem mache der Vater es aus.

Digitized by Google

Digitized by Google